Romantiſche Biographie

des

Räuberhauptmanns und Luſtgärtners

Theodor Unger,

genannt

der große Karl,

von

H. L. Lehmann.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

1809.

Statt der Vorrede.

Das Ungewöhnliche, einen Miſſethäter öffentlich hinrichten zu ſehen, hat dem Held dieſer Geſchichte die unverdiente Ehre verſchaft, daß ſich Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, Alt und Jung für ihn intereſſirten und an ſeinem Schickſale einen beſondern Antheil nahmen. Ich bin weit entfernt, die Gefühle des Mitleids und der Menſchenliebe zu tadeln, weit entfernt weichen Seelen ein Verbrechen daraus zu machen, wenn ſie bei dem frühen Tode eines jungen Böſewichts Thränen vergoſſen und ſeine Begnadigung mit heißer Sehnſucht wünſchten; ich mißbillige es auch nicht, daß Männer,

Jünglinge und Knaben ihn wollten ſterben, ſein Blut fließen und ſeine Kameraden geißeln ſehen. Der Mann muß ſich, beſonders in unſeren Unglück ſchwangeren Zeiten, an ſchaudervolle Scenen gewöhnen, muß ſterben und ſterben ſehen, gelernt haben. Es mag auch darum ſeyn, daß Weiber und Mädchen aus den niedrigen Klaſſen des Volkes, ohne Herz und ohne Gefühl, oder Dirnen, welche auf Eroberung ausgehen, ſich bei einem ſolchen Pöbelfeſte einfinden; aber es verdient bitter getadelt zu werden, wenn Frauen und Mädchen von Stande, von Erziehung und Sitten, welche auf ein feineres, veredelteres Gefühl und höhere Geiſtesbildung Anſpruch machen, wenn Mütter und Weiber guter Kinder und Gatten, wenn Mädchen, welche einſt das Glück des Lebens mit edlen Männern theilen, die Lehrerinnen und Erzieherinnen und das Muſter ihrer Kinder ſeyn wollen und ſollen, wenn dieſe früher, neugieriger und ungeduldiger noch als der roheſte Pöbel einen Platz einzunehmen und zu

behaupten ſuchen, um das ſchreckliche Schauſpiel, einen Menſchen hinrichten zu ſehen, ſich an ſeinen Zuckungen zu weiden, die Verzerrungen ſeines Geſichts ihrer Phantaſie und Einbildungskraft einzudrücken, und ſich Wochen, Monate, Jahre lang, mit dem Bilde eines, nach den Geſetzen des Landes, rechtmäßig verurtheilten Miſſethäters, der vielleicht Mitleid, mehr aber noch Abſcheu, verdient, zu beſchäftigen, recht nahe vor Augen zu haben. Es verdient eben ſo ſehr getadelt zu werden, wenn Männer ihren Weibern, wenn Väter und Mütter ihren Töchtern erlauben, einen zum Tode verurtheilten Verbrecher in ſeiner Gefangenſchaft zu beſuchen, zu beſchenken, zu tröſten, zu bemitleiden, zu beweinen. Heißt das nicht eben ſo viel, als das Laſter ermuntern? Wird bei ſo bewandten Umſtänden ein Böſewicht, dem die Obrigkeit die Maſke noch nicht vom Geſicht geriſſen hat, der noch im Finſtern unter uns herumſchleicht und ſiehet, welchen er beſtehlen oder erwürgen kann, wohl durch dieſes unzeitige

Mitleid vom Bösen abgeschreckt werden? Weiber, mitleidige Weiber! wenn euer Herz euch drang, Gutes zu thun und Thränen zu trocknen, oder mit Unglücklichen zu weinen, oder Nackende zu kleiden, oder Kranke zu erquikken, Betrübte zu trösten, kanntet ihr denn keinen Prediger, keinen Arzt, keinen Armenvorsteher, keinen Armenfreund, der euch hunderte unserer armen, schuldlosen, elenden Mitbürger würde genannt haben, wo ihr Gelegenheit hattet, euren Hang zum Wohlthun zu befriedigen? Hieß das nicht die Perlen vor die Säue werfen? Wozu bedurfte der aus der Gesellschaft verstoßne, der durch gerechten Richterspruch verurtheilte Missethäter der feinen Leckerbissen, der kostbaren Weine, die ihr ihm spendetet? Hättet ihr nicht vielleicht mit einem Trunke stärkenden Weins den Vater, den kranken Vater nun unglücklicher Waisen, retten können? Ich bin kein Verläumder, und wozu sollte es frommen, einen hingerichteten Missethäter zu verläumden; aber ich weiß von glaubwürdigen

Männern, daß eure unnütze, strafbare Güte, ihn zum Trunkenbold machte, oder vielmehr seinen ehemaligen Hang zum Soff und zur Liederlichkeit, wieder in ihm weckte. Wenn das Polizeibüreau ihm in der letzten Nacht seines Lebens eine Erquickung von Speise und Trank sendete, wenn ihm von daher reichlich und gut gespendet wurde, so ist dis eine allgemein eingeführte Sitte, die der Gebrauch vieler Völker, seit langen Jahren, geheiligt hat; wenn der Richter, wenn die Polizeikommissaire, wenn seine Wächter, wenn die Gerichtsdiener ihn freundlich und human behandeln, so ist dies ein Beweis von unserer fortschreitenden Verfeinerung und höhern Ansichten von Tod und Leben; wenn selbst der Leichnam des Enthaupteten gegen Mißhandlungen geschützt, wenn er von einer Bürgerwache zum Tode begleitet, von ehrlichen Bettelvögten zur Ruhe getragen wird, so ist dies ein Beweis von der humanen Denkungsart der oberen Behörden, die diese, von andern Ländern so sehr abweichende, Zeremonien

anordneten; wenn der Scharfrichter ihm den ſauern Weg ins Grab erleichtert und ſeiner Angſt ſchnell ein Ende macht, wenn er ihn freundlich empfängt, liebreich mit ihm ſpricht, ihm Muth einflößt, ſo verdient dies unſere Achtung und den Dank der Obrigkeit, die ihn zum Vollzieher ihres Urtheils ernannte; wenn ſeine Diebskameraden und andere, die lange in ſeiner Geſellſchaft gelebt, mit ihm gegeſſen und getrunken, und beſenders noch das Vale mit ihm gezecht haben, am Fuße des Schaffots vor aller Welt ihm ihren Bruderkuß reichen und Abſchied von ihm nehmen, ſo beweiſt dies wenigſtens ſo viel, daß dieſe Leute ein freundſchaftliches Herz haben; wenn dem geſchickten Scharfrichter Beifall geklatſcht wird, ſo zeigt das von Beurtheilungskraft und Gerechtigkeitsliebe der Zuſchauer, und man muß geſtehen, daß in unſerem und andern Theatern oft geklatſcht wird, ohne daß der Schauſpieler, oder die Schauſpielerin ihre Rolle ſo gut geſpielt hätten, als Herr Gebhard; aber womit wollt ihr Weiber

eure unrecht angebrachte und unzeitige Wohlthätigkeit entschuldigen? Und ihr empfindelnde Närrchen, die ihr euch nicht schämtet, euch von einem Auswurf des menschlichen Geschlechts ein Andenken, eine Locke sogar, auszubitten, ihr, die ihr euch selbst in seinen Augen lächerlich und verächtlich machtet, da ihr eure Aeuglein in seiner Gefangenschaft roth weintet und eure kleine Sparbüchse in seine diebische Hand drücktet, um von ihm einen warmen Händedruck erwiedert zu erhalten, womit wollt ihr euren Leichtsinn entschuldigen? Mit welchem Herzen werdet ihr einmal einem braven Jüngling, der euch seine Hand bietet, eine Locke abfodern, um sie als ein Andenken seiner Zärtlichkeit zu verwahren? Muß er nicht besorgen, daß ihr ihm ein getheiltes Herz zubringt? O ich schäme mich in euren Namen, daß ihr so tief gesunken seyd! Ich kenne keine von euch persönlich — ich will keine kennen lernen; denn ich müßte euch verachten. Euch zu Gefallen indessen schreibe ich sein Leben, nicht eben sein Räuberleben,

denn das dürfte nur für Spitzbuben und Diebe Interesse haben, sondern sein romantisches Leben; weil sich daraus nur allein eure Vorliebe für diesen Galgenvogel erklären und entschuldigen läßt. Eure Unbedachtsamkeiten rührten blos von einer unerklärbaren Sympathie her, die euch zu ihm hinriß, ohne daß ihr selbst wußtet, wie? Ihr fühltet euch von diesem Wesen angezogen, ohne es zu wollen, und in der Uebereilung, da er euch nichts anders geben konnte, fodertet ihr eine Lecke. Euch zu entschuldigen gebe ich diese hier folgenden romantischen Bruchstücke aus seinem Leben. Er ward mehr als einer Schönen gefährlich, und ihr könnt den Göttern danken, daß er seine Laufbahn so schnell vollendet hat.

Gauner-Romane sind, nach Fischers Behauptung, unter den Spanischen Romanen, die besten, und Räuber-Romane werden in

meinem Vaterlande am liebsten gelesen. Da nun jedes Schriftstellers Hauptzweck immer der ist, gelesen zu werden, so wage ich es einen Räuberroman zu schreiben, weil auch ich gelesen seyn will. Gern würde ich meinen Freunden, und besonders meinen Freundinnen die Ausgabe für dieses Werkchen erspart und es nach und nach in den Beobachter an der Elbe eingerückt haben; aber da respectire ich die weibliche Ungeduld zu sehr, als daß ich die Befriedigung ihrer Neugierde, wenn von einem schönen, obgleich gottlosen, Jungen die Rede ist, auf 3 oder 4 Monat verzögert haben sollte. Daher ergreife ich meine Feder und gebe ihnen rasch zu lesen, was sie zu lesen wünschen, und mache sie mit Geheimnissen bekannt, die nur ich und einige Damen aus seinem und seiner Freunde Munde gehört haben, die nicht in den Acten seines Processes enthalten sind. Ich schreibe nur für Frauenzimmer, ob ich gleich wünsche, auch von Herren gelesen zu werden; beide, denke ich, sollen dabei gewinnen an

Selbſtkenntniß und Weltkenntniß, beide werden am Ende ausrufen: So ſind ſie Alle!

Von ſeinen Diebereien und Raubzügen werde ich nur dann zu ſprechen Gelegenheit nehmen, wenn ſie zur Unterſtützung ſeiner Liebesabentheuer beitrugen, wenn ſie ihn zu Entdekkungen neuer Schönheiten führten, oder wenn eine Liebende oder Geliebte ihn den Verfolgungen der Gerechtigkeit entzog. Wozu ſollte es frommen, meinen lieben Leſerinnen die abſcheulichen Scenen zu malen, die das Herz mit Graus und Abſcheu erfüllen und den Menſchen auf der niedrigſten Stufe der Rohheit erblicken laſſen? Sein Hang zur Schwelgerei, ſein Wolluſtteufel, ſein ewiges Tüchten und Trachten den Weibern zu gefallen und Weiber zu verführen, waren die Hauptquelle ſeines Unglücks und führten ihn endlich aufs Schafott. Weiber, Wein und Würfel untergruben ſchon das Glück von Tauſenden und ſtürzten jung und alt in den Abgrund des Verderbens. Doch, wer ſpiegelt ſich daran? Wer läßt ſich warnen?

Unſer Theodor war von Jugend auf ein Kniffgenie und dazu machte ihn eigentlich die verzärtelte Erziehung ſeiner Mutter; ſeinen Hang zu Weibern gab ihm die Mutter Natur und die frühern Umgebungen. Wir wollen ihm daraus eben kein Verbrechen machen, daß er liebte, noch weniger, daß er geliebt wurde; aber ſein Beiſpiel und die Erzählung ſeiner Liebesabentheuer wird uns belehren:

Daß lieben und geliebet werden
Nicht immer ſey das größte Glück auf Erden,

wie die ſchwärmeriſche Jugend zu glauben pflegt, und wie ſie uns Alte, die wir das ja aus Erfahrung beſſer wiſſen, ſo gern überreden möchte. Wie kann das aber auch anders ſeyn? Lafontaine predigt ihnen ja dies auf allen Seiten und unſere Komödienſchreiber und ihre Repräſentanten, die Schauſpieler und Schauſpielerinnen, beweiſen es ja ſonnenklar auf dem Theater und hinter den Couliſſen.

Noch das muß ich meinen Leserinnen im voraus sagen: Keine, auch die nicht, welche hier ihre Geschichte finden wird, darf besorgen von andern erkannt zu werden; sie soll nur sich selbst kennen lernen. Ich habe Namen, Ort, Stand, Alles geändert und bin nur in Erzählung der Thatsachen der Geschichte treu geblieben. Wenn also eine Nachbarin kommt und sagt: Fiekchen, Miekchen, Riekchen — das bist du! so ist darauf mit Nichts anderm, als einem verächtlichen Blick und einer Bewegung des Daumens und des Zeigefingers nach der Nase zu antworten. Niemand kennt die Originale, als ich, und ich habe warlich schweigen gelernt, das wird mir manche meiner Bekannten zeugen müssen.

Also zur Geschichte!

Theodors Eltern wohnten in Oppburg, unweit der Gartenstadt Beseneck. Ein bequemes Haus von alter Bauart, welches von einer uralten Linde verdeckt, dicht an einem schönen Bache lag, längst dem ein großer mit mannichfachen Gewächsen besetzter Garten hinlief, war seine erste Wiege. In der Nähe umher lagen die kleinen und lieblichen Wohnungen einiger Gärtner und Landleute, und an dem südwestlichen Ende des Dorfs ein altes Schloß mit einem Lust- Baum- Kraut- und Blumengarten.

Der Keller und der Boden seines Vaters war mit allem, was die milde Natur und sein unermüdeter Fleiß ihm gaben, reichlich angefüllt; seine Mutter und Schwestern pflanzten Flachs und spannen ihn und Wolle fleißig, und

ließen weben zur künftigen Aussteuer. In den Stuben, im Garten, bei den Nachbarn, im Schlosse fehlte es nicht an Gegenständen, deren Betrachtung und Gebrauch einen gut gearteten Knaben über das gewöhnliche Landleben erheben und ihn zu einer höhern Ausbildung vorbereiten konnte. Im Schloß sah er Statüen, Gemälde, Kupferstiche, bemalte Gefäße, Bücher, Porzellan, Glas und eingelegte Arbeiten, Uhren, silberne Geräthe u. dgl., und der Ruf seines Vaters, als geschickter Gärtner, zog ihm zahlreiche Anfragen und Besuche zu. Ein tüchtiger Jugendlehrer war von dem Grafen von Hohenlohe im Dorfe angestellt, und der Prediger des Orts gehörte zu der zahlreichen Menge seines Standes, die ihrem Berufe Ehre machen und die Pflichten eines rechtschaffnen Volkslehrers nicht blos kennen, sondern auch üben.

Sein Vater war ein sehr rechtlicher, sehr thätiger und ganz der Gärtnerei lebender Mann, ein guter, frommer Christ und gefälliger Gatte. Seiner Mutter wissen wir weder Gutes noch

Böſes nachzuſagen; ſie gehörte zu dem groſſen Haufen der Weiber, die ſich zu unſerm Glück, weder durch groſſe Tugenden, noch durch Laſter auszeichnen. Sie hatte einen Fehler, mit den meiſten Müttern gemein, ſie verzog ihre Kinder und beſonders Monſieur Theodor, mit dem ſie erſt noch ſpät den alternden Eheherrn beſchenkte. Er war ihr Liebling; alles was er that, war ſchön und gut, alles ſchlechte wurde entſchuldigt, ſelbſt Bosheiten giengen ihm für frei aus, und fanden in den Augen der zu zärtlichen ſchwachen Mutter Beifall. Er war von Körper ein geſunder, ziemlich wohlgewachſener und gutgebildeter, ſchlanker, ob gleich nicht groſſer und ſchöner Mann. Seine körperlichen Vorzüge beſtanden in einem kräftigen, nervöſen Gliederbau, einem lebhaften Teint, einem feinen Mund, feurigen Augen und guter Stellung. Es fehlte ihm auch nicht an natürlichen Anlagen; er hatte einen ofnen Verſtand, ein glückliches Gedächtniß, viel Faſſungskraft, aber er bildete bei frühem Hange zur Schwelgerei,

zum Müßiggange, zur Wollust, diese Anlagen nicht aus, wandte keine derselben zu seiner Vervollkommung an, blieb in allem wissenschaftlichen Unterrichte gegen seine Kameraden weit zurück, und lernte blos von seiner Mutter die Kunst zu überreden, deren sie sich oft zu seinem Besten bei dem strengern Vater bediente, und die Kunst sich mit Geschicklichkeit zu entschuldigen, wenn er etwas Unrechts gethan hatte. So wuchs er heran bis in sein funfzehntes Jahr, wo er die Schulen verließ und sich nun besonders der Kunst seines Vaters widmen mußte. Ich sage wohlbedächtig mußte; denn zur Arbeit hatte er von Jugend auf wenig Lust. Zwar hielt ihn sein Vater dazu an, die Töpfe, worinnen Zwiebeln zum Treiben standen, in die Höhe zu bringen, die Blumen zu begießen, den Nelkenstöcken bei Thauwetter Luft zu geben, die Beete mit Matten des Tags gegen zu starke Sonnenhitze und Regen zu sichern und des Abends die Matten weg zu nehmen, Erde zu sieben, die Blumenstengel an

dünne Stäbe zu binden, die Glocken von den Melonen zu heben und aufzuſetzen, Ohrenwürmer, Blattläuſe und andere den Blumen ſchädliche Inſekten aufzuſuchen und zu vernichten, den Maulwürfen nachzuſtellen, Raupennester aufzuſuchen und zu verbrennen, die Werren und Schildkäfer zu vertilgen, Sperlinge zu ſchießen, Früchte einzuſammeln u. dgl. leichte Arbeiten mehr; aber ſeine Spielplätze waren ihm lieber, als der Garten ſeines Vaters, er ſtahl ſich fort, ſo oft er konnte, machte alles nur halb und fand unter dem Schutze der Mutter ſelten einen ſtrengen Vater. Seine Jugend mußte alles entſchuldigen.

Die Kinderjahre waren indeſſen zurückgelegt; Theodor reifte zum Jüngling heran, und der gute Vater fand es ſehr nöthig, ihm ſtrengere Arbeit und höhere Pflichten aufzulegen, damit der Junge, wie er ſagte, nicht ganz verwildere. Er weihete ihn daher in den Geheimniſſen ſeiner edeln und ſchönen Kunſt immer mehr und mehr ein, und ſuchte ihn beſonders

zum Lustgärtner zu bilden, weil er glaubte, als solcher würde er sein Glück weit eher an irgend einem Hofe machen. Er benutzte zu dem Ende die Freundschaft des Schloßgärtners und gäb ihn bei demselben förmlich in die Lehre, weil er glaubte, dieser würde ihn besser in Zucht und Ordnung halten können. Da er schöne Vorkenntnisse mit zu diesem braven Manne brachte, dieser seine Gärten und Arbeiten leicht übersehen konnte und nicht zu viel Arbeit von ihm foderte, ihn überhaupt als Pathe und Freundes und Nachbars Sohn behandelte, ihn oft zur Mutter gehen ließ, seine Freiheit wenig beschränkte und fünf gerade seyn ließ, so ging auch die Sache bis zum 17ten Jahre ziemlich gut, der Lehrherr, der Vater, der Lehrling, alles war zufrieden; allein alle hatten den eigentlichen Grund übersehen, warum Theodors Betragen noch so ziemlich leidlich war. Theodor war verliebt, und das geliebte Mädchen hielt ihn zur Ordnung an, weil sie das Plänchen im Kopfe hatte, einstens Frau Lustgärtnerin zu

werden, und den Theodor an die Stelle ihres Vaters zu ſetzen, deſſen graue Haare ſie daran erinnerten, daß er kein Jüngling mehr ſey. Sie war nur um ein Jahr älter als er, war ſeine Jugendgeſpielin geweſen, nannte ihn du, leiſtete ihm oft bei ſeinen Arbeiten den thätigſten Beiſtand, zog ihn bei jeder Gelegenheit ihren Brüdern vor, ſteckte ihm heimlich gute Biſſen zu, machte ihn mit den kleinen Schwachheiten ihrer Eltern bekannt, benutzte dieſe zu ſeinem Vortheile, ſtellte ihn immer in dem beſten Lichte dar, entſchuldigte ſeine Fehler, ermunterte ihn zum Fleiß, zur Thätigkeit, machte ihn im Schloſſe bekannt, kurz, that alles, um ihren Liebling andern lieb und werth zu machen. Bei dieſer Behandlung gewann der junge Menſch in der That ſehr und ſie hatte dabei nichts arges. Was ſie in dem Umgange mit gebildetern Leuten im Schloſſe ſelbſt an Bildung gewonnen hatte, das ſuchte ſie ihm mitzutheilen, und ſie glaubte blos Erzieherin ihres künftigen Gatten zu ſeyn, glaubte nicht, daß ihre

Vorliebe für ihn jemals ausarten, sie ins Unglück stürzen könnte.

Theodor nahm viele ihrer Lehren an, wenigstens befolgte er dieselben sehr genau in ihrer Gegenwart, und riß ihn ja die Liebe zum Trunk einmal zu Ausschweifungen hin, so war er klug genug, sich zu verbergen, und unser Hannchen erfuhr nie, oder doch nur höchst selten, wenn er des Sonntags spät berauscht nach Hause kam; er beredete sie, er hätte bei der Mutter bleiben müssen. Da er nie Vorwürfe aus ihrem Munde hörte, die so oft das Grab der Liebe sind, so mußte dies alles Eindruck auf ihn machen, und er mußte ein so sanftes, gutes, gefälliges Mädchen wieder lieben; allein er kannte nicht das Zarte und Feine der Liebe; er war früh blos Wollüstling, suchte Befriedigung seiner Naturtriebe und riß das arme unglückliche Mädchen mit sich in den Abgrund des Verderbens. Kein warnender Engel stand der Schwachen zur Seite; ihr alter Vater nicht; denn der ließ sich so etwas gar nicht träumen. In seiner

Jugend hatte er kein Beiſpiel erlebt, daß ein Jüngling vor dem zwanzigſten Jahre einem Mädchen nur ein Liebesgeſtändniß gethan, oder von Heirathen geſprochen, geſchweige denn, ihr die Unſchuld geraubt hätte; die Mutter nicht, denn ſie hielt die ihr zwar bekannte Liebe der jungen Leute für ſehr unſchuldig und begünſtigte ſie gewiſſermaßen, in der Vorausſetzung, daß beide Mann und Frau werden ſollten, wie ſie und ihr Caſpar es geworden waren; die Brüder nicht, denn ſie waren zu jung und kannten die Gefahren des Alleinſeyns zweier jungen Leute von verſchiedenem Geſchlechte nicht; ihre Freundinnen nicht, denn eigentlich hatte ſie keine und ihre Bekannte lebten auch in einer Art von ländlicher Unſchuld, die ſie in der Liebe der beiden jungen Leute kein Verbrechen ſehen ließ. Kurz, nichts hinderte den jungen Böſewicht, ſich täglich mehr und mehr in Hannchens Gunſt einzuſchmeicheln, ihre Sinnlichkeit zu reizen und ſie endlich zu einem Schritt zu verleiten, deſſen Folgen ſie vielleicht nicht einmal in ihrem ganzen Umfange kannte.

Das gute Vernehmen zwiſchen Theodor und Hannchen nahm auf dieſe Weiſe täglich mehr zu, bis endlich die kluge Mutter zu ihrem Entſetzen bemerkte, daß auch Hannchen mehr als gewöhnlich zunahm. Dadurch wurde auf einmal die Zufriedenheit in der Familie und das ganze häusliche Glück des alten Schloßgärtners untergraben. Zwar hatten ſie eben nicht Urſach, wie ſo manches andere Mädchen, um die Ernährung eines ſolchen ungebetnen Gaſtes beſorgt zu ſeyn; aber ein Luſtgärtner eines Grafen hegt ganz andere Begriffe von Ehre und Schande, als ein anderer Gärtner; er hielt ſich und ſeine ganze Sippſchaft in ſeiner Tochter beſchimpft, und würde ihr und ihm im erſten Aufbrauſen ſeines Zorns übel mit gefahren haben, wenn nicht die Mutter ſich dazwiſchen gelegt und ihm begreiflich gemacht hätte, daß die ganze Sache durch eine baldige Heirath abgemacht werden und die Kinder ja in Brod geſetzt werden könnten. Man wolle zuerſt der Kammerjungfer der gnädigen Gräfin die Sache

plauſibel machen, dieſe ſolle es dem jungen Herrn Grafen, der noch auf der Univerſität, aber ein ſehr liebreicher Herr war, ans Herz legen, und dieſer dann die gnädige Frau Mutter bitten, ihren hohen Conſens zur Heirath und zur Subſtitution zu ertheilen.

Allein die Kammerjungfer war leider die Klippe, woran ihre hofnungsvolle Vorausſetzung ſcheiterte. Als die Frau Schloßgärtnerin die Mamſell Mariane zum Kaffee und freundſchaftlichen Butterbrod einlud, ſo wurde dies mit vielen freundlichen Complimenten angenommen; allein welch ein Donnerſchlag für das arme Marianchen, als die Frau Schloßgärtnerin ihr die traurige Lage ihres Hannchens entdeckte und um ihre Vermittlung ſehr demüthig bat. Sie wurde plötzlich blaß wie eine Leiche, ſank in Ohnmacht, aus der ſie ſich nur mit Mühe erholte, und ließ ſich ſogleich nach Hauſe führen. Ein Fieberfroſt nach dem andern überfiel ſie, der Arzt mußte gerufen werden, er entdeckte leicht ihren Zuſtand; die Frau Gräfin mußte

davon benachrichtigt werden, und schon am andern Morgen wurde die Unglückliche zu ihrer Mutter zurück gesandt, und Theodor erhielt den Befehl vom Grafen, sich nicht wieder im Schloßgarten blicken zu lassen. Das arme Marianchen war in der That ein allerliebstes Kind, auf dessen wirklich schönem Gesichte die Augen des jungen Grafen nicht ohne theilnehmendes Gefühl ruhen konnten, und ihr schlanker Wuchs ward durch ihre nette Tracht sehr vortheilhaft hervor gehoben. Ueber ihr ganzes Wesen war eine ungemeine Sittsamkeit verbreitet, und dennoch hatte die verführerische Kunst des Theodors sich einzuschmeicheln, sie zum Opfer seiner Wollust gemacht. Er hatte ihr Gefühle geheuchelt, deren Reinheit sein Herz nicht mehr kannte, oder vielmehr nie gekannt hatte; denn er war nur ein höchst sinnlicher Mensch. Auch sie hatte sich den Hofgärtner in den Kopf gesetzt und glaubte bei den Verhältnissen, in welchen sie mit der gnädigen Gräfin, und besonders mit dem jungen Herrn Grafen, stand, nichts

zu wagen, wenn ſie den Schmeicheleien des luſtigen Gärtnerburſchen Gehör gäbe, glaubte an ihm im Fall der Noth eine Stütze zu finden und zugleich ſeine Wohlthäterin zu werden, da man wohl berechnen konnte, daß der alte Hofgärtner nicht mehr lange leben, und alſo ihr Theodor leicht in ſeine Stelle einrücken konnte. Die Arme hatte ſich getäuſcht; man nahm ihr Vergehen im Schloſſe ſehr hoch auf; ſie mußte ſogleich aus dem Hauſe, und Theodor wurde ebenfalls, wie ſchon geſagt, verabſchiedet, ging zu ſeiner Mutter und fand nun zum erſtenmale, daß dieſe ihre vorige Autorität über den Vater verlohren hatte; denn dieſer wollte ihn ſchlechterdings nicht in ſeinem Hauſe dulden, da er zwei, wo nicht vier Menſchen unglücklich gemacht und zwei ſonſt freundſchaftlich geſinnete und durch Liebe und Zutrauen verbundene Familien entzweit, und die Eltern nicht nur der beiden Mädchen, ſondern auch die Seinigen in Schimpf und Schande gebracht hätte. Nein, ſagte er, das iſt für einen ſo jungen Menſchen

zu viel Bosheit auf einmal, der taugt zu nichts in der Welt, ich sage mich auf immer von ihm los und will ihn nicht vor Augen sehen. Diese Genugthuung bin ich auch meinem Freunde, dem Hofgärtner, schuldig; binnen hier und drei Tagen muß er mein Haus verlassen. Dann ging er zum Gevatter Hofgartner, beweinte mit diesem ihr gemeinschaftliches Unglück und eröfnete ihm seinen festen Entschluß, den auch dieser durchaus billigte, für das Kind zu sorgen und sein Freund zu bleiben versicherte.

Zwar machten die beiderseitigen Mütter noch einen Versuch, die Alten zu beruhigen, dem Sohn und der Tochter Verzeihung auszuwirken und ungeachtet der fehlgeschlagnen Hofnung zur Hofgärtnerei die jungen Leute zu verbinden; allein beide Väter wollten davon nichts hören, und Theodor selbst schien die Wanderschaft als Gärtnerbursche der Heirath vorzuziehen, versprach aber Hannchen treu zu bleiben und sie zu heirathen, wenn er ein gewisses Brod finden sollte.

Sein Vater gab ihm den Rath nach Dresden zu gehen, wo er noch Freunde habe, und dort Arbeit zu ſuchen. Empfehlungsbriefe könne und wolle er ihm nicht mit geben; denn er wolle keinen Freund betrügen; er möge ſehen, wie er fortkomme. Theodors Leichtſinn erlaubte ihm nicht hierüber nachzudenken; er ſchnürte ſein Felleiſen, wurde von der Mutter mit Geld verſehen, nahm ohne Thränen Abſchied und trat ſeine Reiſe in die groſſe Welt mit dem Vorſatze an, ſeinen Geburtsort nie wieder zu ſehen, oder als ein reicher und angeſehener Mann dort zu erſcheinen. Hannchen konnte er nicht ſprechen und wünſchte es vielleicht auch nicht; denn ſeine Begierden waren befriedigt; er dürſtete nach neuen Abentheuern und eilte Dresden zu erreichen, wo er ſattſame Befriedigung ſeiner Leidenſchaft zu finden hofte, da er von einem reiſenden Gärtnerburſchen, der einige Tage bei ſeinem Lehrherrn ausruhete, viel von der Schönheit und Galanterie der Dresdnerinnen hatte ſprechen hören, ob er ſich gleich auch die War-

nung deſſelben gemerkt hatte, des Abends den Schönen auf und in der Gegend der Elbbrücke ſorgfaltig auszuweichen, ſo lockend auch ihre Stimmen ſeyn möchten.

Nach einer Wanderſchaft von 14 Tagen, auf der ihm nichts beſonders aufſtieß, als daß ſich in einem Wirthshauſe, wo er ſpielte, ein junger Menſch ſeiner annahm, da ihn ein Jude ſichtbar betrog, und jener Fremde nun ſein vertrauter Freund wurde, mit dem er nach Dresden wanderte.

Eine neue Rolle des Lebens ſpielt der Menſch am wärmſten und beſten. Ueber eine Antrittspredigt z. B. ſchwebt der heilige Geiſt brütend mit Taubenflügeln — aber ſpäter liegen die Eier kalt. Theodor, noch in keine Freundſchaft eingeweiht, als in die weibliche, betete die männliche an, wie ein aufſteigendes Geſtirn, und er fand für dieſe weit mehr Opferkräfte in ſeiner Seele aufbewahrt, als für die Liebe. In der Freundſchaft iſt der Mann, wie in der Liebe die Frau, und umgekehrt, mehr den Gegen-

ſtand ſuchend als die Empfindung für ihn. Sein neuer Freund war ein Schloſſer-Geſelle aus Berlin, der aus Frankreich kam, wo er ſeine Kunſt gemißbraucht hatte, und nur durch eben dieſe Kunſt der Galeere, oder der Guillotine entgangen war. Beide fanden ſehr bald Geſchmack an einander, beide verſprachen ſich nicht zu trennen, machten eine gemeinſchaftliche Caſſe und hatten gemeinſchaftliche Vergnügen, die jetzt nur noch in Wein, Weiber und Spiel beſtanden, obgleich der Schloſſergeſelle oft darauf anſpielte, daß er Mittel und Wege genug wüßte, ihre gemeinſchaftliche Caſſe zu bereichern, und dadurch die Summe ihrer Genüſſe und Freuden zu vermehren. Dieſer nichtswürdige Bube gab ihm eigentlich die erſte Idee, ſich vom Diebſtahl zu nähren und machte auch mit ihm die erſten Verſuche zum Stehlen, die hier nicht her gehören, da ich nur von ſeinen Liebesabentheuern zu ſprechen mir vorgenommen habe.

Die beiden Freunde trafen an einem ſchönen Tage zu Dresden ein, ſuchten ein anſtändiges

Wirthshaus, denn sie hatten noch Geld und waren gut gekleidet und wollten sich nur erst nach einigen Tagen nach Gelegenheit umsehen, wo sie unterkommen könnten. Der Schlosser hatte keine rechte Lust lange zu Dresden zu bleiben, sondern sehnte sich nach den Freuden seiner geliebten Vaterstadt, die sie damals in so grossem Maße darbot. Nach Tische machten sie eine Promenade zum Elbthor hinaus, bewunderten die schöne Gegend der Stadt, freueten sich über den daselbst herrschenden Wohlstand, der sich ihren Augen von allen Seiten darstellte, und geriethen so, ohne zu wissen wie, in einen der öffentlichen Gärten, deren Dresden so viele hat, und die nicht wenig zum Vergnügen ihrer jovialischen Einwohner beitragen. Sie suchten den Eigenthümer auf, und trafen statt seiner zwei Schwestern, deren Anblick unsern Theodor sogleich bestimmte, hier zu bleiben und alles aufzubieten, bis er beide, oder doch wenigstens eine gewonnen und dadurch die Zahl seiner Eroberungen vermehrt hätte.

Die älteſte hieß Hannchen, war von königlicher Bildung, groß, ſchön, verwegen, ſchlau und des Vaters Liebling. Den reizenden Körper voll Ebenmaß belebte eine feurige Seele. Auf dem hohen, blendenden Halſe thronte ein herrlicher Kopf voll Kraft und Ausdruck. In den großen ſchwarzen Augen glühte die rege Leidenſchaft des ſüdlichen Himmels. Ihr erſter Anblick erregte Bewunderung, doch war der Triumph ihrer Schönheit nur vorübergehend. Lieber und länger weilte ſein Blick auf der ſtillen, heiligen Geſtalt der beſcheidenen und jüngern Schweſter Margarethe. Aus dem klaren freundlichen Auge derſelben ſprach Unſchuld eines reinen Herzens und einer ſchönen Seele. Ueber ihre zarte Lippe wagte ſich nur der unbeſcheidne Wunſch eines Theodors; denn ihre anſpruchloſen Reize, die ſich vor ſeinem lüſternen Blicke geſchämig zu verbergen ſuchten, geboten andern Achtung. Man bewunderte an ihr nicht die Fülle und den Reichthum, die den Rauſch einer wollüſtigen Stunde verſichern. In

ihrem Blick glänzte nur der Himmel einer ewigen Liebe dem Glücklichen aus ihm entgegen, der ihn zu verdienen wußte, und das war denn doch wohl Theodor nicht. Indessen der Stolze, der schon manches Weiberherz besiegt hatte, beschloß, trotz der Schwierigkeiten, die er sich selbst sehr groß vorstellte, dennoch seine Netze zuerst nach dieser auszuwerfen.

Er gab sich sogleich für einen reisenden Gartnerburschen aus, der in dem schönen und gartenreichen Dreßden Arbeit zu finden wünsche, und setzte noch hinzu, der Gastwirth, bei dem er logire, habe ihm vorzüglich diesen Garten empfohlen, weil der Besitzer desselben ein Mann sey, von dem er viel würde lernen können und der seine Leute mit väterlicher Güte behandele.

Was das anbetrift, erwiederte Hannchen, so hat man unserem Vater nur Gerechtigkeit wiederfahren lassen, allein ich zweifle, daß er jetzt noch jemand anstellen wird; denn wir haben zwei sehr brave Leute.

Ich hoffe, Sie werden mir das Wort reden, verſetzte Theodor, ich ſehe nicht auf den Lohn, denn mein Vater iſt ein wohlhabender Mann, ich wünſche blos einen Herren zu finden, bei dem ich etwas lernen kann und der mich nicht als ſeinen Taglohner behandelt, denn ich bin von gutem Hauſe und ſoll mich zum Hofgärtner des Fürſten von Hohenlohe bilden.

Durch dieſe Schmeichelei und Lüge zugleich nahm er die Mädchen für ſich ein und vielleicht bildete Hannchen ſogleich das Project einſt Frau Hofgärtnerin zu werden. Sie ſagte ihm alſo, ſie würde ihren Vater, der erſt morgen von einer kleinen Reiſe zurückkomme, davon benachrichtigen, und wenn es ſich immer thun laſſe, ſo ſollte er in Arbeit genommen werden, ob ſie ihm gleich keine Hofnung dazu machen könnte.

Man weiß, daß eine Idee, die ſich ein Mädchen oder Weibchen einmal in den Kopf geſetzt hat, und woran beſonders ihr Herz Theil nimmt, auch gewöhnlich zur Wirklichkeit gebracht wird, und daß von Frauenzimmern ent-

worſne Projecte, troz aller Schwierigkeiten, gewöhnlich auch durchgeſezt werden. Dazu kam noch, daß Hannchen der Liebling des Vaters war, daß ſie die Stelle der Mutter im Hauſe vertrat, und daß der Vater ihr ſelten zu widerſprechen pflegte. Er und ſein Freund baten ſich nun einige Erfriſchungen aus, unterlicken die Mädchen ſo gut ſie konnten, und empfahlen ſich endlich dem geneigten Andenken der beiden Schonen mit dem Verſprechen, übermorgen wieder zu kommen und Beſcheid zu holen.

Theodor hatte es gegen ſeinen Freund gar kein Hehl, daß er auf Eroberung des Schweſtern-Paars ausgehe, und verſprach ihm ſcherzend, ihm eine von beiden abzutreten, nur ſolle er ſich gleich erklären, ob er die ältere, oder jüngere, die größere oder kleinere haben wolle.

Wenn ich mich anders auf Mädchen verſtehe, antwortete der Berliner, ſo wird Dir und mir von dieſen beiden keine zu Theil. Die jüngere iſt eine Heilige, die ein Paar ſolche

Buben, wie wir ſind, zum Teufel ſchickt, und die ältere hat bei allem Anſchein von Koketterie gewiß nur ein ſolides Etabliſſement zur Abſicht. Kannſt Du ſie heirathen, dann kann ſie die Deine werden; aber verführen läßt ſie ſich von Dir nicht. Da denke daran. Ich reiſe nach Berlin, und ich hoffe Dich dort nach wenigen Wochen zu umarmen; denn hier giebts nichts Kluges, das ſehe ich ſchon kommen.

Unſer Theodor lachte über die Aeußerungen ſeines Freundes und traute ſeinen ſüßen Schmeicheleien, ſeiner Ueberredekunſt, ſeiner Jugend und ſeiner hübſchen Figur alles zu. Sie beſuchten den folgenden Tag noch einige Gärten und öffentliche Orte, waren entzückt von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Frauen und Mädchen, und Theodor äußerte, daß er hier bleiben würde, wenn er auch Holzhacker oder Waſſerträger werden müßte.

Der Tag brach an, wo er über dieſen heiſſen Wunſch ſeines Herzens Gewißheit erhalten

ſollte, und ſo ſehr ihn ſein Freund auch zurückhielt und ihm das Unſchickliche ſeines Betragens vorſtellte, ſo war er doch nicht zurück zu halten; er eilte ſchon des Morgens um 7 Uhr nach dem Garten, mehr nach den Schönheiten, die ihn belebten. Er fand den Vater und Eigenthümer derſelben und deſſelben mit ſeinen Leuten bei einem Hyacinthen-Beete beſchäftigt, ſtellte ſich ihm ſogleich als einen Zunftgenoſſen vor und verheelte nicht, daß er das Glück gehabt habe, während ſeiner Abweſenheit die Töchter des Herrn Gärtners kennen zu lernen, und daß ihm dieſe einige Hofnung gemacht hätten, daß er bei ihm eine Stelle finden würde. —

Meine Hanne hat mit mir davon geſprochen, und da der eine meiner Leute nach Holland und England zu gehen Luſt bezeigt hat, ſo kann dazu rath werden, wenn anders derſelbe ſeine Geſinnungen nicht geändert hat und wir des Gehalts wegen eins werden. Doch davon können wir beim Frühſtück ſprechen, wozu es eben Zeit ſeyn wird, laſſen ſie uns nach jenem Gar-

tenhause gehen, wo wir es in dieser Jahrszeit gewöhnlich einzunehmen pflegen.

Mit diesen Worten führte er unsern Theodor nach einem an einer Linden-Allee liegenden Gartenhause, in der sich des Morgens und Abends bei gutem Wetter gewöhnlich eine Menge Spatziergänger befanden, die aus demselben gemustert werden konnten. Sie fanden das Schwestern-Paar des Vaters und vielleicht auch des Fremdlings harrend in einem niedlichen Dresdner Negligee, schon bereit, den Kaffee zu servixen, und Hannchen bedauerte, daß er seinen Freund nicht auch mitgebracht hatte. Da man sich schon kannte, so war das Gespräch bald angeknüpft; er mußte dem Alten erzählen, woher er wäre, wie er hieße, wo er gelernt und welcher Art der Gartnerei er sich vorzüglich gewidmet hätte, und es fand sich, daß Theodors Vater eine Zeit lang mit dem Dresdner zu Ludwigsburg in Condition gestanden hatte. Die Nachrichten, welche er von sich und seiner Familie ertheilte, gefielen dem

Alten wohl; er ließ den Gartnerburschen, der nach Holland reisen wollte, rufen, fragte ihn, ob er nicht etwa seine Meinung geändert hätte, und eröfnete ihm, daß sich hier ein Bursche um Arbeit melde, den er zu nehmen lust hätte, wenn er anders bei seinem Vorsatze beharre. Der junge Mann, ein Dessauer von Geburt, erklärte, daß er zwar hier gut aufgehoben sey, daß er aber schlechterdings Holland und England bereisen müsse, wenn er die Stelle haben wolle, auf welcher sein Augenmerk gerichtet sey, daß es ihm daher sehr angenehm sey, wenn er in der jetzigen Jahrszeit verreisen konnte.

Mehr bedurfte es nicht zur Erfüllung der Wünsche unsers Theodors, als dieser Erklärung; denn Hannchen hatte den Vater schon vorbereitet. Der zweite Punkt war bald abgemacht, denn Herr Sessous, so hieß der Gärtner, war ein billiger Mann und pflegte nicht mit seinen Leuten zu knickern, wenn sie fleißige und verständige Arbeiter und dabei treu und fromm im Hause waren. Er sah es gern,

wenn ſeine Gärtnerburſchen und ſeine beiden Töchter mit einander harmonirten, und er wünſchte wirklich, daß dieſe einen braven Jüngling finden und wählen möchten; dem er ſeinen Garten und ſeine Wirthſchaft abtreten könnte.

Theodor brachte noch am nämlichen Tage ſein Felleiſen in das Haus, nahm von ſeinem Berliner Freunde am Abend Abſchied und wurde eben ſo gern in dieſem Hauſe aufgenommen, als er da zu bleiben wünſchte.

Es fehlte ihm nicht an Verſtand bald einzuſehen, daß er Hannchen nicht vernachläßigen dürfe; aber er hielt ſie für eine ſehr leichte Eroberung und wollte daher ſein Heil zuerſt mit Gretchen verſuchen. Dieſe blieb bei ſeinen Schmeicheleien kalt, nahm ſeinen Dienſteifer als Schuldigkeit an, antwortete immer nur in abgebrochnen Sätzen, vermied mit ihm allein zu ſeyn, ertappte ihn zuweilen auf Lügen und ſagte dem Vater und der Schweſter ganz offen: Der Menſch gefällt mir nicht. Monſieur Theodor wurde bald gewahr, daß Gretchen weder die

Tochter ſeines Lehrherrn, noch die Kammerjungfer der Gräfin war, und da er nicht Liebe im Herzen hegte, ſondern nur Wolluſt befriedigen wollte, ſo fiel es ihm nicht ſchwer, eine Maske vorzunehmen, und ſein Heil nun bei dem leichtſinnigern und munterern Hannchen zu verſuchen, beſonders da dieſe ihm huldreich zugethan ſchien und bei mehrern Gelegenheiten wirklich die Rolle der erklärten Beſchützerin geſpielt hatte.

Wir wiſſen ſchon, daß Hannchen wirklich ein Plänchen hatte, daß ſie den jungen Menſchen leiden konnte, und daß ſie gern Frau Hofgärtnerin geworden wäre; aber wir wiſſen noch nicht, daß Hannchen ein kleines Abentheuer gehabt hatte, das wir hier einſchalten müſſen, und um deſſenwillen ſie ſehr wünſchte, Dresden mit einem andern Orte zu vertauſchen.

Ein ſo ſchönes Mädchen, wie Hannchen war, konnte in einer Reſidenz und bei einer zahlreichen Garniſon, als Tochter eines Mannes, der einen öffentlichen Garten, und in demſelben täglich Geſellſchaft und Beſuch von den vorneh-

mern Ständen hatte, nicht lange unbemerkt bleiben. Die Mädchen-Jäger, wozu nun in Dresden besonders Officiere, Kaufleute, Künstler und alles was am Hofe lebte und webte, gehörten, besuchten diesen Garten, des schönen Hannchens wegen, zahlreich und vermehrten die Nahrung des alten Vaters ansehnlich; allein theils die Lehren der guten Mutter, theils die Wachsamkeit des Vaters, vereitelten die Anschläge der jungen Herrn, da hier mit Geld nichts auszurichten war. Allein Hannchen war kaum 18 Jahr alt, da starb die Mutter und sie erhielt mit dem Tode derselben mehr Freiheit, mehr Spielraum. Man hatte oft etwas zu bestellen, oder zu bezahlen; der Vater konnte nicht alle Annäherung verhüten, und so gelang es dem einen Officiere, der seine Rolle übrigens vortreflich zu spielen verstand und den Alten vollkommen täuschte, sich nach und nach in das Herz unsers Hannchens zu schleichen und von Zeit zu Zeit unter Begünstigung eines bestochnen Gärtnerburschen, ein Schäferstündchen in

einer Jasmin-laube, jedoch in allen Ehren, mit ihr zuzubringen. Sein Bedienter mußte gewöhnlich dem Gärtnerburſchen ein Billet für Hannchen überbringen, worin die Abendſtunde beſtimmt war, wenn er ſich würde einfinden können. Eines Tages hatte der Bediente große Eil und gab das Billet an einen andern ab, mit der Bitte es Mamſell Hannchen zuzuſtellen.

Der Gärtnerburſche kam pfeifend daher geſchlendert und ſtieß auf den Vater des Mädchens. Junge! was haſt du da für Papiere in der Hand, fragte der Alte.

Es iſt nichts für Sie, ſondern an Mamſell. Ein Herr gab mirs an der Gartenthür und dieſen ſchönen Thaler dazu. Schon gut, ſagte der Alte. Ich werde es beſtens beſorgen, und indem er ihm ein Paar Ohrfeigen gab, ſagte er, hier iſt für die künftigen Mühwaltungen dieſer Art einſtweilen ein kleiner Vorſchuß. Einen Eſel, dem nichts mangelt, und der aus Dummheit und Habſucht doch von fremden leuten Geld nimmt, ohne zu wiſſen, wofür, den ſollte man

eigentlich mit Füßen treten, oder nach Gelegenheit reiten; ja, gen Himmel möchte ich die Beſtie ſprengen, wenn mich nicht unten auf Erden die Hottentotten für ihres gleichen anſähen; oder mit Pulver ſollte man ihn füllen und zum Nachtiſche mit glühenden Kohlen füttern. Geh, Junge, und ſey verſchwiegen wie ein Grab und mach nicht mehr ſolche dumme Streiche. —

Nun erbrach er das Billet. Es war von einem Lieutenant unterzeichnet, der den Garten oft beſuchte, und enthielt eine Einladung an Hannchen, dieſen Abend um 10 Uhr an der Gartenthüre zu einem Rendezvous zu erſcheinen. Seine Parthie war bald ergriffen; dunkel war es; er zog Kleider ſeiner Tochter an und ging noch vor 10 Uhr zur Thüre. Mein Herr Lieutenant war richtig da. Kommſt du, mein Engel, rief er dem Alten zu, das iſt prächtig! Die Galle lief dem Alten über. Er näherte ſich dem Helden ſchnell und gab ihm eine ſo gewaltige Maulſchelle, daß er zurückprallte und dem Umſinken nahe war.

„Gelt, Herzchen, Engelchen, spöttelte der Alte, euch Kinderchen klingt doch keine Schelle häßlicher vorm Ohr, als die Maulschelle, und keine Feige schmeckt euerm Naschmäulchen bitterer, als die Ohrfeige. Nun gehn Sie, Hr. Lieutenant, und treffe ich Sie mehr in meinem Garten, so mache ich die ganze Geschichte bekannt, und daß die Lacher auf meiner Seite sind, das wissen Sie."

Nun schloß er die Gartenthüre zu und dem Hrn. Lieutenant blieb freilich auch nichts anders übrig, als zu gehen. Er versuchte nun zwar auf allerlei Weise seine Billets Hannchen in die Hände zu spielen; allein Väterchen hatte so ernstlich Rücksprache mit dem Töchterchen genommen, daß sie es nicht wagte, je wieder eins anzunehmen, geschweige denn zu erbrechen. Dies ärgerte den Herrn Lieutenant dermaßen, daß er sein Liebesabentheuer mit Hannchen, jedoch sehr entstellt, unter die Leute brachte, so daß es nicht nur ihrer Schwester, die sich grämte und fast zu Tode weinte, sondern auch Hann-

chen ſelbſt von ihren Freundinnen und Anverwandten wieder erzählt wurde und ſie nun begriff, warum beſonders mehrere junge Officiere ſich über ſie luſtig machten und ſogar Spott mit ihr trieben, was ſich vorher keiner erlaubt hatte. Ihr leichter, froher Sinn ſetzte ſich indeß bald darüber weg, doch wünſchte ſie, beſonders um ihrer zärteren Schweſter willen, Dresden verlaſſen zu können, und hierin lag nun eigentlich der Grund, warum es ihr nicht unangenehm war, die Aufmerkſamkeit des Theodors, den ſie von gutem Hauſe, bemittelt und zu einer guten Stelle beſtimmt glaubte, an ſich zu ziehen. Sie nahm daher wirklich einen vertraulichen Ton gegen ihn an, der ihrer Schweſter mißfiel, den aber doch der Alte nicht mißbilligte, und dadurch hielt ſich Theodor nun berechtigt, ſich nach und nach Freiheiten zu erlauben, die ſie zwar nicht duldete, jedoch nicht ſtreng genug zurück wieß, und ihn daher zu der Vermuthung Anlaß gab, daß dies nur Ziererei von ihrer Seite ſey, oder auch ein Reizmittel ſeyn ſollte, ihn noch

mehr zu kirren. Er wurde daher immer dreuſter und endlich unverſchämt, ſo daß Hannchen ihm einſtens ganz aufgebracht ſagte: Wenn er ſich ſo etwas noch einmal erlaube, ſo würde ſie den Vater bitten, ihm auf der Stelle den Abſchied zu geben. Sie wäre ihm zwar ſehr gut; aber ſie würde ſich nie ſo weit vergeſſen, einen Mann, der noch nicht ihr Verlobter ſey, Freiheiten zu geſtatten, wie er ſich herauszunehmen beliebe. Hätte er ernſthafte und ehrliche Abſichten, ſo möchte er mit ihrem Vater ſprechen, möchte von ſeinen Eltern ſich Erlaubniß zur Heirath oder Verlobung erbitten.

Das ſoll ſogleich geſchehen, verſetzte er; morgen ſchon ſchreibe ich nach Hauſe, und nach erhaltener Antwort ſpreche ich mit Ihrem Vater.

Die Vorſehung wollte indeſſen das gute Hannchen retten; es trug ſich etwas zu, das ihr die Augen völlig öfnete und ſie für das Unglück bewahrte, von ihm verführt zu werden.

Unter ihren Freundinnen befanden ſich zwei Schweſtern, Doris und Julie, genannt, welche

ſehr oft bei ihr einſprachen. Doris war der Schutzengel Hannchens. Ein üppiger Körperbau, ein gewiſſes Etwas in ihrem Weſen, das an Juno erinnerte, zeichneten ſie vor ihren Schweſtern aus. Sie beſaß einen großen Hang zu allen Arten von Zerſtreuungen, und ſie überließ ſich ihnen ohne Anſtand. Von feurigem Temperamente, bei gleich viel Sinnlichkeit, verſagte ſie ſich nichts, was zu Genüſſen der Art führen konnte. Sie hatte weder Verſtand noch Erziehung, um eine feine Kokette zu ſeyn; aber ſie beſaß Erfahrung. Man wurde von ihr angezogen, weil ſie im erſten Augenblick mehr Intereſſe verſprach, als ſich hinterher fand. — Sie beſuchte dieſen öffentlichen Garten beſonders in der Abſicht, um Eroberungen zu machen, und ſie war tief genug geſunken, um ihre Abſicht nicht zu verbergen. Da ſie einiges Vermögen beſaß und unabhängig war, ſo war es ihr mehr um ihr Vergnügen, als um Geld zu thun, obgleich ſie auch dieſes nicht verachtete. Sie traf unſern Theodor einigemal in Geſell-

schaft ihrer Freundin, suchte sich ihm zu nähern und hatte es bald weg, daß er kein Verächter des schönen Geschlechts sey. Sie nannte ihm einige Vergnügensörter, welche sie zu besuchen pflegte, wünschte ihn auch dort zu sehen und hatte ihn leicht beredet schon nächsten Sonntag mit ihr eine Lustpartie nach dem Plauer Grund zu machen, wo sie bei einer Cousine einkehren wollten. Theodor erhielt sehr leicht die Erlaubniß seines Herrn zu dieser Parthie; aber Hannchen meinte, er wäre da nicht in guten Händen; indessen ließ sie es geschehen und machte sogleich ihren Plan, sich selbst zu überzeugen, wie weit ihr vermeinter Bräutigam die neue Bekanntschaft benutzen würde.

Väterchen, sagte sie Tags vorher zu dem alten Vater, unser Theodor macht mir die Cour und spricht von künftiger Heirath. Ich habe eben keine große Neigung zu ihm, aber auch keine Abneigung, und wenn er Brod für mich hatte und Sie nichts dagegen einzuwenden hätten, so trüge ich eben kein Bedenken mit ihm

fertig zu werden. Indeſſen ich traue dem jungen Herrn nicht recht; ich glaube er ſucht nur Frauenzimmer-Bekanntſchaften ſeines Vergnügens wegen, und da er noch ſo jung iſt und Erfahrungen gemacht zu haben ſcheint, die mir nicht recht behagen, ſo möchte ich ihn wohl auf die Probe ſtellen. Er hat mit der Dorthe Herrmann auf morgen eine Parthie nach dem Plauer Grund verabredet, und ich wette darauf, ſie findet Behagen an ihm und er an ihr. Dies zu erforſchen möchte ich wohl verkleidet mit einer guten Freundin auch hinfahren und ihn beobachten. Sein Benehmen mit dieſem leichtſinnigen Geſchöpfe wird mich bald belehren, was ich zu thun habe.

Der Vater hatte nichts dagegen einzuwenden, empfahl ihr aber Vorſicht, um nicht in Mannskleidern entdeckt zu werden und dadurch ihrem Rufe noch mehr zu ſchaden. Sie kannte den Schauſpiel-Director Seconda, der oft ihren Garten beſuchte, und gewöhnlich des Sonnabends. Glücklicherweiſe fand er ſich auch

heute ein; sie bat ihn um eine sie entstellende Mannskleidung, die dieser ihr gern zugestand, wurde Sonntags selbst von ihm als ein reisender Schauspieler gekleidet, und er machte sich das Vergnügen, sie zur Unterhaltung zu begleiten, und da sie ihn mit der Absicht dieser Vermummung bekannt machte, ihr beobachten zu helfen.

Sie stiegen in dem nämlichen Wirthshause ab, in welchem Theodor und Doris eingekehrt waren. Beide standen bei ihrer Ankunft am Fenster, Arm in Arm geschlossen, und hatten sich ein eignes Zimmer geben lassen. Ihre Schwester, Julie, war nirgends zu erblicken. Mittags erschienen sie an der Table d'hôte, thaten äußerst vertraut, sprachen nur unter einander, ohne sich um die übrige Gesellschaft zu bekümmern und verschwanden aus dem Eßsaale, ohne sich den ganzen Nachmittag wieder blicken zu lassen. Als sich Hannchen bei den Leuten im Hause näher erkundigte, erfuhr sie, daß sich beide in ihrem Zimmer eingeschlossen hätten,

daß sie Hochzeitleute zu seyn schienen und daß der Dresdner Kutscher so etwas von einem Brautpaar gemunkelt hätte. Herr Seconda hatte indessen von dem Kellner näheren Bericht eingeholt; denn dieser hatte ihn in ein benachbartes Zimmer geführt und ihn dort einen Blick in die Geheimnisse der jungen Reisenden thun lassen, woraus Hr. Seconda den Schluß machte, daß beide sehr leichtsinnig und sehr verliebt seyn müßten. Er gab Hannchen von seinen Entdeckungen die nöthige Nachricht und rieth ihr, die Freundin selbst noch näher auszuforschen, um sich vollkommen zu überzeugen. Dies geschah wenige Tage nachher, und da diese Hannchens Verhältnisse mit Theodor nicht kannte, so trug sie auch gar kein Bedenken dieselbe mit ihrer Eroberung bekannt zu machen.

Drei Tage darauf erhielt Theodor seinen Abschied, lebte noch vierzehn Tage auf Dortchens Unkosten in Dresden, machte noch nebenher ein Paar neue Bekanntschaften und drei vergebne Versuche eine andere Condition zu er-

halten, nahm zärtlichen Abſchied von den ſchönen Kindern in Elbathen und beſchloß ſeinen Wanderſtab weiter zu ſetzen. Seinen Eltern ſchrieb er: Er würde über Leipzig, Deſſau, Magdeburg und Potsdam nach Berlin gehen, und ſeinem Freunde zu Berlin meldete er, daß er in wenigen Wochen ihn zu Berlin zu umarmen hoffe, ob es ihm gleich ſehr ſchwer ankomme, Dresden zu verlaſſen. Unter andern drückte er ſich alſo aus:

„Ach! wie ſoll ich von hier wegkommen? Ach! wie wird mir ſeyn beim Scheiden von all den lieben Mädchen? Hätt' ich nur Thränen genug, ich wollte ſchon heute einen ganzen See damit vollweinen! An das liebe Riekchen *)

*) Dieſes Riekchen war eine neue Bekanntſchaft, die er gemacht hatte, da ſie aber in unſerer Nachbarſchaft glücklich verheirathet iſt, nachdem ſie einige Monate in einem hieſigen Freudenhauſe gedient hatte und einen Prediger zum Oheim hat, ſo wollen wir ihr Abentheuer mit Monſieur Theodor hier übergehen, vorzüglich ihr aber deswegen dieſe Schonung

und ihr süßes Kosen und Spielen mit meinen Locken bin ich nun einmal gewohnt, und wirklich ist sie mir unter allen hiesigen Bekanntschaften die liebste. Sie steht gerade in dem interessanten Alter, wo die zärtliche Jungfrau im Mädchen erwacht, wo das Mädchen am Abend nicht mehr eher einschläft, als es soll, sondern später, wo es statt fest zu schlafen, nur so leicht hinschlummert, daß eine Nachtigall es wach singen kann, wo es gern allein spatzieren geht, insgeheim in seinen Briefchen kramt, mancherlei schreibt und wieder verbrennt, des Morgens mit einem tiefen Seufzer, aber doch freundlich erwacht, dann über seltsame Träume klagt und

angedeihen lassen, weil sie ihn noch in seiner Gefangenschaft besuchte und beschenkte, ohne sich ihm zu erkennen zu geben, und weil sie am Tage seiner Hinrichtung für seine arme Seele betete, viel Almosen gab, und überhaupt ein exemplarisches Leben führt, wodurch sie sich die Liebe ihres Mannes zu erhalten und die Achtung ihrer Mitbürger zu erwerben gewußt hat.

dieſe auf keine andere Art erzählen will, als durch Erröthen!" *)

Er kam glücklich zu Leipzig an, und war eben ſo glücklich ſogleich eine ſehr gute Condition zu finden, der nichts fehlte, als hübſche Mädchen; denn theils war Leipzig damals eben nicht damit geſegnet, weil die hübſchen bald häßlich wurden und Badereiſen anſtellen mußten, oder theils weil ſie von reichen Kaufleuten auf den Campagnen unterhalten wurden. Doch tröſtete er ſich bald, da er hörte, daß Leipzig anjetzt das galante genannt würde, und man ihm ſagte, daß die Leipzigerinnen ſich wegen der Untreue ihrer Männer zu entſchädigen wüßten. Es ging ihm nun ſchon wie allen Sündern, oder auch wie den Weintrinkern, je mehr ſie ſündigen, je mehr Luſt bekommen ſie zum ſündigen, je mehr ſie trinken, je mehr wollen ſie trin-

*) Er ließ dieſen Brief durch einen Magiſter ſchreiben, den er bei Riekchen hatte kennen lernen und von dem ſie ſagte, daß er ſie in den Myſterien der Liebe eingeweihet hätte.

ken. Tag und Nacht dachte er nur daran, wo er hübsche Mädchen finden wollte, und dabei hatte er jetzt noch so viel Delikatesse, daß er nicht Jedermanns Mädchen aufsuchte, sondern nur an solche zu kommen trachtete, deren Ruf noch nicht öffentlich verlohren war.

In seiner neuen Lage fand er sich bald. Sein Herr foderte zwar Fleiß und Aufmerksamkeit bei den ihm aufgetragenen Arbeiten; aber er machte seine Leute nicht zu Sclaven. Er hatte viel Freiheit auszugehen, wenn die Geschäfte gethan waren, und war der Morgen gut angewandt worden, so pflegte er öfters selbst zu sagen: Nachmittag ist nichts zu thun, sie können ausgehen, wenn sie wollen. Noch waren die Mutterpfennige nicht ganz aufgezehrt; denn Dresden hatte ihm wenig gekostet; allein zu Leipzig, wo der Kaufmannsgeist herrschend ist, waren die Mädchen schon eigennütziger. Selbst solche, die es nicht nöthig hatten, wollten wenigstens ein Andenken von ihm haben, und so geschah es denn, daß seine Casse bald erschöpft

war. Unter den liebenswürdigen Bekanntschaften, die er machte, und von der er auch noch mit Entzücken in seinem Gefängniß sprach, war auch die Kammerjungfer einer reichen Kaufmannsfrau, deren Gemal damals zu Paris lebte und dort Tausende mit einer Komödiantin verschwendete, für welche er ein eignes Hotel gemiethet hatte und der er Kutsche und Pferde hielt. Dadurch glaubte sich Madam berechtigt, wie sich manche andere Frau, aus den nämlichen Gründen dazu berechtigt fühlt, ihm gleiches mit gleichem zu vergelten und Ihre Cavalieri serventi gut zu bezahlen; denn sie war weder jung, noch schön, noch angenehm, aber sie war reich. Lisettchen erzählte ihm manche Anekdote von den Galanterien ihrer Frau, deren Vertraute sie war, und von ihrer Verschwendung in diesem Artickel. Er bauete auf diese Erzählungen einen Plan, der ihn aus den Armen der Kammerjungfer in die ihrer Donna bringen sollte, und den er auch glücklich ausführte. Eines Tages, da Lisettchen Erlaubniß

erhalten hatte, ihre Mutter, die auf dem Lande wohnte, auf ein Paar Tage zu besuchen, kam er sehr nett gekleidet in das Haus der Dame, und ging, da er bekannt war, gerodezu nach dem Schlafkabinette der Dame, und da er es schon entriegelt fand, setzte er ein allerliebstes Körbchen mit den schönsten und seltensten Blumen angefüllt auf ihre Toilette, und that, als ob er sich, ohne ein Wort zu sprechen, wieder entfernen wollte.

Mein Freund, rief ihm die Dame zu, wer ist er? und wer hat ihm den Auftrag gegeben, mir diese Blumen zu bringen? Ich bin ein Gärtnerbursche und den Auftrag erhielt ich von einem jungen Manne, der sich bis zum Rasendwerden in Sie verliebt hat, da er aber unter Ihrem Stande ist, sich Ihnen nicht entdecken darf.

Das ist sonderbar; er macht mich neugierig; wer ist dieser junge Mann? Wie heißt er? —

Sie sehen ihn hier zu ihren Füßen. Mit diesen Worten stürzte er auf seine Knie nieder,

hob die Augen gen Himmel und drückte eine Thräne heraus. Mein Gott! stehen Sie auf, rief die Dame, wenn man uns überraschte! Hat Sie Jemand in mein Haus gehen sehen? — Niemand.

Wie wußten Sie, daß ich hier schlafe?

„Ich kenne Ihr Kammermädchen."

Sind Sie vielleicht ihr Liebhaber?

„Ich bin es gewesen; aber als ich Sie sah, ward sie mir gleichgültig."

Aber was erwarten Sie von mir?

„Gegenliebe, oder den Tod."

So grausam bin ich nicht. Ich erwarte Sie heute Nachmittag, präcise um 3 Uhr, in diesem Zimmer. Entfernen Sie sich jetzt schnell, und wo möglich ungesehen. Theodor wußte Bescheid im Hause; Niemand wurde ihn gewahr. Nachmittags um 3 Uhr fand er Madam auf ihrem Sopha; was weiter geschehen, hat er mir nie beichten wollen, ich weiß es also auch nicht, nur das weiß ich, daß seine Casse von nun an stets Ueberfluß hatte, daß er

Lisettchen jetzt selten besuchte; aber oft beschenkte, daß er sich in den Kellern und Caffeehäusern herumtrieb, oft betrunken war, mit den Studenten Händel hatte und seine Arbeit vernachläßigte. Sein Herr gab ihm den Abschied; seine Freundin setzte ihn in den Stand denselben als eine Wohlthat anzusehen, zog aber plötzlich auch ihre Hand von ihm ab, als sie sich nach seiner Lebensweise erkundigt hatte und rieth ihm Entfernung von Leipzig an, das heißt, sie war seiner satt. Wer wollte ihr dies auch verargen? Wer den Stab über sie brechen? Wir sind nur allzugeneigt, die Damen für schwächer und schlechter zu halten, als sie in der That sind.

Auch ist es ein Irthum, wenn man die Frauen für das physisch zartere Geschlecht hält. Das männliche bedarf einer sorgfältigern Pflege, als die Frauen, die schon in der zartesten Kindheit viel leichter gedeihen und mit weniger Mühe groß gezogen werden. Die Frauen selbst nehmen dies auch gewöhnlich als bekannt an; nach ihrer eignen Meinung ist der Mann neben ihnen

wie eine edlere, zartere, seltnere Pflanze zu betrachten, und dies ist der erste Grund von ihrer gutwilligen Unterwürfigkeit und von jener innigen Anhänglichkeit für uns, die ausserdem unbegreiflich seyn würde. Wie könnte auch sonst die Frau so viele Verrichtungen für den Mann übernehmen, die man ohne Bedenken Mägdedienste nennen darf, deren Verweigerung übrigens jede Nachbarin an der andern mit der größten Bitterkeit zu tadeln pflegt, für die aber doch der Mann eigentlich noch gar nichts zur Gegenleistung thut, als daß er eben Mann heißt, zufrieden ist, oder höchstens einmal seinen Beifall darüber äußert, daß die Frau ihre Schuldigkeit that.

Ohne gerade mehr Stärke zu besitzen, wendet doch das Weib gewöhnlich mehr Kraft und Behendigkeit auf, als der Mann. Freiwillig stellt sie sich neben ihm in offenbaren Nachtheil, indem sie allen jenen häuslichen Verrichtungen sich unterzieht, ie ihm zu unbequem, zu lästig, oder gar zu unanständig sind. Ja, wie oft

arbeitet die Frau wirklich anhaltender und härter, als der Mann, wobei sich immer noch ohnehin versteht, daß sie, während er ruht, für die ganze Verpflegung des Hauswesens obendrein allein sorgen muß.

Wehe der Frau, wenn sie eher schlafen geht, oder später aufsteht als ihr Mann, wenn sie den Kranken nicht mit der größten Sorgfalt wartet, und nicht die Nächte an seinem Bette verwacht, wenn ihr Bestreben, zuweilen ein Wort zu den männlichen Geschäften mit zu reden, oder ihren Antheil am Hausregiment zu behaupten, nur irgend sichtbar wird, wenn sie sich den kleinsten Genuß erlaubt, wovon sie dem Manne nicht das Allerbeste zutheilt, wenn sie Gesundheit und Jugend für ihre Kinder zu schonen wünscht, oder etwa gar dem Manne deshalb Vorstellungen thut, wenn sie irgend eine Lieblingsneigung blicken läßt, u. s. w.

Unerbittlich lästert man die Arme sogleich und nennt sie bequem, lieblos, herrschsüchtig, selbstsüchtig und wie die Ehrentitel alle heißen.

Dem Manne hingegen legt man alle jene Dinge faſt gar nicht zur Laſt. Steht er wirklich früher auf, wacht er einmal eine halbe Nacht am Krankenbette, erlaubt er ſeiner Frau das ihr gebührende Hausregiment zu führen, macht er ihr ein einziges Vergnügen, oder gönnt ihr einen guten Biſſen, ſchont er ſie für ſeine eigne Wonne, hält er ſeine Lieblingsleidenſchaft, gerührt von den Thränen der Gattin, nur einigermaßen in Schranken — o wie dankbar iſt ſie dafür, wie heiß liebt ſie ihn, mit welcher Wärme fließt ſein Ruhm und Lob von ihren Lippen.

Ihr böſen Männer rührt euch denn das alles nicht? Habt ihr denn kein menſchlich fühlendes Herz?

Wer giebt denn dem Manne Recht, höre ich manchen Leſer fragen. Wer verurtheilt das Weib?

Ihr eignes Geſchlecht, meine Herren. Die Weiber unterjochen nur die Männer zuweilen insgeheim, aber im Ernſte erkennen ſie ſtets die Herrſchaft des Mannes an; ſie höhnen

und reizen öffentlich die Männer wegen des Pantoffels, ſtellen öffentlich die herrſchſüchtigen Frauen mit Hohngelächter an den Pranger und ſehen es mit einer ächten Schadenfreude an, wenn einmal dieſer oder jener Mann ſein Weib mit Gewalt zur Raiſon gebracht hat! Niemand iſt geneigter die Frauen gegen ihre böſen Männer zu vertheidigen, als ich, und Niemand widerſpricht mir mehr als die Frauen ſelbſt, ſobald ich die Güte, Treue und Schönheit eines Weibes in Schutz nehme. Die meiſten Frauen trauen uns mehr Gutes zu, als ihrem Geſchlechte, daher, ſchließe ich, muß der Mann wohl etwas mehr ſeyn, als die Frau. —

Indeſſen Jugend, heißes Blut und Gelegenheit, das ſind die Schlangen im Paradieſe des Lebens, und der Menſch iſt ſchwach, ſchwach und ſtark das Weib, wenn ſie es ſeyn will. Vornehme, reiche, in allem Ueberfluß und ohne Sorgen lebende Weiber verdienen daher warlich ſchonender beurtheilt zu werden, wenn ſie ihrem Herzen oder ihrem Tempe-

lamente Gehör geben, und sie sind besonders dann nicht schlecht zu nennen, wenn sie von ihren Männern vernachläßiget werden. Der Mann legt immer und ewig den Grund zur Liederlichkeit des Weibes. Tausend Exempel der Art sind mir bekannt; jedermann hat sie vor Augen. Doch wir müssen uns nach dieser Episode, die mir höchst wahrscheinlich, hier und da ein Mäulchen einbringen wird, wieder nach unserm Theodor umsehen und ihn auf seiner Reise von Leipzig nach Dessau begleiten. Nachdem er den zärtlichsten Abschied von Lisettchen, einen kalthöflichen von ihrer Madam, einen polternden von seinem Wirth, einen scandalösen von seinen Saufkameraden, worunter besonders ein Paar Magister waren, genommen hatte, setzte er sich auf die Post und fuhr nach Dessau.

Man weiß, wie höflich und zuvorkommend hier jeder Fremde aufgenommen wird. Die Herren Gastwirthe bücken sich bis auf die Erde, und bringen diese Bücklinge, wie billig, mit in Rechnung; die Juden erschöpfen ihre ganze

orientaliſche Beredſamkeit, um in lauter Superlativen die Vortreflichkeit und Wohlfeilheit ihrer Waaren anzupreiſen; die Mädchen lächeln ſo ſchlau und verbindlich, als ob ſie alle am Hofe erzogen wären; die Künſtler und Gelehrte ſind ſo liebenswürdig beſcheiden, daß man ſie für Supplikanten anſehen ſollte, und die Schauſpieler ſind ſo ſehr von der Ueberlegenheit ihrer Talente überzeugt, daß Iſland, Kotzebue und Opitz nur unbedeutende Figuranten und Dichter ſind, nur dem einzigen Schiller räumen ſie einige Vorzüge ein.

Deſſau, von ſolchen Menſchen bewohnt, Deſſau mit ſeinen ſchönen Umgebungen, Deſſau und das nahe Wörlitz, wo ein edler Fürſt auch der Flora einen Tempel erbauet hatte, wo die Gärtnerkunſt ſo ſehr geſchätzt, ſo gut belohnt wurde, Deſſau hätte ein Paradies für unſern Theodor ſeyn müſſen, da er mit gut geſpicktem Beutel dort anlangte, wenn ihm nicht die Leipziger Venus vulgivaga einen böſen Streich geſpielt und einem Deſſauiſchen Arzt in die

Hande geliefert hätte. Die Krankheit war so böse und hartnäckig, daß, wenn er nicht von so festem Körperbau gewesen, sein Arzt nachläßiger und seine Pflege ärmlicher gewesen wären, er wahrscheinlich sehr verstümmelt und verhunzt aus dem schönen Dessau weggekommen seyn würde. Nach einigen Wochen hatte er sich wieder so weit erholt, daß er seine Dienste dem Hofgärtner anbieten konnte, und da er schon zu Dresden und Leipzig servirt, bei einem Hofgärtner gelernt hatte, und eines Gärtners Sohn war, so versprach sich dieser viel von dieser neuen Acquisition; noch mehr aber versprach sich Theodor von den hübschen Juden-Mädchen, denn sein Wirth hatte ihm gesagt, daß sie weit aufgeklärter wären, als ihre Väter und Brüder, die herzlich gern das Geld, aber nicht das Bette mit den Christen zu theilen pflegten, es müßte denn seyn, daß sie vollkommen sicher wären hinterher kein Hebammen-Conto zu bezahlen. Indessen heut zu Tage, denn wenige Jahre machen in unseren Zeiten schon eine große Epoche

in der Geſchichte aus, pflegt es, beſonders an den Ufern der Elbe, Saale und Oder häufig zu geſchehen, daß Chriſtenkinder beſchnitten und Abrahams Nachkommen vor der Taufe beſichtiget und getauft werden. Aufmerkſame Prediger werden bald in den Stand geſetzt werden, durch aufmerkſames Beobachten die beiden Racen von einander zu unterſcheiden und die Mütter zu beſchämen.

Theodor arbeitete nun in den Fürſtlichen Gärten und machte nebenher, des Abends, auf den Promenaden neue Bekanntſchaften, die ſeinen Appetit reizten. Der Winter naherte ſich und es blieb ihm Zeit genug übrig auch die Tabagien und Caffees zu beſuchen, wo er eines Abends einen jungen Iſraeliten, der zu den ſogenannten Elegants gehörte, und immer das Wort führte, kennen lernte, der ihm anboth, nachdem er nämlich noch Friedrichsd'or und Auguſtd'or in der Börſe unſers Theodors geſehen hatte, ihn mit zu einer Freundin zu nehmen, wo ſie delicat eſſen und ſich göttlich amüſiren

würden. Theodor nahm die Parthie an. Nicht weit von dem Thore, das zu dem herrlichen Kirchhof führt, lag ein fünf Fenster breites Haus; ein schmaler Gang führte durch daſſelbe, und zunächſt an der Hofthüre ſtieg man eine etwas ſchmale Treppe hinauf, trat zuerſt in einen kleinen Vorſaal und dann in ein elegant meublirtes Zimmer, wo er, dem Anſchein nach, eine Mutter mit zwei erwachſenen Töchtern am Arbeitstiſche ſitzen ſah, welche mit Ausnähen beſchäftigt waren. Die Mutter war nicht häßlich, obgleich an die vierzig, und die beiden Töchter von nicht gemeiner Schönheit, doch nach aſiatiſchem Schnitt und Form. Der Elegant war hier bekannt. Kinder, können ich, und dieſer Fremde hier, hub er an, wohl bei euch ſpeiſen? er bezahlt gut und iſt ein generöuſer Herr. Dieſe Einleitung gefiel nun zwar unſerm Theodor nicht ganz, indeſſen die Mädchen waren ſchön, die Gelegenheit zu erwünſcht, ſeine Caſſe in zu guten Umſtänden, als daß er auch nur einen Augenblick angeſtan-

den wäre, die Bitte ſeines neuen Mentors zu wiederholen.

Die Mutter ſagte darauf, daß ſie mit Vergnügen eine Schüſſel bereiten würde, die Herren möchten ſich indeſſen, ſo gut ſie konnten, mit ihren Töchtern unterhalten. Die Töchter waren muſikaliſch. Die eine ſpielte das Fortepiano, die andere ſang dazu. Der Elegant bewunderte beides und küßte beiden zur Dankbarkeit Hand und Knie; dem Theodor blieb nichts anders übrig, als dem Beiſpiele ſeines Freundes zu folgen. Der Elegant machte ihm noch ähnliche Touren vor; er war gelehrig, die Damen geduldig und gefallig, die Vertraulichkeit wuchs von Minute zu Minute und erſtieg endlich den höchſten Grad. Nach drei Stunden, die ihm Minuten däuchten, kam Mütterchen und lud zu Tiſche. In einem kleinen Zimmerchen ſtand ein runder, wohl beſetzter Tiſch, man nahm Platz, Eſſerchen zu Theodors Rechten, Salomee zu ſeiner Linken. Die Speiſen ſchmeckten vortreflich, der Wein war herr-

lich, die Früchte und der Desert auserlesen; aber nichts übertrafen fünf kleine Schüsselpasteten, die Madam selbst bereitet und zu denen sie einstens das Recept von Hrn. Julius von Voß erhalten hatte. Da es auch bei uns Elegants und alte Herren giebt, die gern etwas Pikantes essen, so will ich unsern Köchen in Wein- Kaffee- und andern Hausern kein Geheimniß daraus machen, sondern es ihnen hier mittheilen, jedoch mit der Bedingung, daß auch ich zur ersten Probe eingeladen werde.

Nehmen sie, meine Herren und Damen, zu jeder kleinen Pastete 25 bis 30 Stück Austern, es müssen aber, wo möglich, englische seyn, legen sie diese mit ihrem Wasser und dem Saft von drei Zitronen in ein Pfund geschmolzene süße Butter, lassen sie die Austern darin eine Viertelstunde stoben und putzen sie die Bärte davon; stoßen sie dann ein Dutzend, vorher in Milch gewaschene und gehackte Sardellen mit genugsamer Butter in einen Mörsel recht fein, machen sie einen gewöhnlichen Blätter- oder

feinen Paſteten-Teig, legen ſie die Auſtern als Fülle hinein, die Sardellen-Brühe oben auf und backen ſie nun ihre Paſtete.

Wer dieſe Auſtern-Paſtete ſtehen läßt, oder wer nach dem Genuß derſelben kein Glück bei Damen macht, beſonders wenn er den Rheinwein mäßig dazu trinkt, der iſt warlich des Todtſchießens nicht werth, macht auch gewiß keinen Purzelbaum mehr, nachdem er ſechs Kugeln im Leibe hat. Wer Gewürze liebt, kann Geſchmack und Wirkung noch mit fein geſtoßnen Mazzis, Pfeffer, Senf oder ſpaniſchen Fliegen erhohen, doch überſchreite er die Doſis nicht.

Theodor mußte es ſich ſelbſt geſtehen, ſo delikat hatte er noch nie gegeſſen, ſo feurig und munter hatte er ſich, ſeit dem er des Kammermädchens Hannchen Roſen brach, nicht mehr gefühlt. Nach aufgehobner Tafel ſchlug man ein kleines Spielchen vor. Theodor kannte noch keins; man nahm zum Häufeln ſeine Zuflucht, man ließ ihn anfangs viel gewinnen und

theilte sich am Ende in drei Friedrichsd'or, was man für ein kleines Lehrgeld ansah und was größtentheils die alte Mutter gewann. Es schlug 12 Uhr; es war zu spät nach Hause zu gehen; die Herren acceptirten ein Bette; das übrige fand sich. Man erwachte sehr spät, fand die Chocolade vortreflich, musicirte abermals, aß ein frugales Mittagsbrodt, bezahlte eine sehr mäßige Rechnung von 38 rthl. 16 gr. sachsisch, versprach bald wieder zu kommen und nahm den zärtlichsten Abschied. Nein, sagte Theodor, das muß ich gestehen, bei Judenmädchen zu schlafen, ist eine wahre Götterlust. Es kostet viel; aber man hat doch auch was fürs Geld.

Diese Bemerkung hat der Herausgeber dieser Biographie hundertmal bestatigt gefunden. Als mein Freund H... ein Judenmädchen unterhielt, so kostete ihm das Ding und besonders die Kindtaufe, woran er sehr unschuldig war, vieles Geld; aber er hatte auch was dafür, leider aber nicht allein. Unsere Freudenhauser

ſorgten von je her, nicht erſt ſeit dem die Juden ſo zahlreich unter uns wohnen und folglich dieſe Waare nöthig haben (ob ſie gleich das Chriſtenfleiſch höher achten als das Chriſtenthum) für hübſche Judenmädchen, und Berlin und Potsdam verlegten dieſe Waare vorzüglich. Es iſt nur ein einziger unangenehmer Umſtand damit verbunden, meint Hr. B..., die Nation iſt viel zu fruchtbar, ſie hecken wie die Kaninchen, oder die weißen Mäuſe, alle ſechs Wochen einmal. Mein armes Veilchen, um der es wirklich ſchade war, hat das auch erfahren und mußte ihre kleinen Freuden, die ihr Magdeburg in den Meſſen gewährte, theuer bezahlen. Friede ſey mit deiner Aſche, gutes Veilchen! Es leben die hübſchen Judenmädchen! Theuer oder wohlfeil, das gilt gleich viel; wer ſie nicht bezahlen kann, begnüge ſich mit blonden Deutſchen.

Monſieur Theodor war nach dieſem Schmauſe ſehr träge, ſehr abgeſpannt, er gab ſeinem Herrn vor, er ſey nach Wörlitz geweſen,

habe nicht geſchlafen und wolle morgen ſeine Arbeit gewiß nachholen, wenn er ausgeſchlafen hätte. Er ſchlief aber nicht, und das aus doppelten Gründen. Einmal war er um 10 Friedrichsd'or ärmer, denn er mußte für ſeinen Mentor mit bezahlen, der aber, wohl zu merken, der Sohn vom Hauſe war; ſodann ſteckten ihm die Judenmädchen noch immer in dem Kopf. Von Eſterchens Reizen trunken wußte er auch die der Salomee zu ſchätzen, und konnte gar nicht begreifen, wie ſein Freund ſo gleichgültig gegen dieſe Schönheiten ſeyn konnte. Seine Börſe hatte indeſſen ein großes Loch bekommen und er ſah nicht, wie er noch eine ſolche Viſite möglich machen wollte, geſetzt auch, er hätte ſie ohne den Mentor gemacht. Drei Tage und drei Nächte quälte ihn die Rückerinnerung an Eſterchen, und die Auſterpaſtete that auch das ihrige. Dieſe Auſterpaſtete war es eigentlich, die ihn zum Räuber machte und aufs Schafot brachte. Um dieſe noch einmal eſſen zu können wurde er ein Dieb. Er beſuchte öfters einen

gewiſſen Wirth, der keine Frau hatte, aber immer hübſche Mädchen als Dienſtbothen, und bemerkte, daß dieſer den Trunk liebe und ſeine Caſſe nicht zum Beſten verwahre. Er ging zu dieſem Wirth; trank ein Paar Flaſchen ſechs und ſiebziger mit ihm, ließ eben ſo viel Champagner folgen, ſetzte einen guten Eyerpunſch oben drauf und fiel ſamt dem Herrn Wirth in tiefen Schlaf. Er erwachte indeſſen weit früher, zog dem Wirth den Schrank-Schlüſſel aus der Taſche, mauſte ihm 40 rthl. Gold und 16 rthl. Münze, practicirte dem Wirth den Schlüſſel wieder in die Taſche, weckte ihn nach einiger Zeit und bezahlte ihm dann mit deſſen eignem Gelde. Bald darauf nahm er Abſchied, verſprach bald wieder zu kommen und eilte zu Eſterchen. Eſterchen war ausgegangen, aber Salomeechen empfing ihn auf das freundlichſte, führte ihn in ihr Kabinettchen und war auch ohne Auſternpaſtete ſehr zufrieden mit ihm. Sie ſprach viel und lange mit ihm, und er fand keine Urſach es zu bedauern, daß Eſterchen erſt gegen Mit-

ternacht nach Hauſe kam und die Eiferſüchtige ſpielte, als ſie Theodor bei ihrer Schweſter fand. Sie ſöhnte ſich indeſſen leicht mit ihm, jedoch unter der Bedingung aus, daß er morgen wieder kommen und ſich den Verſöhnungskuß holen ſollte. Für ihn waren das neue Ausgaben, aber auch neuer Genuß, und für Eſterchen neue Einnahmen und neue Freuden. Er hielt Wort, ſein Beutel war aber auch wieder leer, er dachte auf neuen Erſatz, wollte ſeinen Herrn beſtehlen, wurde ertappt, fortgejagt, und eilte über Zerbſt nach Magdeburg, wo er mit leerer Taſche ankam und glücklich genug war, einen Herrn zu finden, der eben damals den Blumenkoller hatte und unſerm großen Gartenfreund und Botaniker, Herrn N. N., nachahmen wollte. Sein Wochenlohn war gering; er hatte aber nicht viel zu thun, und daher ſah man ihn oft in unſern öffentlichen Gärten, beſonders in dem damals ſtark beſuchten Privenos-Garten, im Buſch, auf dem rothen Horn und zu Cracau. Es iſt bekannt, daß man ſich an dieſen Orten

ſucht und findet, und daß hier die ſchnellſten und unerwarteteſten Bekanntſchaften gemacht werden. Manches Herzchen geht hier verlohren und manches verlohrne wird hier gefunden.

Sein eigner Principal munterte ihn auf, hier ſein Glück zu verſuchen. Schon mancher habe an dieſen Orten in wenigen Wochen Frau, Kind und Etabliſſement gefunden; mancher Burſche von niedriger Herkunft ſey von vornehmen Damen begünſtigt, und es bedürfe bei manchen Weibern und Mädchen nichts weiter, als ein geſundes Anſehen, breite Schultern und eine viel verſprechende Naſe, um zu gefallen — auch Geld, fiel Theodor ein. Narr, ſagte der Herr, das geben dir unſere Weiber oben ein, wenn ſie ſich nur geliebt fühlen. Dieſe Lehre gefiel unſerem Theodor ſehr wohl, indeſſen machte er doch mancherlei kleine Verſuche, ſeine Caſſe zu bereichern. Er ſtahl ſilberne Löffel, Schnupftücher, Servietten, Tabattieren, und verkaufte ſie den Juden und Trödlern, änderte aber die Namen und trennte die Buchſtaben

aus, wie man mit gestohlnen Sachen zu thun pflegt.

Seine erste Bekanntschaft war ein gutes, liebes Gärtnermädchen. Polchen wollen wir sie nennen. Polchen kannte viele junge Herren, aber sie hatte keine Bekanntschaft. Theodor war ihre erste und würde sie vermuthlich nicht gemacht haben, wenn er nicht ein Gärtnersohn gewesen wäre. Er bemerkte bald, daß er ihr nicht gleichgültig war und wandte daher alles an, sie zu verführen.

Seiner Lippen Allmacht über das zuhorchende Herz Polchens erquickte ihn dermaßen, daß er häufige Versuche machte, ob sie sich nicht halbtodt lachen könnte. Weiber und Mädchen nehmen in der Liebe aus Schwäche und Feuer das Lachkraut am leichtesten; sie halten den komischen Heldendichter noch mehr für ihren Helden, und beweisen damit die Unschuld ihres Auslachens. Aber Theodor liebte die Lachende weniger.

Poltchen wurde das Lachen endlich gewohnt und ſatt. Rühren und Bewegen wurde ihm täglich ſaurer gemacht und vergället. Da fing er an zu merken, daß ihre Zunge eben nicht Landſchaftsmalerin, Seelenmalerin, Silouettrice ſey, und daß ſie zu ihm nichts weiter zu ſagen wiſſe, als mein lieber Theodor! Er machte daher etwas ſeltnere Beſuche; das half aber nur kurze Zeit. Es wechſelten Vorwürfe und Verſöhnungen, beide zogen ſich wechſelnd an und ſtießen ſich ab, wie elektriſche Körper. Zuweilen trank er nichts und fuhr ſie bloß an, zuweilen nahm er ſein Glas und ſagte zu ihr: Ich bin der Teufel, du der Engel, und da hatte er ganz recht. Poltchen iſt noch jetzt ein Engel, nur etwas älter geworden, und er blieb ein Teufel. Trotz ſeiner Liebe trieb er ſeine Sünden ſo weit, daß er ſie kurz darauf verfluchen mußte; aber nach fluchen und ſündigen konnte er leichter lieben und beten. Es ward Sonntag. Er ging mit ihr nach Pechau an einem ſchönen Sommermorgen; er hatte ſie in einem

und eine Flasche Burgunder im andern Arm und dabei den herzlichsten Wunsch, von einem solchen Tage zu profitiren; er sprach von der Vergangenheit, von seinem Tode, den er damals nicht am Galgen wähnte, obs ihm gleich schon an der Stirne stand, und vom Himmel, ließ seine Augen flüssig werden und foderte dann der entzückten Seele nichts Geringeres ab, als — da sie vor dem zugeworfenen Schnupftuch verstummte, wie der Kanarienvogel unter dem übergeworfnen — ein schwaches Singen. Poltchen konnte nicht singen, sie sagte es, sie weigerte sich, sie sang endlich; aber sie dachte an nichts weiter als an ihn und seine nassen Augen. Nun suchte er einen Kuß, dem Verbot der Mutter und achttägige Entbehrung wieder Honig gab. Redend wie ein Engel, der keiner war, drückte er sie an sein Herz und sprach, Poltchen!

Alles ist Gottesacker und Ruine auf der Erde. Himmel, was ist nicht schon alles vergangen, Völker — Fixsterne, weibliche Tu-

gend — die ſchönſten Paradieſe — viele Gerechtſame und Privilegien — meine Hofnungen — meine Freuden — die Ewigkeit! Wenn das Leben ein ſolches Nichtigkeitsſpiel iſt, ſo muß man lieber der Kartenmaler als der Kartenkönig ſeyn wollen.

So ſprach er über die überall ausgeſtreckten Zeigefinger des Todes, und daß ſie hinwieſen, das Leben, ſo dumm es auch ſey, nicht noch dümmer zu machen, ſondern luſtig.

Er ſetzte ſich mit ihr liebkoſend ins Gras — wie der Würgengel unſichtbar neben dem blühenden Kinde ſitzt, das im alten Gemäuer ſpielt, und dem er den ſchwarzen Scorpion in die zarten Händchen drückt — ſeine Zunge ſtrömte wie ſein Auge, er warf Feuerkugeln in Poltchens Herz, aber ſie hatte nicht, wie er, Wortſtröme zum Löſchen, ſie konnte nur ſeufzen, nur umarmen. Schneller ſprangen Lachen und Weinen, Tod und Scherz, Liebe und Frechheit in einander über; das moraliſche Gift macht die Zunge ſo leicht, als phyſiſches ſie ſchwer.

Die Arme! die jungfräuliche Seele ist eine reife Rose, aus der, so bald ein Blatt gezogen ist, leicht alle gepaarte nachfallen; seine wilden Küsse brachen die ersten Blätter aus — dann sanken andere. Umsonst wehet der gute Genius fromme Töne aus der Harfe des Todes und rauschet zürnend im Orkusflusse der Katakombe herauf — Umsonst! der schwärzeste Engel, der gern foltert, aber lieber Unschuldige als Schuldige, hat schon vom Himmel den Stern der Liebe gerissen, um ihn als Mordbrandt in die Hölle zu tragen. Der wehrlosen Poltchen enges, armes Lebensgärtchen, worin nur wenig wächst, steht auf dem langen Minengang, der unter Theodors, des Lustgärtners, ausgedehnten Lustlagern wegläuft; und der schwärzeste Engel hat die Minenlunte schon angesteckt; feurig frisset der gierige Punkt sich weiter. Noch steht ihr Lustgärtchen voll Sonnenschein und seine Blumen wiegen sich — der Funke nagt ein wenig am schwarzen Pulver, plötzlich reisset er einen ungeheuern Flammenrachen auf, und

das grüne Gärtchen taumelt, zerſprengt, zerſtäubt, in ſchwarzen Schollen aus der Luft herab an ganz fernen Stellen, und das Leben des armen Poltchens iſt Dampf und Gruft, das Gärtchen blieb nun öde und unfruchtbar und zerſtört. Iſt es Wunder, daß ſie ſpäterhin eine Locke von dem Mineur ihres Gärtchens haben wollte?

Laſſet uns die Betrogne und ihre Millionen Mitſchweſtern mit einigen Worten vor einen milden Richter führen. Nicht das allein wird dieſer Richter wiegen, daß ſie vom Blüthenſtaube eines rauchenden Freudenſommers betäubt, erlegen dem Sturm der Phantaſie, den Lohn eines ganzen jungfräulichen Lebens ſterben ließ, ſondern das mildert am ſtärkſten das Urtheil, daß ſie Liebe im Herzen trug. Warum erkennt ihr es nicht, ihr gottloſen Männer, daß die Liebende in der Stunde der Liebe ja nichts weiter thun will, als Alles für den Geliebten, daß das Weib für die Liebe alle Kräfte, gegen ſie ſo kleine hat, und daß ſie mit derſelben

Seele und in derselben Minute eben so leicht ihr Leben hingäbe, als ihre Tugend? Nur ihr abscheulichen Männer, die ihr fodert und nehmt, ihr seyd schlecht, besonnen und selbstsüchtig. Verdammt mein Poltchen nicht! Laßt ihr ihre blonde Locke, sie träumt sich ja in dem Besitze derselben glücklich. Wohl dem, der heut zu Tage noch im Traume glücklich seyn kann! —

Drei Tage nachher besuchte sie ihn in seinem Garten; sie war zärtlich, er vernünftig, sie anschmiegend, er zurückhaltend, als wäre er ein Ehemann. Sie hatte Kummer; er suchte seine Angst zu verstecken, und war demüthig, aber nicht mehr verliebt. So gings 4 bis 5 Wochen. Als er fand, daß sie munter und vergnügter zu seyn schien und ihre Gesundheit nichts gelitten hatte, blieb er weg, und kam sie, so versteckte er sich, oder arbeitete mit andern, so daß sie nicht mit ihm allein sprechen konnte. Ihre Thränen wollte er nicht sehen; ihre Briefe beantwortete er nicht; dem erdrückten Maiblümchen blieb nichts anders übrig, als die stumme

Lippe, die es dem Mörder nicht erſt meldet, daß er das Herz getroffen und zerſtört habe.

Da ſeht ihrs, liebe Leſer, wie weit es mit den Weibern geht, wie ihre Liebe beglückt und beraubt, wie jede Liebe ſich gleich anderm Feuer an beſſerem Holze entzündet und ernährt, und wie überall der Teufel Alles holt, was er bringt. —

Als er ein Paar Jahr ſpäter durch Magdeburg paſſirte, wollte er ſie ſchlechterdings wieder ſehen, um ihr abzubitten. Ich will, ſagte er zu Schnellchen, mein hartes, ſtolzes, wildes Herz vor dem Heiligenſcheine dieſer Guten zerknirſchen und bereuen, damit ſie nicht die kurzen Tage ihrer Liebe zu ſehr verachte. Er glaubte alſo doch auch, was ich immer behauptet habe, daß es mehr Weiber- als Männer-Schmerzen gäbe, ſo wie es am Himmel mehr Mond- als Sonnenfinſterniſſe giebt. Seine alte Liebe erwachte und brannte mit Flammengluth. Er zog eine franzöſiſche Officiers-Uniform an, Schnellchen ſpielte einen Commiſſair,

und so gingen beide in den Garten und endlich in das Haus. Von Gewissensbissen belastet trat er leise in ein ofnes Zimmer. In einem Krankenstuhle ruhte eine weiß gekleidete Gestalt mit weißen, tiefen Wangen und in einander gelegten Händen und lehnte den Kopf an die Seitenlehne. An ihrer schneeweißen Brust lag ein Engel, ein Götterſohn. Es war seine Polte. —

Sey mir willkommen, Theodor, sagte sie mit schwacher Stimme, aber mit dem alten Sonnenlächeln und reichte ihm die Hand. Er trat näher, sank auf die Knie und hielt die theure Hand und seine Lippe zitterte stumm. Sey mir willkommen, Theodor, wiederholte sie in der Meinung, er habe es das erstemal nicht recht gehört; und alle Thränen seines Herzens, damals konnt' er noch weinen, riß die ihm so gut bekannte Stimme in einem Regen nieder. Auch du sey mir willkommen, stammelte er unverständlich, leise und schluchzend. Da schauten ihre blauen, jetzt matten Augen seine feuri-

gen naſſen an; beider Angeſicht war in dieſem Augenblick von langem Schmerz entfärbt und veredelt. Rothwangig und vollblühend und Schmerzen tragend hatte er ſie verlaſſen, und ohne Farbe, jedoch ohne Schmerzen und immer noch mit himmliſcher Schönheit auf dem irdiſch verblühten Geſicht, das ein zweiter Räuber entheiligt hatte, fand er ſie wieder. Theodor ſtand vor ihr, auch bleich und dennoch edel, aber auf dem eingefallnen Geſicht die Kämpfe und die Schmerzen eines laſtenden Gewiſſens, das Gefühl ſeiner Nichtswürdigkeit und im Auge Gluth.

Du haſt dich ſehr verändert, fing ſie nach einem langen Blicke an, trotz deiner ſchönen Uniform ſiehſt du ganz eingefallen aus; biſt du krank, fragte ſie mit einer liebevollen Stimme, die ihr weder der donnernde Vater, noch die zweite Verirrung hatte aus dem Herzen nehmen können. Nein, ſagte er, ich bins nicht und erſtickte den innern Sturm aus Schaamgefühl. Gern hätte er ſeinen Jammer, ſeine erwachende Liebe, ſeinen Todeswunſch ausgeru-

ſen vor ihr mit einem tödtlichen Schrei, wie eine Nachtigall ſich zu Tode ſchmettert und vom Zweige ſtürzt.

Liebſt du mich noch, fragte ſie mit ſchwerem Lächeln? Er konnte nicht antworten und blickte auf den kleinen Engel, von dem er beinahe ahnete, es könnte ſein Sohn ſeyn. Du ſollſt erfahren, fuhr ſie fort, daß mein Herz dir treu geblieben, ob ich gleich mich einem andern hingegeben habe. — Nun wurde es ihm etwas leichter ums Herz. — Vergieb der frühern Zeit, ſtammelte er. Lebe wohl, ſagte ſie, ich höre meinen Vater kommen; eile, eile weg von hier, verlaß mich! Er ſchied mit trocknen Augen und weit aufgerißnem Herzen. Er fühlte es, daß der Räuber ihr nichts mehr ſeyn, ihr nichts mehr geben konnte. —

Nicht gerade Wankelmuth verdrängte damals Poltchen aus ſeinem Herzen; denn er liebte ſie wirklich, ſondern ſeiner Seits Geldbedürfniß und Leichtſinn, anderer Seits, die Dazwiſchenkunft einer Dame, die unſern Theodor

im Vogelgesang gesehen und schnell für ihn Feuer gefangen hatte. Unter dem Vorwande, ihn zu fragen, ob er bei einem Beamten auf dem Lande, zwei Meilen von der Stadt, der sich aus einem Sumpf einen schönen Garten geschaffen hat, wo er Melonen und Ananas zieht, als Lustgärtner in Dienste zu treten Lust hätte, ließ sie ihn zu sich rufen. Wüstling, in jedem Sinne des Worts, bereit zu jedem Abentheuer, in das Frauenzimmer sich mischten, beschloß er sogleich dem Rufe zu folgen; denn diese reizende Dame war in der Domkirche seinen Blicken nicht entgangen, und er war nicht wenig erfreut, wie er bemerkte, daß auf halben Wege sie ihm entgegen kam. Verstellung und lästige Sittsamkeit war eben nicht die Sache dieser Dame; sie gestand ihm ganz offen und frei, daß ihres Mannes unverzeihliche Kälte, weil er den glücklichen Liebhaber bei Madam *** spiele, sie verleitet habe, ihn rufen zu lassen; sie fühle für ihn Liebe, und wenn er sie wieder lieben und schweigen könne, so solle es ihm an Nichts fehlen.

Die Betheurungen eines Theodors, die auf eine solche Erklärung folgen mußten, kennt man schon. Ungestört überließen sich beide Allem, wozu Herz, Gefühl und Sinne sie antrieben. Ist das Palladium der ehelichen Treue einmal zertrümmert, ist der große Schritt einmal gewagt, und bei Madam *** war es sicher nicht der erste, so pflegen die folgenden nicht selten um so leichter gewagt zu werden. Auch Madam *** bewies dies; denn da ein naseweiser Kutscher, den ihr der Herr Gemal zum Aufseher bestellt hatte, hinderte, den Geliebten in ihrer Wohnung zu sehen, so schlich sie bei Nacht, wenn Alles schlief, wie einstens Pompeja zum Clodius, nur von ihrer Kammerjungfer begleitet, zu ihm, und wußte sich in seinen Armen über die Untreue ihres Mannes zu trösten.

Mehrere Monate entschwanden so im glücklichen Genusse, aber sey es, daß Monsieur Theodor sein Glück selber ausplauderte, denn er besuchte den Domherrnkeller fleißig, oder daß

Madam *** selbſt die nöthige Aufmerkſamkeit und Behutſamkeit verletzte, genug, der Herr Gemal ſchöpfte Verdacht, der Kutſcher erhielt Befehl, jeden Schritt der Frau Principalin genau zu bewachen und ſo konnte es denn nicht fehlen, daß er ihre nächtliche Wanderungen entdeckte, ſeinen Herrn davon benachrichtigte und in ſeiner Geſellſchaft den Herrn Theodor mit einer Hetzpeitſche aufpaßte und das Leder weidlich durchgerbte, ſo daß ihm alle Luſt verging, die Dame wieder zu empfangen oder zu begleiten.

Dankbar erinnerte ſie ſich dennoch der ſüſſen Stunden, die er bei ihr, oder ſie bei ihm zugebracht hatte, und in ſeiner Gefangenſchaft wurde er zwar nicht von ihr beſucht, aber doch beſchenkt durch die dritte Hand, und wer wagt es einen Stein auf ſie zu werfen, wenn ſie am Tage ſeiner Hinrichtung ſich in ihr Kämmerlein verſchloß und ihm und ihrem Gemal, von deſſen Tirannei ſie der Tod befreiet hat, eine Erinnerungs-Thräne weinte. Ich ſah ſie bald dar-

auf in einer großen Assemblee am Spieltisch, und so reizend sie noch immer, ungeachtet der kommenden Jahre, ist, so wenig war sie im Stande, die Züge der Schwermuth von ihrem lieblichen Gesichte zu verwischen. Schon um ihrentwillen wünschte ich ein Mitglied der Loge Ferdinanda zu seyn, nicht um sie zu lieben, das kann ich ganz in der Stille, ohne daß sie und irgend ein Mensch es weiß, aber um sie öfters zu sehen. Man verspottete einst einen jeune incroyable, daß er sich ihr zu gefallen schminkte — und ich sage: Er hatte recht, er that wohl daran. Was kann sie dafür, daß heißes Blut in ihren Adern quillt; das benimmt dem Adel ihrer Seele auch nicht das geringste.

Der ausgedehnten Bekanntschaft dieser Dame verdankte er schon nach 8 Tagen eine Stelle als Gärtner in dem Hause eines Oberamtmanns, der zu den reichsten unserer Provinz gehörte und ein großer Freund der schönen sowohl als der nützlichen Gärtnerei war. Ein Sohn und eine Tochter waren die Freude seines Lebens;

jener ſtudirte zu Leipzig und dieſe war erſt ſeit einem Jahre aus einer Braunſchweigſchen Penſionsanſtalt zurück gekommen und gehörte zu den Schönheiten unſeres Landes.

Theodor ſah ſie zuweilen im Garten am Arme ihres Vaters, ſelten nur allein, luſtwandeln, aber ſtets war ſie verſchleiert und nur von den Leuten im Hauſe hörte er, daß ſie außerordentlich ſchön ſey. Oft ſuchte er Gelegenheit, ſich ihr zu nähern; aber ſie ſchien ihm ſtets auszuweichen und nahm nur ein einzigesmal ein Bouquet von ihm an, was er ihr zu überreichen wagte. Nach mehreren Wochen, die für ihn wahre Marterwochen waren, blieb ſie mit ihrem Vater und einer andern Dame, als er eben äugelte, vor der Baumſchule ſtehen. Die Fremde ließ ſich mit Theodor über dieſe Kunſt in ein Geſpräch ein, woran auch ſie Theil nehmen mußte, und endlich beredete er alle drei, daß ſie einen Verſuch machen möchten, jedes ein Stämmchen zu äugeln. Er war beſonders geſchäftig, die Tochter des Hauſes, mit allen

Kunſtgriffen bekannt zu machen, um das Gedeihen ihres Zweiges zu befördern, ohne ſich groß um den des Vaters und der fremden Dame zu bekümmern. Wirklich ſchoß auch der ihrige herrlich auf, die beiden übrigen aber verdorrten und ſie nahm daher öfters Gelegenheit, den Gärtner in der Baumſchule zu beſuchen und ſich nach dem Wachsthum ihres Bäumchens ſorgfältig zu erkundigen. Sie blieb aber bei dieſen Unterredungen meiſtens einſilbig, und was Theodor am meiſten beunruhigte, verſchleiert; was ihn aber ergötzte, er hörte ſie zuweilen ſeufzen und ſeufzte dann auch.

„Er hat wohl Heimweh, Gärtner," redete ſie ihn eines Tages an.

Nein, verſetzte er, wenn es auf mich ankäme, ich würde zeitlebens hier bleiben.

„Iſt ihm denn der Ort ſo lieb?" fragte ſie.

Nein, der Ort nicht, aber die Menſchen.

„Er iſt ja erſt ſo kurze Zeit hier und hat die Menſchen gewiß noch nicht genau kennen lernen."

Es iſt auch nur eine hier, die mich feſſelt.

„Darf ich den Nahmen der Ueberglücklichen nicht wiſſen?“

Mein Stand iſt zu tief unter dem ihrigen, als daß ich den Nahmen derſelben auszuſprechen wagen dürfte.

„Die Liebe frägt nie nach dem Stande des Geliebten.“

Wohl wahr! Aber Liebe und Gegenliebe bei verſchiednen Ständen gehören doch zu den Seltenheiten.

„Wie aber, wenn nun gerade ſeine Angebetete zu den Ausnahmen gehörte, würde er ſich glücklich fühlen?“

Glücklicher als der König auf ſeinem Throne!

„Wenn ſeine Geliebte hier lebt, ſo rechne er auf meinen Beiſtand.“

Was hör' ich! rief er aus, ſtürzte ſich zu ihren Füßen, ergriff ihre Hand und wagte ſie zu küſſen, mit den Worten: Sie ſind die Geliebte!

„Stehen Sie auf, Theodor, ums Himmels willen, mein Vater könnte kommen. Er verreist morgen früh und fünf Minuten nachher sprechen wir uns im Wintergarten.“

So schieden sie heute, ohne daß sie sich entschleiert hatte. Beide hatten eine unruhige Nacht. — Kaum war der Vater abgereist, so eilte die Tochter nach dem Winterhause und fand daselbst unsern Theodor ängstlich harrend.

Als sie den Schleier hob, strömte Schönheit und Glanz aus einer aufgehenden Sonne; zarte, jungfräuliche Farben, liebliche Linien und süße Fülle der Jugend spielten wie ein Blumenkranz um eine Götterstirn, mit weichen Blüthen um den heiligen Ernst und mächtigen Willen auf Stirn und Lippe, und um die dunkle Gluth des großen Auges. Theodor war wie von einem Gott erschüttert und von einem Wunder geblendet. Er fühlte bei dieser neuen weiblichen Schönheit, das Weib sey das Herz in der schönsten Gestalt. Von Liebesblüthen süß umschlungen und eingesponnen, sah er sein Le-

ben voll Duft und Licht; über den Morgenthau der Jugend war nun eine Sonne herauf geführt und die Tropfen ſtrahlten durch alle Gärten hinauf und hinab. Er warf ſich zu ihren Füßen und flehte um Gegenliebe. Da bließ der Bruder der Geliebten, der vor einigen Tagen von Leipzig zurück gekommen war, wo er ſtudirt hatte, eine ſchmelzende Melodie von Himmel. Wie die Trompete auf dem Schlachtfelde rief er den Mord heran, der goldne Thron des Glücks und Lebens des ſchönen Fräuleins ſchmolz glühend nieder und ſie ſank herab in ſeine Arme, und das weiße Brautkleid ihrer Unſchuld wurde zerriſſen und zu Aſche. —

„Nun ewig, ewig, bis in meinen Tod, die Deine," ſagte ſie leiſe und ſchwamm in Thränen. Nur bis in meinen, erwiederte er, und weinte mit der weinenden Flöte. Die Thüre des Gartenhauſes öfnete ſich, der Bruder ſchritt langſam heran, ſich dem Winterhauſe zu nähern, um ſeine ſchwärmeriſche Schweſter aufzuſuchen. Für den verkleideten Theodor war er

ein einäugiger Rieſe, den Sünder aus ſeinem Eden zu jagen. Noch einmal preßte er ſie an ſeine Bruſt, wiederholte tauſend Worte der Liebe und Scheidung, fuhr ſchnell zurück, ließ das getödtete Leben fahren und ſchritt raſch hinter der Laube weg, um nach Magdeburg zu eilen. Die Sterne ſah'n den Mörder an, die Sturmwinde redeten ihn an, Furienmasken ſah er überall an den Bäumen des Waldes; aus dem Himmel, oder der Vergangenheit, griff ein Arm herab, aus der Hölle, oder der Zukunft, griff ein Arm herauf, und beide wollten ihn faſſen, um ihn auseinander zu reißen. Er lief ſchnell, tief in einen blauen Mantel gewickelt, wie gegen böſes Wetter, blind und taub, und wie ein Menſch, der ſtirbt, den Augenblick erwartend, wo er entweder vernichtet hinabraucht, oder neu belebt in göttliche Welten hinein fliegt.

Dieſer Zuſtand dauerte indeſſen nicht lange. Er war ja ein Mann. Die Weiber wollen immer ihre Hölle mit Thränen ausgießen und mit Seufzern ausblaſen; aber mit den abſcheu-

lichen Männern, da iſt es ganz anders. Der Anblick eines einzigen hübſchen Geſichtchens, oder Buſens, giebt dieſen Taugenichtſen gleich wieder einen Stab, oder einen Flügel, oder ein Ruder, mit dem ſie forthinken, fortſchiffen, fortfliegen und ſich ſo auf einmal wieder aus der Hölle heben, und ſind ſie entwiſcht, dann mag ſie fortbrennen.

Schönheit iſt eine Klippe, an der alle Männer, und beſonders Männer der verworfnen Art, wie Theodor war, zu ſcheitern ſuchen, weil ſie voll Perlen und Auſtern ſitzt. Sein Herz war zwar jetzt kalt wie eine Hundsſchnauze und die Zunge voll Stein. Er ſchnitt ein Geſicht, wie ein Währwolf, als er vor dem Wirthshauſe zu *** ankam. Er ſchnaubte dem Stallknecht einen guten Morgen zu und dieſer ihm. Viele Menſchen gleichen dem Glas, glatt und geſchliffen und ſtumpf, ſo lange man ſie nicht zerbricht, dann verflucht ſchneidend und jeder Splitter ſticht, wenn ſie verwundet ſind. Sein Geſicht war von Grimm überzogen, aus den

Augen flogen gelbe Wespen auf den Wirth, gerade Linien fuhren auf seiner Gewitterstirn wie elektrische Spieße auf; eine Flasche Wein! brüllte er die Wirthin an, warf den Mantel weg und schnaubte in der Stube auf und ab. Keine 5 Minuten, da trat ein niedlich gebautes, rothbäckiges, flinkes Bauermädchen in die Stube und brachte auf einem Teller zwei Gläser und Kuchen auf einem andern, der zum Genuß einlud. — Auf einmal verwandelte sich sein ganzes Gesicht, er schien in diesem Augenblick ein Engel des Lichts, so heiter, so fröhlich, so unbefangen war er. Wenn ihn ein Franzose in dieser Verwandlung gesehen hätte, der würde ausgerufen haben: Oh la difference de cet homme au diable, comme est-elle petite! —

Trink mit mir, Kleine! sagte er, setze dich zu mir, plaudere mir was, sonst schlaf ich ein. Gleich hing sie an seinem Arme. Theodor neigte sich zu ihr, Herz schlug an Herz, sie weinte, brennend sanken seine Lippen auf die ihrigen.

Ihr Buſen hob ſich ſtürmiſch, ſein Arm umſchlang ſie feſter, ſchneller ſtrömte das Blut durch ihre Adern, und der Morgenwind, der durch die Blätter einer hohen Linde, welche vor den Fenſtern ſtand, liſpelte, entführte die Seufzer der Glücklichen. —

Sie war keine entblätterte Unſchuld; aber ſie wurde das Opfer ihres Temperaments. Ohne den Vater ihres Kindes zu kennen, kam ſie mit einer Tochter nieder, die ihren Eltern zur Laſt fiel, und ſie ſelbſt zog nach Magdeburg um in der Curanſtalt zu enden.

So ſehr auch Aennchen bat, daß er noch eine Nacht nur da bleiben ſollte, ſo ſehr eilte er, Magdeburg zu erreichen, weil er die Rache des Studenten fürchtete; allein dieſer war verſtändig genug, ſeine Entdeckung zu verſchweigen, und ſeiner Schweſter, die er herzlich liebte, den weiſen Rath zu geben: Ihre Hand ſo bald als möglich einem ihrer Anbeter zu reichen und dadurch ſich für Schande zu bewahren. Da ſie reich und ſchön war, ſo hatte dies nicht den ge-

ringſten Anſtand, und der Bruder gab einem ſeiner Freunde, dem er die Schweſter am liebſten gönnte, ſogleich Nachricht von der Sinnesänderung ſeiner Schweſter, die bisher Abneigung zur Heirath gezeigt hatte, und ehe drei Wochen um waren, führten der Herr Rath die Braut als Frau Gemalin heim, freueten ſich über die ſchöne Ausſtattung und Mitgift und lieſen ſchon im 8ten Monath nachher einen jungen Sohn taufen, über deſſen frappanter Aehnlichkeit mit dem Geſichte des Herrn Vaters Dieſelben ſowohl als Höchſt Dero Tanten und Couſinen erſtaunten, ungeachtet der Kleine dem Theodor, wie zwei Tropfen Waſſer einander, gleicht. Madam wurden beinahe ohnmächtig, als ſie ſpäterhin von ihrem Herrn Gemal in das Gefängniß des großen Karls geführt wurden, und in ihm ihren ehemaligen geliebten Theodor erkannten. Auch er ſchrie laut auf, beide hatten indeſſen Gegenwart des Geiſtes und Welt genug, dem erſtaunten, etwas ſimpeln Herrn Rath begreiflich zu machen, daß ſie beide wohl

Urſach hätten, frappirt zu werden, da dieſer Unglückliche ehedem in Dienſten des Hrn. Vaters geſtanden und viele Wohlthaten in dieſem Hauſe genoſſen habe. Ihr iſt es daher auch zu verzeihen, daß ſie ſich noch eine Locke in der Gefangenſchaft von ihm ausbat, da er früher nicht Zeit gehabt hatte, ihr eine zu geben.

Zu Magdeburg fand er nicht ſogleich wieder Arbeit, aber Bekanntſchaften, die ihm Geld vorſchoſſen, eine Reiſe nach Braunſchweig und Herrenhauſen zu machen. Auf dieſer Reiſe lernte er blos eine Dame kennen, die indeſſen nicht zu ſeinen Liebſchaften, ſondern nur zu ſeinen Freundinnen gehört, und die wir blos deswegen anführen, weil ſie, trotz ihres unbändigen Geizes, wie ſich einſt der Ritter Zimmermann ausdrückte, dennoch ſo generös war, ihm einen Kalbskopf ins Gefängniß zu ſchicken, weil er geäußert hatte, daß er wohl einen eſſen möchte. Da ſie mit Braunſchweiger Honigkuchen reichlich verſehen war und ſogar einen kleinen Handel, ohne Wiſſen ihres Gemals, damit

trieb, so fiel dieser Kalbskopf, oder die Brühe daran, so vortreflich aus, daß Karl und sein Gefangenwärter gestanden, ihn in Braunschweig nie so gut gegessen zu haben. Auch der Kopf war, so wie die Zitrone, welche er im Munde trug, ein majestätischer Kalbskopf; ein Fleischer, den seine Sünden drückten und der gern beichten wollte, hatte ihn dem Altar geopfert und nichts weniger geglaubt, als daß sein Sühnopfer von einem Räuber würde verzehrt werden.

Von eben dieser Dame, sie war damals noch unverheirathet, erhielt er ein Empfehlungsschreiben an einen Prediger in der Nachbarschaft von Wolfenbüttel, der ein großer Blumenfreund war und durch Blumenzucht und Blumenhandel sein Einkommen verbesserte, da seine Pension eingegangen und nur noch ein einziges liebes Mädchen in seinem Hause war, das seiner kränkelnden Tochter Gesellschaft hielt. Es war gerade manches in dem Garten des Predigers zu thun und manche Kunstgriffe und Manipu-

lationen wünſchte er auch noch zu lernen; er nahm daher den jungen reiſenden Gärtner nicht nur gern auf, ſondern bat ihn ſogleich einige Wochen bei ihm zu bleiben. Wären die beiden Mädchen nicht im Zimmer geweſen, ſo würde er ſeinen Zweck ſchwerlich erreicht haben; aber ein Blick auf dieſe und Theodor war entſchloſſen zu bleiben. Er wurde als Hausfreund angeſehen, aß mit der Familie des Predigers, hatte ſein eignes Zimmer und wurde auf das beſte behandelt. Er erzählte von Dresden, Leipzig, Magdeburg, Deſſau und ſeinem Vaterlande, und gab ſich für einen Sohn des Hofgärtners des Fürſten von Hohenlohe aus. Er heuchelte die größte Sittſamkeit und ſchmeichelte ſich bald bei jung und alt dermaßen ein, daß er als ein Familienglied betrachtet wurde. Henriette, die Tochter des Predigers, beſuchte ihn oft im Garten bei ſeinen Arbeiten, war nur in ſeiner Geſellſchaft munter, ging mit ihm und der Geſpielin, oft auch allein, bei Mondenſchein ſogar, ſpatzieren, und wurde nach drei

Wochen so vertraut, daß sie ihm erlaubte, ihr einen Kuß zu rauben, ja, daß sie ihm denselben endlich freiwillig gab. Mit diesem Kuß war aber auch die Ruhe ihres Herzens verlohren.

Unruhig schwebte eines Morgens die kränkelnde Henriette mit dem Strickkörbchen am Arme, in ihrem Zimmer umher. Die Fenster waren geöfnet und liebliche Kühlung wehte von außen herein. Aber im Innern des entzündeten Mädchens pochte ein feuriger Gast; das süße Gift der nächtlichen Küsse war in alle Adern gedrungen, und hatte die Schmachtende schon bis zu jenem Zustande gebracht, in dem ein junger Busen, von seiner eignen Fülle beunruhigt, keinen Frieden mehr kennt, als den, welchen die Liebe, nur im Triumphe noch großmüthig, unterzeichnet, bis zu jener zärtlichen Beklommenheit, worin bei jedem leisen Wort und Seufzer die Sehnsucht öffentlich mitspricht, und jeder stille Blick schon aus der Thräne des Selbstgeständnisses hervor schimmert.

Sie kannte vorher die Liebe nicht und erblickte ſich plötzlich als ihre Beute. Sorglos ſchlummerte ſie an der Bruſt eines nie gekannten Glücks — ach! und war ſo ſelig, da ihr Auge ſüßere Nahrung aus den Strahlen ſeiner liebevollen Blicke ſog, als die Biene aus Blüthenkelchen. Sie ſchluchzte laut. Ich muß zu Grunde gehen, rief ſie, meine Blüthe muß verbleichen! Es giebt kein hofnungloſeres Geſchöpf auf Erden, als ich bin; während eine thörichte Liebe mich langſam verzehrt und mein Herz zu zerreißen droht, was kann, was ſoll ich, was darf ich ſagen, thun, geſtehen? Soll ich meine Mutter mit der Entdeckung tödten, daß ich aus Liebe zu einem Gärtnerburſchen wahnwitzig geworden bin? O liebe, gute Mutter, du ſollſt es nie erfahren, warum dein Kind verſchmachtet iſt.

Unſere Henriette war zu gebildet, um nicht ihre ganze mitleidswerthe Lage zu überſehen, zu tief verwundet, um ſich von dieſer thörichten Liebe ſelbſt zu heilen, zu enthuſiaſtiſch, um nicht

ſich ſelbſt willig zum Opfer für das Glück der Eltern zu weihen, zu kindlich und zart, um ihre Mutter durch Geſtändniſſe zu kränken, welche ohnehin nichts ändern konnten und zu ſtolz für jedes Geſtändniß an die Welt, oder an den Mann ihrer Liebe, der, wie ſie glaubte, längſt in einer andern ſtrafbaren Leidenſchaft brannte, und ſeine ganze Seele ſchon an des Amtmanns Frau verlohren hatte. Bei der Schönheit dieſes üppigen, ganz zur Wolluſt gebauten Weibes, ſah die Beſcheidne nicht ein, wie der feurige Theodor einer Liebe widerſtehen könne, welche die Amtmännin ſo ſchlecht zu verbergen wußte, ſo bald ſie mit ihm und ihr allein war. Das arme geängſtete Mädchen glaubte ſchon in dem Vorhof des Verbrechens zu ſeyn; ihr reines Herz fand indeſſen noch eine Art von Troſt in dem Vorſatze, von allem Glück freiwillig zu ſcheiden und einem andern ihre Hand zu geben. Die Unglückliche ſank zur düſtern Schwermuth herab und mahlte ſich mit erhitzter Phantaſie die Bilder ihres Schickſals aus. Bange Seuf-

zer und Thränen waren die Gesellschafter ihrer Einsamkeit. Die Stimme der Vernunft hatte laut und deutlich gesprochen, aber sie war nicht mächtig genug, um die Angst des liebenden Herzens zu stillen. Der Schlummer ihrer jugendlichen Seligkeit war ermordet, ihre Rosenträume waren erblaßt, das Schicksal erbarmte sich ihrer und rettete sie noch, ehe sie zu Grunde ging.

Die Frau Amtmannin, ein wirklich schönes Weib von üppigem Wuchse, Braunschweiger Schlag, hatte einen Ehgemahl, der bereits das 66ste Jahr angetreten, und als Verwalter so manchem Bauermädchen ins Auge gesehen hatte, daß er nun die seinigen lieber gen Himmel richtete, als in die ihrigen blickte. Bei so bewandten Umständen konnte man es ihr wohl nicht verargen, daß sie ihren Blick auf Monsieur Theodor warf, der durch den Hrn. Pastor auf dem Amthause eingeführt wurde, und der das Versprechen von sich gegeben hatte, auch den Amtsgarten in Ordnung zu bringen, wenn er beim

Paſtor vollendet hätte. Er ſahe nur zu wohl, daß Jettchen angeſchoſſen war; er durfte hoffen, noch weitere Fortſchritte zu machen, beſonders wenn er im Amthauſe von ihr entfernt lebe und ſie ſeltner ſahe. Er zog dorthin und wurde wie ein Kammerrath logirt und bewirthet. Die Frau Amtmannin war in der Stadt in einer Penſionsanſtalt geweſen, und da liebeln und kokettiren, und allenfalls ein bischen parliren und muſiciren, die Hauptſtücke ſind, welche ein reiches Mädchen in den Frauenzimmer-Penſionen lernt, faſt nur allein lernt, und lernen muß, wenn ſie der Penſionsanſtalt Ehre machen ſoll, ſo war ſie erfahren genug, gleich in den erſten vier und zwanzig Stunden zu wiſſen, daß es mit dieſem jungen Gärtner keinen Roman zu ſpielen bedürfe, ſondern daß dieſer das Weſentliche des Weibes zu ſchätzen und zu gebrauchen verſtehe. Sie ging alſo etwas raſch zuwege, ſetzte die Präludia bei Seite, wie einer unſerer Herren Organiſten, und war ehe drei Tage vergingen, in ſeinen Armen, nach ihrer Weiſe

glücklich. Sie ließ ihn keine Zeit zu Paſtors zu gehen; das arme Jettchen grämte ſich, hatte aber zu viel Stolz, ſich nach ihm zu erkundigen. Ihr Herz blutete, ſie beſchloß aber dieſes ungehorſame Herz zu beſiegen, und der Zufall unterſtützte ſie beim Kampfe mit der Leidenſchaft.

Theodor, der nun ſchon mit dem Diebſtahl vertrauter geworden war, ſah eine gute Gelegenheit, ſich bei der Frau Amtmännin zu bereichern. Sie war ſchwach und einfaltig genug geweſen, ihm ihre Melkenkaſſe und Schwänzelpfennige zu zeigen, die ſich auf eine anſehnliche Summe beliefen, und die ſie aus Klugheit an mehrern Orten in ihren Schränken und Koffern verwahrte, damit der Herr Amtmann nur immer einen Theil dieſes Schatzes ſehen und ihn zu vermehren deſto geneigter ſeyn ſollte; denn ſie hatte zwei Stiefſöhne, von denen ſich nicht viel erwarten ließ. Theodor bemerkte ſich dieſe Schatzkammern und fand bald Gelegenheit ſich einer derſelben zu bemächtigen (es waren reine 80 Friedrichsd'or) und des folgenden

Tages, unter dem Vorwande, nach Bremen zu reiſen, Abſchied zu nehmen. Er ſchmeichelte der Frau Amtmannin bald zurück zu kehren, erhielt noch ein anſehnliches Geſchenk, empfahl ſich dem Herrn Paſtor, ſah Jettchen nicht wieder und kehrte nach Magdeburg zurück, ſtatt nach Bremen zu gehen. Die Frau Amtmännin entdeckte erſt 8 Tage nachher ihren Verluſt, war, ſo ſehr er ihr in doppelter Hinſicht ſchmerzte, dennoch klug genug, zu ſchweigen und gab jetzt täglich jedermann die Lehre: Trau, ſchau, wem?

Noch war Theodor nicht im Beſitz einer ſo großen Summe Geldes geweſen, als jetzt; ſtatt aber, daß er nun daſſelbe hätte ſparen und zu ſeiner Reiſe, oder ferneren nützlichen Ausbildung gebrauchen ſollen, gab ihm daſſelbe nur deſto mehr Gelegenheit ſeinen Hang zur Liederlichkeit zu befriedigen. Er trat jetzt gar nicht wieder in Arbeit, ſondern logirte in einem öffentlichen Gaſthauſe und brachte ſeine Zeit blos damit zu, des Vormittags auf den Marktplätzen

und des Nachmittags und Abends auf den Promenaden, hübſche Figuren und Geſichter aufzuſuchen und neue Bekanntſchaften zu knüpfen. Magdeburg war von jeher und iſt noch jetzt reich an dieſem Segen und dieſem Fluch Gottes für die Männer; denn Himmel und Hölle auf Erden giebt uns nur das Weib. In dem ehrbaren Mittelſtande und unter den Dienſtboten beſonders giebt es Mädchen, die in Paris die erſten Rollen ſpielen würden, wenn ſie die Bildung der Pariſerinnen hätten, wenn ſie in der Kunſt der feineren Koketterie eingeweihet wären. Sie haben aber meiſtens das mit unſrer Feſtung gemein, ſie kapituliren zu ſchnell und verliehren dadurch unendlich in den Augen des Mannes. Was uns nicht ſauer wird, das ſchätzen wir nicht mehr, wenn wir es beſitzen. Die guten Mädchen kennen die Macht ihrer Reize zu wenig und widerſtehen nur ſelten länger, als 8 Tage der Glattzüngigkeit, oder dem Gelde der Männer. Ehedem und beſonders noch in der Periode als Theodor als Gärtner.

burſche hier ſeine Feierſtunden hielt, waren es vorzüglich die Officiere und Soldaten, die Kaufdiener und Kaufburſche, beſonders die Leipziger, die Schauſpieler, die Amtleute und Verwalter, die Barbier und Perückenmacher, die Marqueur und Kammerdiener, die Kammer- und Regierungs-Referendaire, die Müllerknappen und die Schneider-Geſellen, welche unſere Jugend verführten; die Neigung dazu haben auch noch jetzt wohl alle dieſe Herren, aber es fehlt vielen, wo nicht den meiſten, an den Mitteln, ihren Bemühungen Nachdruck zu geben.

Der Soldat iſt zum angreifen geboren; ſind keine Feinde da, ſo geht er auf die Damen los; die Kaufdiener ſind auf halben Gehalt geſetzt, wie die engliſchen Officiere in Friedenszeiten; die Schauſpieler ſchmelzen Elend; der Roggen und Weizen der Oeconomen ſteht zu niedrig im Preiſe und ſie fürchten die freiwilligen und gezwungenen Anleihen; mancher lernt ſich ſelbſt raſiren und mit den Haaren macht man

wenig Umſtände; die Marqueure dienen meiſtens für das Billiardgeld, um welches ſie die Herren betrügen, und in den Freudenhäuſern um die Trinkgelder, welche jetzt ſparſam genug fallen; die Kammerdiener ſind meiſtens abgeſchaft, oder haben Bedienungen erhalten, Referendaire haben wir gar nicht mehr; die Knappen haben das Metzrecht ihren Herren abtreten müſſen, und alle Schneidergeſellen ſind Winkelkleidermacher geworden; daher klagt jetzt Niemand mehr und lauter, als die armen Mädchen über ſchlechte Zeiten. Theodor war in unſerer blühendſten Periode bei uns, und da er Geld und Zeit hatte und die Freudenhäuſer von Dresden her noch fürchtete, ſo ſuchte er nur das, was unſere Herren hübſche Bekanntſchaften nennen, unter den Bürger-Mädchen zu machen. Ich würde ein ganzes Buch nur von ſeinen hieſigen Liebſchaften ſchreiben können, wenn ich alle anführen wollte; ich werde aber nur einiger gedenken, theils um nicht unnöthigerweiſe manchem unglücklich verheiratheten

Weibchen das Herz schwer zu machen, theils weil ich nicht gern möchte, daß man auch nur eine errathen sollte, was denn doch unter den vielen leicht möglich wäre. Seyd also ganz ruhig, lieben Kinderchen, ich verrathe euch nicht.

Vor allen Dingen muß ich einer kleinen, allerliebsten Blondine, nur mit dreien Worten gedenken, weil sie sich am Tage seiner Hinrichtung fast gar nicht zufrieden geben wollte. Sie war in ihrem 17ten Jahre noch eine Unschuld und hatte noch nicht, weder von dem Paradiesapfel, noch von dem Baume des Lebens gekostet. Sie ging an einem Sonntag Nachmittag mit einer Freundin zur Hohenpforte hinaus, um den Rothenseerbusch zu besuchen, wo sie noch niemals gewesen war. In der sogenannten Neuenstädter-Straße, welche nicht im besten Rufe steht, wurde sie von einer gewissen Frau, die leider noch jetzt ihr Handwerk treibt, angerufen und gefragt: Ob sie wohl nicht Lust hätte, ein so gut als neues Musselinenes Kleid, das aus Noth verkauft werden

mußte, zu kaufen. So bald Weiber oder Mädchen von Kleidern hören, so ist es ihnen unmöglich, der Neigung zu widerstehen, dieselben wenigstens zu besehen, wenn auch nicht zu kaufen. Das wußte die Mackarelle wohl. Lottchen, so hieß das Blondchen, trat ein und fand einen jungen gut gekleideten Mann, der Niemand anders als Monsr. Theodor war, am Fenster sitzend bei einer Tasse Caffee. Er that, als ob er sich entfernen wollte. Man bat ihn, sich nicht stören zu lassen und er seiner Seits offerirte eine Tasse Caffee. Er befahl sogleich mehr zu machen und schätzte sich unendlich glücklich, die Damen kennen zu lernen. Das Musselline Kleid wurde besehen und behandelt, und Lottchen versprach dasselbe morgen früh abzuholen und zu bezahlen. Der Caffee wurde getrunken, und Theodor bat sich die Erlaubniß aus, die Damen nach dem Busch zu begleiten. Sie wurden dort gut bewirthet, gut unterhalten und erst spät nach der Stadt begleitet, denn die Thorsperre war damals seltner, als die Maul-

sperre. Montags bei guter Zeit kam Lottchen, um das Kleid zu holen. Herr Theodor war wieder da, das Kleid war schon bezahlt, die Wirthin mußte einen Augenblick ausgehen, man nahm indessen ein Frühstück ein und zwei Stunden nachher machte er sich aus ihren Armen los und entfloh schnell. Sie schwankte auf das Sopha zurück. Es war eine Art von süßem Wahnsinn, in welchen sie jetzt verfiel. Ihr Busen, neu bewegt von den Pulsschlägen einer geliebten Männerbrust, die schmachtenden Lippen, so roth und warm von seinen Küssen, und das jungfräuliche Herz, so bange von den nie gekannten Gefühlen dieser grundlosen Zärtlichkeit! Verschämt ruhte sie da, wie die Keuschheit im Arm der Liebe, und selig, wie die Liebe im Schoße der Keuschheit. Nach langer Angst trat jetzt die Ruhe in der Gestalt des geliebten Jünglings sanft lächelnd vor ihren Geist hin. Entzückt schloß sie das verweinte Auge. Der Liebe zauberisches Lächeln schwebte auf ihre Lippen nieder, und in rosige Träume gewiegt

feierte ihr noch keuſches Herz ſeine Brautnacht. Noch einigemal war ſie ſo glücklich ihn hier zu umarmen; allein neue Liebſchaften verdrängten ſie aus ſeinem Herzen; ſie tröſtete ſich mit dem allgemeinen Loos hübſcher Mädchen, heirathete einige Monate nachher einen Ausländer, da der Umgang ohne Folgen blieb und wird ſich gewaltig wundern, wenn die Kunde zu ihr kommt, daß Theodor und der große Karl eine und dieſelbe Perſon waren.

Nicht immer erhaſchte er ſeine Beute mit ſo wenig Mühe, oft wurde es ihm ſehr ſauer gemacht und oft gelangte er auch gar nicht zu ſeinem Zweck. Der Wolluſtteufel nagte beſtändig an ſeinem inneren Menſchen, und Tag und Nacht ſann er auf neue Liebesabentheuer. Was man bis jetzt noch an ihm loben muß, war ſeine Delikateſſe bei der Wahl der Frauenzimmer und ſeine Foderung, daß nur das Schöne auf Anbetung des Mannes Anſpruch machen könne. Hatte er ſich auch zuweilen bis zu Dienſtboten und Bauerntöchter herab gelaſſen,

ſo wählte er doch immer mit Geſchmack, und nie kam eine Häßliche in Verdacht, ſeiner Nachſtellung ausgeſetzt geweſen zu ſeyn. Selbſt in der Gefangenſchaft konnte er die häßlichen Geſichter nicht leiden, und als eine gewiſſe Prediger Frau vom Lande, die ihres verſchrobnen Geſichts wegen weit und breit im Lande bekannt iſt, ihn mit einer Schlacke beſchenkte und bei Ueberreichung derſelben die Thränen reichlich fließen ließ, ſo fing er laut an aufzulachen und ſagte: Madam, das Weinen ſteht ihnen gar nicht gut an, wenn ſie nicht ſüßer lachen können, ſo begreife ich nicht, wo ihr Herr Gemal den Muth hergenommen hat, ſie zu heirathen. Zu Hrn. B... ſagte er in Gegenwart des Hrn. W....: „Die Weiber weinen ſo herzlich um mich; den Häßlichen weiß ich keinen Dank dafür.“

Die Vorſehung läßt faſt niemals die Weiberſchönheit zu ihrer höchſten Macht gedeihen, weil ſie eben das Mächtigſte zwiſchen Himmel und Erde iſt und doch das Gefährlichſte und

Vergänglichſte. Der Inbegriff aller Tugend und Gröſſe im Weibe läßt immer noch zunächſt einen Wunſch übrig, die Schönheit. Sie allein, ſchon an ſich mit allen Tugenden verwandt, macht das Gemüth für jede derſelben wenigſtens empfänglich und ertheilt dann ſelbſt der Tugend noch die allgeltende adliche Standeserhöhung. Ein tugendhaftes Frauenzimmer ohne Schönheit, ſey ihre Tugend auch noch ſo erhaben, wird von den Männern leider ſelten geſchätzt.

Was iſts alſo Wunder, wenn auch Theodor nur Schönheit ſuchte, nur Schönheit liebte, nur ſchöne Mädchen, denn in den erſten Jahren ſtellte er nie den Weibern nach, zu verführen ſuchte. Auch er hatte die Erfahrung gemacht, daß gewöhnlich die ſchönſten Weiber am leichteſten zu gewinnen und zu verliehren und in der Regel auch die ausſchweifendſten ſind. Doch wir müſſen unſern Helden weiter begleiten, müſſen unſere Leſer mit noch einem

Paar der Geliebten deſſelben in unſerer Vaterſtadt bekannt machen.

Eines Abends ging er einſam auf dem Neuenmarkte ſpatzieren und überlegte, wie er wohl am bequemſten ſeine Börſe wieder füllen könnte, als ihm ein verſchleiertes Frauenzimmer begegnete, das zu ihm ſagte: Komm morgen früh nach P... Garten. Sie war maje, ſtätiſch gebaut, länger als er, und ſchön, zumal ihr Kopf, ihr Auge und Haar. Doch war ſie mehr plaſtiſch als maleriſch ſchön, ſagte mir neulich ein hieſiger Maler und Schönheitskenner, mein Gevatter W..., eher einer Juno oder Minerva, den Buſen ausgenommen, ähnlich, als einer Madonna, wie man ſie in Prag und Bamberg ſo häufig ſieht. Sie vertrug ſich nicht leicht mit Frauen und hielt die Männer für ſchlecht und ſagt's ohne Bedenken: ſie würde ſich verachten, wenn ſie je die Sclavin oder Frau eines Mannes würde; aber ſie ſuchte uns der Kenntniſſe wegen. Sie liebte, bis ſie die Bekanntſchaft unſeres Musje Theodors

machte, Nichts, nicht einmal die Hunde und Kinder. An dem folgenden schönen Sommermorgen stand sie früh auf und ging in den Garten. Es war noch etwas in den Gängen vom nächtlichen Regen. Sie eilte zum Gartenkabinett und schloß sich ein. Theodor war früher schon da und hatte sie von weitem bemerkt. Er näherte sich dem Kabinette und hörte leise Töne, welche aus den Saiten einer Guitarre flogen. Er lauschte ein Weilchen und konnte der Neugierde sie zu sehen, nicht länger widerstehen. Er fand in der Thüre eine Ritze, und Himmel! wie ward ihm. Ein weißer, runder Arm ruhte auf der Guitarre, und ein langer Schleier rollte, wie ein Nebel, von braunen Locken herab. Zwei freundliche Augen begegneten den Seinigen; über zwei blühende Purpurlippen schlich ein klagendes Lied. Sie legte die Guitarre bei Seite und blätterte in einem Buche. Die braunen Locken flossen in aufgelößten Wellen auf ihren Busen herab, der sich stürmisch in seinen Fesseln wiegte. Das leichte weiße Gewand schlang

ſich um den herrlichen Körperbau; er konnte ſeine Augen nicht abwenden von den glühenden Wangen und der verrätheriſchen Hülle, die ſteigend und fallend den Sturm ihres Herzens verrieth. Sollte er anklopfen — ſollte er ſich durch ein Geräuſch bemerkbar machen — oder ſollte er warten bis ſich die Thür öfnen und die Dame ihn zum Eintritt einladen würde? — Er erwartete das letzte. Nach einer halben Stunde ohngefähr öfnete ſie leiſe die Thüre des Cabinets und ſtellte ſich ſehr erſchrocken, als ſie Theodor auf den Stufen, die zum Cabinet führten, knieend fand. Wen ſuchen Sie, mein Herr, redete ſie ihn ziemlich barſch an; hier in dieſem Garten iſt ſo früh Niemand, denn ich und eine Freundin, welche in jener Laube zu leſen pflegt. Dies war genug geſagt, um Theodor zur Richtſchnur zu dienen. Wenn ich nicht irre, ſo hat mir ihre Freundin, verſetzte er, geſtern Abend befohlen, ſie hier in dieſem Garten zu erwarten, ich würde indeſſen unendlich dabei gewinnen, wenn Sie ſelbſt, ſtatt Ihrer

Freundin, mir Ihre Befehle ertheilen wollten. Julie Farneſe, ſo ließ ſich dieſe ſchöne Dame am liebſten nennen, gerieth einen Augenblick in Verlegenheit, faßte ihn aber bald darauf bei der Hand, führte ihn in das Cabinet und ſagte, indem ſie ſich niederſetzte und ihm einen Wink gab ein gleiches zu thun: Meine Freundin und ich haben keine Geheimniſſe für einander, und um ganz ehrlich zu ſeyn, wir wünſchten beide ſie zu ſprechen. Meine Freundin iſt verheirathet und findet ſich unglücklich; ich bin es nicht und finde mich ſeit einiger Zeit auch unglücklich. Vielleicht ſind ſie im Stande dieſen Widerſpruch zu heben, vielleicht können ſie uns beide glücklich machen. —

Beide? fragte Theodor mit Verlegenheit, und noch einmal wiederholte er das ihm unerklärbare Beide?

„Ja, uns Beide, verſetzte Julie. Die verheirathete ſucht einen Liebhaber, die unverheirathete einen Mann und bei unſeren Grundſätzen laſſt ſich dieſe Foderung leicht vereinigen.

Ich heirathe ſie zum Schein; ſie heißen mein Mann, und ſind der Liebhaber meiner Freundin. Ich wähle mir dann gleichfalls einen Liebhaber und ſo ſind alle Partheien zufrieden.“

Die Sache iſt nicht neu, erwiederte Theodor, ich kenne viele Familien, die auf dieſem Fuße ſehr glücklich leben; aber aufrichtig geſagt, ich möchte lieber ihr Liebhaber, als ihr Mann ſeyn. In dem Beſitze einer Geliebten, der die Natur hohe Reize verlieh, fühlt man ſich unendlich glücklich; an der Hand einer ſchönen Frau lebt man in tauſend Sorgen, wird leicht eine Beute der quälendſten Eiferſucht und nicht ſelten der Gegenſtand des Spottes ſeiner Freunde und Bekannten. Niemand läßt ſich gern alberne Fragen thun und Unartigkeiten über ſeine häuslichen Verhältniſſe ſagen. Es giebt Rollen, die nicht jedermann mit Anſtand ſpielen kann. Die Welt iſt zwar nachſichtig in puncto sexti, aber ſie duldet nicht, daß ein Mann, der die Schwachheiten ſeiner ſchönen Frau kennt, dieſelben auch ertrage. Von einem

geliebten Mädchen betrogen zu werden iſt keine Schande, aber von einem ſchönen Weibe gekrönt zu werden, iſt ſchimpflicher als eine geraubte Krone zu tragen.

Junger Mann, unterbrach ihn die in Erſtaunen geſetzte Julie, wie kommen ſie zu dieſer Moral? Man hält ſie allgemein für einen der größten Wüſtlinge und der leichtſinnigſten Menſchen, und dennoch urtheilen ſie ſo ernſt über Weiber-Schönheit, Weiber-Treue und Weiber-Ehre. Dieſe öffentliche Meinung von ihrem Charakter hat mich irre geführt; ich glaubte, bei den Reizen, die mir die Natur verlieh, ſie leicht zu feſſeln und an meinen Liebeswagen zu ſchmieden, deswegen beſchied ich ſie hieher; ich ſehe, ich habe mich geirrt und muß meinen Plan aufgeben, denn ich bin verheirathet. Verzeihen ſie einem Weibe, das ſie beim erſten Anblick liebte und Gegenliebe zu erhalten wünſchte. Dort in jener Laube ſitzt meine Freundin, ſie iſt ungebunden und frei und vielleicht eben ſo ge-

neigt ihre Bekanntschaft zu machen, als ich es war.

Schöne Frau, rief Theodor mit Entzücken aus, indem er sich ihr zu Füßen warf, schöne Frau, das Geständniß ihrer süßen Lippen und die Offenheit ihres Herzens erfodert, daß auch ich aufrichtig die Gefühle meines Herzens bekenne. Ich erkannte sie sogleich für die Dame, welche mir gestern Abend im Vorbeigehen leise sagte: Komm morgen früh nach P... Garten; allein ich wagte nicht, ihnen sogleich zu gestehen, daß sie der Magnet wären, der mich hieher gezogen hätte, auch wollte ich ihnen die Verlegenheit ersparen, bei der Verwirrung, in welcher ich sie sah, das Geständniß abzulegen, daß sie mich hieher beschieden hätten. Unsere Grundsätze von Liebe und Ehe stimmen so sehr mit einander überein, daß ich ihnen bei dem Gürtel der Venus schwöre: Sie sollen in meiner Person so lange den treusten Liebhaber und Anbeter finden, als ihnen meine Opfer gefallen werden. Ich kenne die Wankelmuth der

Damen; ich weiß, daß keine Liebe ewig dauert, und würde sie und mich herzlich beklagen, wenn uns andere Bande fesseln sollten, sollte es auch nur auf Minuten seyn, als die Bande wechselseitiger Liebe. So bald sie aufhören mich zu lieben, werde ich mich in den Armen einer andern zu trösten wissen.

Sie sind mein Mann, sagte die hocherfreute Julie; mancher Pinsel, den ich mit meiner Freundschaft beehrte, und der mich zu lieben glaubte, sprach, wenn ich ihm mein Haus verschloß, von Gift und Dolch und Gott weiß von welchen andern Desperationsstreichen, um mich zu schrecken und zu erweichen. Ich ließ die Narren reden, lachte über ihre Thorheit, und erfuhr oft in kurzer Zeit nachher, daß sie schon anderweitig früher gefesselt waren und Gott dankten, daß ich es war, der mit ihnen gebrochen hatte. So sind die Männer. Sie wollen ewig scheinen, was sie nicht sind, und sind gewöhnlich gerade das Gegentheil von dem, was sie scheinen. Sie machen eine rühmliche Aus-

nahme und ſind daher meinem Herzen um ſo willkommner; denn nicht unſere Herzen, nein, unſere Grundſätze machen uns zu Freunden. Das iſt eine Erfahrung, die ich mir nicht abſtreiten laſſe. —

Als ſo die Präliminarien geſchloſſen waren, gingen beide aus dem Garten in das Cabinet zurück; ſie griff vermuthlich zur Guitarre, und er zur Cymbel; denn ſie blieben bis Mittag verſchloſſen, und ſchienen ſehr vergnügt, als ſie den Garten verließen. Womit ſie ſonſt noch die Zeit hingebracht haben mögen, weiß ich nicht, nur das hat ſie mir ſelbſt geſtanden, daß ſie ſich noch oft hier und an andern Orten ſahen, beſonders auch im Herrenkrug und rothen Horn, daß ſie ſehr freundſchaftlich mit einander lebten und ſehr friedlich ſchieden, als ſie erfuhr, daß er mit der Dem. B... ein paarmal Landpartien gemacht hatte, die ihr verdächtig ſchienen.

Dieſe Demoiſelle B... war die letzte ſeiner hieſigen Liebſchaften, und da dies Mädchen noch jetzt manchen meiner Freunde und Leſer be-

sonders interessirt, da ich sie erst kürzlich in dem Hause eines meiner Bekannten antraf, der an ihren Schönheitsresten noch immer Geschmack findet, so beredete ich sie, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen, wozu sie sich dann auch bei einem guten Glase Punsch aus der Tommanschen Fabrik verstand, und mir zugleich die Erlaubniß gab, dieselbe meinen Lesern wieder zu erzählen.

H.... B.... war die Tochter eines Königl. Officianten, der sich des häufigen korrigirens. und sportulirenshalber sehr gut stand, einiges Vermögen besaß und in der Mitte seiner Familie sehr glücklich lebte. Er hatte drei Töchter, davon die Mittelste, unsere Heldin, sein Liebling war. Die Aelteste, ein äußerst lebhaftes und munteres Ding, war von den Eltern dazu bestimmt, einen Mann zu heirathen, der dem Vater im Amte folgen sollte; allein ein Kaufdiener gefiel ihr besser, sie riß sich von dem Bräutigam los und zog vor mit ihrem Geliebten, der keine Aussichten hatte, in der Armuth

zu leben, als den Wohlſtand der Eltern mit ihnen zu theilen. Der Vater ſtarb und die Mutter beſchwor ihre beiden älteſten Töchter, den Nachfolger des Vaters im Amte zu heirathen, (denn er war in beide verliebt) um das ſchöne Brodt beizubehalten. Die leichtſinnigen Mädchen antworteten ſchakernd: Mutter, ſie können ihn ja heirathen. Die Mutter that alles mögliche, um den Kaufdiener zu entfernen, allein Lottchen ließ ſich von ihm entführen, lebte eine Zeitlang mit ihm, ohne getraut zu ſeyn, ernährte ihn mit ihrer Hände Arbeit und fand endlich Brodt in einem kleinen Städchen.

Hannchen, die mittelſte, des Vaters Liebling, beſaß alles, was dem Manne gefallen, was ihn feſſeln kann. Ein vortreflicher Wuchs, ſchwarzes Haar, eine feine und ſchneeweiße Haut, eine Marmor-Bruſt, Corallen-Lippen, ſchöne Zähne, ein viel verſprechendes Auge, einſchmeichelnde Sitten, eine ſonore Stimme, kurz, alles verdiente die Aufmerkſamkeit der Schönheitskenner; es war beinahe nur ein einziger

Fehler an ihr zu finden, ihr Fuß war etwas zu groß. Von den zarteſten Jahren der Kindheit an, war ſie gewohnt, ihren Willen als den allein geltenden anzuſehen. Vater und Mutter fanden alles ſchön und gut, was ſie ſagte und that. Sie verſäumte die Schule, ſie lernte wenig Handarbeiten, ſie war nur mit ihrem Putze beſchäftigt. Im 15ten Jahre war ſie ein erwachſenes Mädchen und im 14ten hatte ſie ſchon Anbeter. Sie fühlte ſich beſonders dadurch geſchmeichelt, daß ſchon ihr Beichtvater, als ſie zum erſtenmale im Beichtſtuhle erſchien, ſtatt des Beichtpfennigs ein Mäulchen von ihr foderte, was ſie ihm auch gab, aber dagegen auch am Oſterſonntag um keinen Heller Andacht mit in die Kirche brachte. Die ſtarken ſchwarzen Augenbraunen des Pfaffen, ſein großer Mund, der aus demſelben ihr entgegen ſtrömende Qualm von Taback und Weingeruch, ſchwebten ihr noch immer vor Augen, und hätten ihr den Kuß beinahe ganz verleidet, wenn ſie nicht in ihrem Hauſe einen Secretair gern ge-

küßt hätte, der ſich mit ihr die Zeit vertrieb, wenn ſeine Frau Principalin gerade anderweitig beſchäftigt war. Es war beinahe nicht anders möglich, als daß unſer Hannchen frühzeitig ſchon verliebt werden mußte. Ihre ältere Schweſter ging ihr mit einem guten Beiſpiele vor und ſagte ihr oft, wenn ſie den Liebhaber vertuſchen helfen mußte, ich werde dir auch einmal beiſtehen, wenn du erſt weißt, wie ſüß die Liebe iſt. Sie hielt auch in der Folge redlich Wort. Ihre Mutter hing von einem Manne ab und wohnte mit ihm unter einem Dache, der es ſich gefallen ließ, daß ſeine Frau es häufig mit andern hielt, und der ſich dagegen bei der Flaſche und in Freudenhäuſern zu entſchädigen ſuchte. Der Secretair dieſes Mannes war der Anbeter ſeiner Frau Principalin, verſchmähete aber nebenher die ſchmutzigen Reize der Köchin nicht, hatte auch ſchon ein Paar unehliche Kinder in der Stadt herum laufen und war überhaupt ein Weiberfreund. Dazu kam noch, daß gerade Hannchen gegenüber ein großer Klubb

war, der täglich ſtark beſucht ward und meiſtens von Officieren, Edelleuten, Capitaliſten, reichen Kaufleuten und andern Müßiggängern. Dieſe unterließen nicht, Hannchen, wenn ſie ſich unter der Thüre ſehen ließ, zu grüßen, ihr Küßchen und Bonbons zuzuwerfen, oder ihr durch den Marqueur Backwerk, Eis, Punſch, Limonade herüber tragen zu laſſen. War Ball, oder Concert, ſo erhielt ſie Einlaß-Billets, und wollte ſie in die Komödie gehen, ſo waren zehen für einen da, die ihr Billette anboten. Ein Schwarm von jungen Leuten drängte ſich zu ihr; die alten Herren näherten ſich verſtohlner Weiſe und ſchlugen Schleichwege ein, die oft näher zum Ziel führten, als der Sturm der wilden Jugend. Die Mutter beging hierbei einen großen Fehler; ſie bekümmerte ſich nie um die Kleider, um den Putz, um die Caſſe ihrer Töchter. Sie war zu geizig und überließ es den Töchtern ſelbſt dafür zu ſorgen. Dieſe verfertigten nun zwar einige Handarbeiten, wenn aber die Mutter nicht ſo ſorgenlos geweſen wäre, ſo

würde ſie bald einſehen haben, daß der Verdienſt von dieſen Arbeiten nicht hinreichen konnte, die Unkoſten und den Aufwand des Putzes ihrer Töchter zu beſtreiten.

Man ſchenkte dem Hannchen und als halbe Kupplerin auch dem Lottchen, ſeidne und Muſſelinene Tücher, ſchöne Bänder, Ohrringe, Handſchuhe, Fächer, Sonnenſchirme, ſeidne Strümpfe, Halsketten und Medaillon, Tuchnadeln, Kämme, Souvenirs, Riechfläſchchen, Ringe, Bombonnieren, Blumentöpfe, Strickbeutel, Handkörbchen, Fingerhüthe, kurz, tauſend Kleinigkeiten, deren heut zu Tage ein deutſches Mädchen bedarf, wenn ſie mit Ehren unter ihre Geſpielinnen auftreten will und deren Anſchaffung manchem Vater vor der Zeit graue Haare macht, wenn ihn der Himmel mit Mädchen geſegnet hat. Die Mutter ſah alle dieſe Dinge, freute ſich darüber und fragte nie, was ſie koſteten, woher ſie gekommen, wie ſie verdient worden?

Die Töchterchen fuhren öfters mit jungen Leuten aufs Land, blieben auch wohl eine, oder ein Paar Nächte unterwegens, besuchten das Theater und schwärmten ganze Nächte hindurch auf Bällen und bei allem dem sah Mütterchen keine Gefahr für ihre Töchter; denn sie hatte ja in ihrer Jugend das alles auch mit gemacht und war doch als eine unbefleckte Jungfrau ihrem Eheherren in die Arme gesunken. Sie ließ es zwar nicht an sogenannten Weisheitsregeln fehlen und belehrte ihre Töchter über manches in der Ehe brauchbare Capitel, von dem es besser gewesen wäre, daß die Töchterchen keine Kenntniß gehabt hätten. Das half aber nichts gegen die süßen Schmeicheleien der jungen Herren und gegen das warme Blut, das in ihren Adern schlug.

Die ersten Spielereien einer unerlaubten Liebe lehrte nun zwar obbenannter Secretair dem Hannchen, und die Söhne seines Principals wurden durch sein Beispiel so dreust gemacht, daß sie noch als Schüler auch zuweilen

ganz ernſthaft mit Hannchen ſpielten; allein, was ſie ſich nicht träumen ließen, die erſten Roſen brachen nicht ſie, ſondern ein Kammerreferendair, der ſo ſterblich in ſie verliebt war, daß er ihr zu gefallen Fußreiſen von einigen Meilen machte, ſtundenlang vergebens auf ihre Ankunft wartete, und ſie ſelbſt da noch, als er Proben ihrer Untreue und ihres Leichtſinns hatte, mit einer Zartheit behandelte, die ſie nicht verdiente. Ein durch Debauſchen ausgemergelter Kaufmann gab ſich zu gleicher Zeit Mühe um den Beſitz ihrer Perſon und wurde bald zu Gnaden angenommen, da er kein Geld ſparte und ſich jede Demüthigung gefallen ließ. Durch ihn wurde ihre Garderobe ungemein bereichert, durch ihn lernte ſie auch unſern Theodor kennen und durch ihn fiel ſie ſo tief, daß ſie wohl ſchwerlich wieder aufſtehen wird.

Hannchen machte eine Reiſe mit dem Wüſtling nach Gnadau, ließ ſich verleiten in Schönebeck mit ihm zu übernachten, bei Wein und Punſch die Nacht zu durchwachen, ein Zim-

mer mit ihm zu beziehen — und Hannchen war verlohren. Sie schämte sich, im Publiko den Namen zu haben von diesem verächtlichen Menschen schwanger zu seyn, sie lockte also einen gutmüthigen Candidaten an sich, der schon lange umsonst geseufzt hatte, und bürdete diesem armen Teufel glücklich das Kind auf, daran er keinen Theil hatte. Sie verreiste in seine Kosten auf einige Monate zu einer Anverwandtin und kehrte im vollsten Glanz ihrer Schönheit, nach Verlauf dieser Zeit, wieder zurück. Als hoch schwanger hatte sie noch liebesverständnisse mit zwei Officieren unterhalten, und ob ihr gleich der Candidat, der es grundehrlich mit ihr meinte, die Ehe versprochen hatte und alles für sie aufopferte, so setzte sie alle Vorsicht und Klugheit dennoch so sehr beiseite, daß sie nicht nur wieder geheime Zusammenkünfte mit dem Kaufmann, sondern auch mit einem adelichen Taugenichts hielt, der schon drei Jahre früher sie zu verführen sich alle ersinnliche Mühe gegeben hatte. Bei einer Parthie nach Landau, wo-

hin der Kaufmann unter andern auch den Theodor führte, lernte dieser Hannchen kennen, und beide wurden wechselsweise von einander angezogen. Da Hannchen außer ihrem Hause alle mögliche Freiheit hatte und Theodor alte Weiber genug kannte, welche zu verliebten Abentheuern die Hand bothen: so erhielt eine gewisse K..., welche späterhin aufs Zuchthaus kam, den Auftrag, Hannchen zu einem Soupee einzuladen. Hannchen fand sich bei solchen Gelegenheiten gern ein; Hannchen trank gern Kirschpunsch; Hannchen naschte gern und Hannchen glaubte auf Rechnung des Herrn Candidaten ungestraft naschen zu können. Theodor lieferte und bezahlte die Schüsseln; aber die Speisen mochten zu süß gewesen seyn, denn sie hatten ihr den Magen verdorben und sie mußte sich erbrechen.

Unglücklicherweise war um diese Zeit der gutmüthige Candidat am Fieber krank, und eine Freundin, die seine thörichte Leidenschaft für Hannchen kannte, hatte Nachricht von Theodors Bewerbung um Hannchen erhalten und

gab ihm nun einen freundschaftlichen Wink; er öfnete die Augen, erwachte aus seinem Schlummer, ließ Hannchens Schritte beobachten und überzeugte sich nur allzubald, daß er betrogen war. Er ließ sich indessen nichts merken und besuchte Hannchen von Zeit zu Zeit, schützte aber Krankheit und Schwäche vor, wenn sie ihn reizte, Beweise seiner Gesundheit und Stärke zu geben. So verflossen einige Monate. Sie spielte oft auf ihren Zustand an, er that aber, als ob er sie nicht verstünde, als ob er das für eine Unmöglichkeit hielte, als ob er völlig von ihrer Treue überzeugt sey. So näherte sich der 8te Monat ihrer Schwangerschaft, ohne daß sie die Folgen ihres strafbaren Umganges weder ihrer Mutter, noch ihrem vermeinten Bräutigam entdeckt hätte. Endlich sah sie kein anderes Rettungsmittel mehr, als in der Bonhomie des so schändlich hintergangenen Candidaten. Sie bat ihn an einem Sonntage zum Kaffee, führte ihn nach dem Genuß desselben in ihr Zimmer, warf sich hier zu seinen Füßen,

umklammerte seine Knie; beichtete ihre Sünden, bat mit heißen Thränen um Verzeihung und Erbarmen, nannte ihren Verführer, und als sie ihn kalt und ruhig sah, als auch ihm eine Thräne des Mitleids über die Wangen floß, muthete sie ihm zu, er solle sich, damit sie den Vorwürfen der Mutter entginge, als Vater des Kindes bekennen, die erforderlichen Kosten wolle sie aus ihren Mitteln bestreiten. —

Das ist eine etwas starke Zumuthung, sagte er, indessen will ich darüber nachdenken, wie dir zu helfen steht. Meinen Namen kann ich dem Kinde nicht leihen, selbst bei deiner Mutter nicht; trennen müssen wir uns gleichfalls auf ewig, denn du hast mich schändlich betrogen; allein verlassen will ich dich in deiner Noth nicht, mit Rath und That will ich dir beistehen, wie dir aber eigentlich zu helfen seyn wird, weiß ich diesen Augenblick selbst nicht. Beruhige dich so gut als möglich; ich werde den Vater deines Kindes zur Rede stellen und um dich der Schande zu entziehen, an einem auswärtigen Ort deine

Niederkunft beſorgen. So ſchieden ſie für heute.

Des folgenden Tages lud er den Fremdling, den er nur dem Rufe nach kannte, zu ſich ein, machte ihn mit dem Vorfall bekannt und fragte ihn: Ob er das Mädchen heirathen wolle?

„Gern, verſetzte Theodor, wenn ich eine Stelle, oder Vermögen hätte und nicht wüßte, daß ſie eine Dirne iſt.“

Gut; was wollen ſie aber für ihr Kind thun?

„So bald ſie mich überzeugen wird, daß das Kind von mir iſt, daß nicht Der und Der ein näheres Recht zur Vaterſchaft hat, werde ich eine gewiſſe Summe zur Niederkunft hergeben.“

Nach der Ausſage des Mädchens findet ſich Niemand, der auf dieſe Ehre Anſpruch machen könnte, als ſie. Wollen ſie es auf gerichtliche Unterſuchung ankommen laſſen, ſo kann ich nichts dagegen einwenden, ich bin blos Vermittler zwiſchen ihr und ihnen.

Darüber ſollen ſie morgen Beſcheid haben, ich muß Mamſell noch vorher ſprechen.

Dieſe Unterredung fand auch wirklich ſtatt; man war von beiden Seiten ſehr ernſthaft, und zuletzt grob und ſchied endlich mit der Erklärung von ſeiner Seite, daß er 50 Rthlr. zur Niederkunft anſchaffen wolle. Dieſes Intermezzo führte er gerade zu der Zeit auf, als er die Bekanntſchaft mit der Räthin unterhielt. Der Herr Candidat konnte gegen dieſe Verabredung nichts einwenden; er ſchrieb an einen Freund, der ſeine Ungetreue bei ſich aufnehmen ſollte und beſtimmte die Zeit der Abreiſe nach ohngefähr vierzehn Tagen.

Acht oder zehn Tage nachher ſitzt er in philoſophiſcher Ruhe an ſeinem Pulte, raucht ein Pfeifchen Varinas und ſchreibt an einer Predigt über die Worte Buch Hiob Cap. 37. v. 1. „Des entſetzt ſich mein Herz und bebet;“ da tritt eine ihm wohl bekannte Hebamme in die Stube und meldet ihm die Geburt eines Sohnes mit der Auffoderung, ſo bald als möglich zu Hannchen zu kommen. Die Frau nimmt ihn ganz bonnement für den Papa, ſpricht von der Aehnlichkeit des Knäbchens mit dem Papa

und deſſen Schönheit und Munterkeit, und dem Wohlbefinden der Mutter und freuet ſich ganz außerordentlich, dem Herrn Candidaten Dienſte leiſten zu können; ſpricht nebenher von ihrer Verſchwiegenheit und Gewandtheit in ſolchen Angelegenheiten, fragt nach Gevattern, nach Prieſter und Küſter, nach Namen des Kindes u. ſ. w.

Der Candidat läßt ſie ausreden, benimmt ihr dann mit wenigen Worten ihren Irrthum, läßt ſich blos erzählen wie ſie dazu komme, das Mädchen bei ſich zu haben, verſpricht ſie zu beſuchen, um nähere nothwendige Verabredung zu nehmen und entläßt die Hebamme in Geſellſchaft einer Tute mit 20 Rthlr. gefüllt.

Aus ihrer Rede vernahm er nun ſo viel: Hannchen habe, da ſie von einer Promenade nach dem Fürſtenwall zurückgekommen ſey, wo ſie etwas ihr ſehr Unangenehmes vernommen, plötzlich Kindswehen empfunden habe ſich ſchnell entkleidet, dann ihr in Bereitſchaft ſtehendes Leinenzeug und Kinderwäſche eben ſo ſchnell zuſammen gerafft, ihren Mantel umgeworfen und

ſey ſo ganz außer ſich mit der Bitte zu ihr gekommen, ſie zu entbinden. Da ſie ſich zu ihrer Sicherheit nach einigen Umſtänden näher erkundigt hätte, habe ſie dann erfahren, daß Mücterchen das gar nicht erwarte, und daß der Herr Candidat Vater des Kindes wären. Nun hätte ſie ſogleich ihre Schuldigkeit gethan und in einer halben Stunde ſey der kleine Theologe — Gärtner, unterbrach er ſie — auch ſchon da geweſen. Darauf ſey ſie zur Mutter gelaufen, ſey dort übel empfangen worden und erwarte nun die Befehle des Herrn Candidaten. —

Bei näherer Nachfrage nach der dem Hannchen begegneten Unannehmlichkeit vernahm er denn, daß ihr eine Freundin geſagt hatte: Herr Theodor habe bei ihr Abſchied genommen und ſey nach Berlin gereiſt. Dieſe Nachricht wirkte ſo ſchrecklich auf ſie, daß ſie glaubte, ihre Niederkunft auf dem Wall halten zu müſſen.

Der Candidat war edel genug, noch eine Zeitlang für die Treuloſe zu ſorgen, ſie mit ihrer Mutter auszuſöhnen und giebt ihr noch jetzt unausgeſetzt Beweiſe ſeiner Zuneigung, ob ſie

gleich ſeine Achtung ganz verlohren, er dieſelbe nur äuſſerſt ſelten wieder geſehen und geſprochen hat. Musje Theodor entfernte ſich nicht eigentlich um ihrentwillen aus Magdeburg, ſondern nothgedrungen, da die wachſame Polizei eine kleine Filouterie entdeckt hatte, die ſie härtet beſtrafen zu laſſen, nicht für gut fand, weil der beleidigte Theil ſelbſt für ihn eine Fürbitte einlegte. Er ging aber nicht directe nach Berlin, wie er hier vorgab und zu ſeiner eignen Sicherheit vorgeben mußte, ſondern er hofte noch vorher auf eine oder die andere Weiſe ſeinen Beutel ſpicken zu können, um dort mit Ehren aufzutreten. Sein Freund, der Schloſſer, hatte ihm ſo manches intereſſante Gemälde von dem leben und Weben der Berlinerinnen gemacht, die nicht wie die Damen mancher anderer groſſen Städte ihre Liebhaber zu bezahlen pflegten, ſondern mehr daran gewöhnt wären, bezahlt zu werden; ſo daß er wohl einſahe, ohne Geld würde er dort eine elende Rolle ſpielen. Seine bisherigen Abenthauer hatten ihm meiſtens zu Geld geholfen; aber was leicht gewon-

nen wird, wird auch leicht wieder durchgebracht, und er war noch immer in dem Alter, wo man nicht vom Geiz, wohl aber von andern Leidenschaften beherrscht wird. Doch wir haben uns einmal anheischig gemacht, nicht sein Spitzbuben-Leben, sondern nur seine Liebesabentheuer zu erzählen; wir wollen ihn daher auf seiner Reise nach Berlin begleiten.

Diese glücklichen Abentheuer unseres Lustgärtners, die er in unserem Eldparadies bestand, machten ihn so dreust, seine Augen bis zu einer adelichen Dame zu erheben, von der er von andern Gärtnerburschen hatte sagen hören, daß sie kalt wie ein erhaben geschliffenes Eisstück sey, nie selber, sondern nur andere schmelzen wolle, daß sie zu den seltnen Koketten gehöre, welche, wie die süßen Weine, durch Wärme sauer werden und nur durch Kälte süsser, und daß sie daher eine der schlimmsten Angewohnheiten an sich habe. Sie hatte nämlich ein Herz und wollte es nie wie ein todtes Kapital in der Brust leiden, sondern es sollte sich verzinsen und umlaufen. Theodor wanderte

aus von hier und zog nach ***. Er wurde gut empfangen, gut behandelt; die Dame sprach oft und freundlich mit ihm; er durfte sie bei der Toilette besuchen, durfte ihr Blumen und Früchte und Finkennester bringen, wenn sie noch im Bette lag, oder auf dem üppig gepolsterten Divan ruhete und Kupferstiche musterte und ordnete. Der Gärtnerbursche wurde daher von Tag zu Tag aufgeweckter und lustiger — dann von Stunde zu Stunde. Er wußte bald alle Holzwege, Hohlwege, Diebegänge und Fußsteige in dem Liebesgarten seiner Gnädigen auswendig, und er sagte dem Kammermädchen, das er ad interim abgeschlachtet hatte, die Viertelstunde auf ihrer Uhr voraus, wo er in der Grotte der Venus, so hieß ein niedliches, heimliches Zimmerchen im großen Gartenhause der Dame, anlangen würde. Es kam ihm ganz komisch vor, daß er bei ihr in Zeit von 14 Tagen von Sentenzen zu Blicken, von diesen zum Händekuß, dann zum Mundkuß gelangte, worauf er sich im Herschelschen Kometenschweif ihres ellen- und meilenlangen Haares,

wie in einer Vogel-Schneuß, wo aber die Schlinge auch die Beere war, dermaßen verstrickte, verhaftete und krummschloß, daß er am Ziele seiner Wünsche zu seyn glaubte; aber dann gerade, wenn alle Wolken vom Himmel gefallen schienen, fiel er selber wie aus beiden in einen Korb von ihr. Das war ein schlimmer Punkt. Indessen noch ein Trost blieb ihm. Ein Prinz aus einem alten Hause, der alles versucht und überall gesiegt hatte, dem nicht leicht ein Weib widerstand, das er verführen wollte, wurde von ihr bei ihm lächerlich gemacht, sie nannte denselben ein Scheusal, sie zeigte seinen Werbebrief und warf sich ins Zeug wie ein Truthahn, ließ auch den altfürstlichen Versucher nie mehr vor ihr stolzes Angesicht. Dies stärkte seine Hofnung; er dachte durch Reizmittel, wie Darwin, Weikart und andere Brownianer, mehr auszurichten und bat daher sehr demüthig um ein Paar Louisd'or Vorschuß zur Anschaffung eines Paares wildlederner Beinkleider, was ihm auch gnädigst bewilligt wurde. So bald er mit diesen und einem kurzen

grünen Gartenjäckchen in Parade erſchien, bemerkte er zu ſeinem nicht geringen Vergnügen, daß ſeine Gnädige auch gnädigere Blicke auf ihn warf. Sie hatte nun nach tauſend Dingen bald im Wintergarten, bald in der Baumſchule, bald bei den Miſtbeeten und bald im Ananasofen zu fragen; ſie aß und verſchenkte jetzt mehr Früchte als ſonſt, blos damit der Gärtner Gelegenheit haben ſollte, andere zu brechen und ihr zu bringen; ſie ließ ſich, ungeachtet die Zeit ſchon vorbei war, von ihm Unterricht im Pfropfen, im Oculiren und im Ablactiren geben; ſie ſprach mit ihm über Klaſſen, Ordnung, Gattung, Art und Abart der Gewächſe, ſie wußte auf ein Haar, ob ein Blatt, oder Stengel, oder Zweig einer Pflanze, oder einer Staude glänzend, matt, glatt, punctirt, ſcharf, unbehaart, hackrig, borſtig, haarig, zottig, wollig, filzig, baartig, warzig, ſchmierig, geſtreift, gefurcht, bereift, gefleckt, bemahlt oder gefärbt war; ſie ſprach wie ein Profeſſor von Keimen, Ausſchlagen, Schlafen, Entblättern, der Jungferſchaft, der Fructification und Caprification, Groſſiſi-

cation, Maturation und Diſſemination der Gewächſe; ſie unterſchied trotz dem beſten Luſtgärtner ſehr gut bei den Blumen, was ein Quirl, Kopf, Aehre, Traube, Büſchel, Dolde, Riſpe, Strauß, Kolben, Kätzchen und Häufchen war; ſie wußte genau anzugeben, was man die Tute, den Schlauch, die Blaſe, die Hülle, den Wulſt, den Ring, den Hut, die Decke, den Knoten, den Dorn und den Stachel nannte; ſie zeigte an jeder Blume ſogleich die Staubfäden, die Staubbeutel, den Blumenſtaub, den Stempel u. ſ. w. und machte dabei ſo triftige Bemerkungen und Anſpielungen auf die Blume, genannt Weib, daß unſer Theodor, der kein Neuling mehr im Garten der Venus war, dennoch einigemal in Verſuchung gerieth zu erröthen.

Dieſe Unterhaltung und das häufige Alleinſeyn mit der Dame würde Theodor bei einer jeden andern beſſer benutzt haben; allein er that ſich alle Gewalt an, Meiſter ſeiner Leidenſchaft zu bleiben und ſeiner Gnädigen glauben zu laſſen, daß er auf immer von ſeiner Thorheit geheilt ſey, nachdem ſie ihm ein einzigesmal ge-

ſogt hatte: Weiß er, wer ich bin, und was er iſt? Er hielt ſich daher bei jeder Gelegenheit in den Schranken der äußerſten Beſcheidenheit, erlaubte ſich kaum ein Lächeln bei den freien Scherzen der Donna, ſah nicht hin, wenn ſie ihren Halstuch lüftete, oder eine Ameiſe im Strumpfe ſuchte, rühmte bei jeder Gelegenheit die Reize des Kammermädchens und der Frau Paſtorin, und foderte endlich nach einigen Wochen ſogar ſeinen Abſchied und Empfehlungen nach Berlin.

Das hatte die Dame nicht erwartet und das lag ganz außer ihrem Plane. Sie fragte ihn daher: Ob er etwa mit ſeiner Wohnung, ſeinem Tiſche, ſeinem Gehalte nicht zufrieden ſey? dem allen könne abgeholfen werden. Nein, verſetzte er, ich nur weiß, wo mir der Schuh drücke und mir iſt nicht zu helfen, ich muß von hier fort. — Nein, lieber Theodor, rief die Dame, ich kann dich nicht miſſen! Ich und meine Blumen würden verwelken, du mußt ſie begießen und pflegen, oder alles iſt verlohren! Mit dieſen Worten ſank ſie in ſeine Arme, der

Bund der Liebe wurde geschlossen und auf ewig beschworen; aber nach drei Wochen und drei Tagen schon wieder gebrochen, denn sie ertappte ihn auf einen grossen Diebstahl und jagte ihn, so weh es ihr that, und so sehr sie seine Zunge fürchtete, knall und fall aus dem Hause. Sie hatte hinterher noch den Verdruß, zu hören, daß er ihrem Kammermädchen die Ehe versprochen, und daß er manche Nacht im Pfarrhause geschlafen habe.

Mit wohlgespicktem Beutel kam er ohne weitere Abentheuer bei seinem Freunde zu Berlin an und freuete sich sehr, denselben etablirt und im Wohlstande zu finden. Er wurde sehr gut aufgenommen, mußte bei demselben logiren und erhielt das Versprechen, Alles aufzubieten, ihn bald und gut zu placiren. Die junge Frau des Schlossers hatte sich als Haushälterin eines Geheimenraths ein kleines Capital erspart und war doch nie in Verlegenheit gekommen taufen zu lassen. Theodor mußte erzählen, was ihm seit ihrer Trennung Merkwürdiges begegnet war. Die Frau Schlosserin

hörte mit Vergnügen zu, lächelte bei den Anmerkungen ihres Mannes und ſetzte es ſich in den Kopf auch ein Romänchen mit Theodor zu ſpielen; allein theils war ihr Mann zu wachſam, theils bedurfte Theodor deſſelben zu andern Abſichten, ſo daß er es alſo nicht wagte, die Rechte der Gaſtfreundſchaft zu mißbrauchen. Der Schloſſermeiſter ſtand mit einigen ſeinen Spitzbuben jüdiſcher Nation in genauer Verbindung; Theodor lernte dieſelben gleichfalls kennen und trat zu ihrem Bunde, ob er gleich zum Schein bei einem vornehmen Manne als Gärtnerburſche Dienſte nahm. Einem hübſchen Hausmädchen zu gefallen, ſtahl er demſelben einige der ſeltenſten Pflanzen und wurde bald verabſchiedet. Jetzt war das Diebshandwerk allein ſeine Erwerbsquelle, er half in der Stadt ſtehlen, und wenn er in Gefahr war der Polizei in die Hände zu gerathen, machte er einen Streifzug in die benachbarte Gegend. Aus dortiger Gegend verſcheucht, zog er nach Sachſen und Thüringen, war unbekannt in ſeinem väterlichen Hauſe, beſuchte zwei ſeiner verhei-

catheten Schweſtern, opferte nun in Wäldern und Schenken den Dirnen gemeinſter Art und beſtand blos in Weimar noch ein einziges Liebesabentheuer, das hier angeführt zu werden verdient. Er hatte ſich bei einem Zinngießer eingemiethet und gab ſich für einen Studenten aus, der eines Duels wegen einſtweilen ausgetreten ſey. Ihm gegenüber wohnte eine Schauſpielerin, die von dem Sohne eines Miniſters unterhalten wurde, der, weil er ein Schwächling, gewaltig eiferſüchtig war und ſeine Geliebte bewachte, wie ein Geiziger ſeinen Schatz. Uebrigens war er ſehr freigebig gegen ſie, und ſie wurde deswegen von ihren Mitſchweſtern häufig beneidet und beklatſcht. Sie ſah unſern Theodor, der nichts zu thun hatte, Stundenlang am Fenſter müßig ſitzen und nichts war natürlicher als der Wunſch, ihn näher kennen zu lernen. Theodor, der ſich jetzt mehr dem Bachus als der Venus weihete und mit Speculationen beſchäftigt war, ſeinen Beutel zu füllen, hatte ſie ganz überſehen, er erſtaunte daher ſehr, als eines Morgens ein Jude, mit einem Pack

Waare unter dem Arm, bei ihm eintrat und sehr bald das Gespräch auf die ihm gegenüber wohnende Dame brachte und von ihr gehört haben wollte, daß sie seine Bekanntschaft zu machen wünsche. Theodor erkundigte sich nach ihrer Lage und erfuhr so viel, daß er mit einiger Vorsicht zu Werke gehen müßte. Durch den Juden, denn diese Herren sind zu Allem zu gebrauchen, kam sehr bald ein Arrangement zu Stande, und es wurde Tag und Stunde bestimmt, wenn er sie in ihrer Wohnung besuchen sollte.-

Sie empfing ihn in der Abenddämmerung. Alles, was fähig ist, ein Männerherz zu bestechen, hatte sie sorgfältig aufgeboten. Nur nachläßig verhüllte ein leichtes Gewand die reizendsten Formen, in natürlichen Locken umwallten ihre schwarzen Haare den elfenbeinernen Nacken und Busen, sanfte Schwermuth umwölkte das schöne Auge. Solche Reize hätten wohl einen Franciscaner-Mönch aus seiner Kälte gezaubert. Nur die Hälfte ihrer Reize und der Künste, die sie aufbot, hätte sie be-

durft, um ihn zu ihren Füßen zu führen. Er hatte indeſſen jetzt ſchon zu wenig Gefühl für das Schöne, und da er ſeine Liebſchaften faſt nie mit Delikateſſe behandelt hatte, ſtets nur von grober Sinnlichkeit geleitet wurde, ſo verfuhr er auch hier ſo plump und handelte mit ſolcher Rohheit, daß die wirklich angeſchoßne Schauſpielerin dennoch zurückbebte, und ihren Irthum, einen ſolchen rohen Menſchen zu lieben, dadurch auf der Stelle wieder gut machte, daß ſie ihm ſagte: Sie hätte einen Bruder gehabt, der eine außerordentliche Aehnlichkeit mit ihm hätte, und dieſe Aehnlichkeit hätte ſie zu dem Wunſch verleitet, ihn in der Nähe kennen zu lernen. Dann klingelte ſie nach ihrem Kammermädchen, gab dieſer Beſchäftigung in ihrem Zimmer und drehte ſo dem Herrn Studenten ein Näschen, der ſich zwar brummend empfahl, aber doch nicht feines Gefühl genug hatte, dieſe Beleidigung zu rächen.

Von Tage zu Tage ſank er nun tiefer. Stehlen, und das Geſtohlne wieder zu verſaufen und zu verpraſſen, ſich mit den lüderlichſten

Luſtdirnen wochenlang in Kneipen und bei Diebshehlern herum zu treiben, hie und da ein Bauerweib an ſein eiskaltes Herz zu drücken, mit ſeinen Spießgeſellen Zoten zu reißen, das war jetzt ſeine einzige Beſchäftigung. Seine und ſeiner Bande Räubereien lieferten ihn endlich der Obrigkeit zur verdienten Strafe in die Hände. Weder in ſeiner erſten, noch in ſeiner hieſigen Gefangenſchaft verließ ihn der Sauf- und Wolluſtteufel. Dieſem verdankte er noch einmal ſeine Freiheit; denn des Gerichtsdieners Magd, der er Beweiſe ſeiner Weiberliebe gab, ſteckte ihm eine Feile zu, und auch hier ſoll er mehrere Angriffe auf die Tugend ſeiner Aufwärterin, welche die Stube heizte, troz ſeiner Ketten, gemacht, dieſe aber der Verſuchung heldenmäßig widerſtanden haben. In den lezten Tagen ſeines Lebens hegte er noch den verzeihlichen Wunſch, daß es ihm vergönnt ſeyn möchte, nur noch einmal ein Mädchen zu umarmen! Drei von den Demoiſellen, die ihn um ſeine Locke baten, und zwei von den verhei-

ratheten Damen, welche dieſe Locken empfingen, ſollen gewünſcht haben, daß ſich der Gerichtsdiener entfernen möchte, damit ſie ſeinen Wunſch und den ihrigen befriedigen könnten. Einer Dame bezahlte er, ohne daß ſie es foderte, ihre Torten und Aepfel, die ſie ihm ſchickte, gleichfalls mit einer Locke, und eine Magd, die ihm Erquickung brachte, umarmte ihn freiwillig und ſank faſt für Wonne in Ohnmacht. Man hat die beſondere Bemerkung gemacht, daß bis auf eine einzige, alle Damen, die in ihn verliebt waren, Blondinen waren. Von einem hieſigen Gärtner erhielt er noch ein Bouquet, das er auf dem Schafot Herrn Gebhard überreichte und mit ins Grab zu nehmen wünſchte. Seine Freunde und Kameraden umarmten ihn am Fuße des Schafots, nachdem ſie die Nacht hindurch mit ihm gezecht hatten, und einer brach in der Beſoffenheit ſogar in die Worte aus: „Ach, lieber Theodor, könnte ich doch mit dir ſterben!“

Unter der Menge floß manche Thräne, und an den Fenſtern weinten Elephanten, Hirſche und Krokodille, die, wie bekannt, unter allen Thieren allein weinen, was aber den größten Scandal verurſachte, war der abergläubiſche Unſinn, da man durch erkaufte Gaſſenjungen Schnupf- und Halstücher, oder auch nur andere Lappen in ſein Blut tauchen ließ, und mehr als ein altes Weib waren damit beſchäftigt, den Sand in Eimer zu füllen und weg zu tragen, worein ſein verliebtes Blut gefloſſen war.

Manche Dame hatte ihr Fenſter mit einem Friedrichsd'or erkauft; manche fand ſich ſchon morgens um 4 Uhr auf dem Richtplatz ein, um ja nichts zu verſäumen, und manche wurde ohnmächtig als der Kopf herunter flog. Kopf und Rumpf wurden in einen Sarg gelegt, ſollen ſich aber nicht bei einander vertragen haben und der Kopf ausgewandert ſeyn, um Galls Hirnſchädellehre zu beſtätigen, oder zu ſchwächen, und bei dieſer Gelegenheit ſoll er ſich noch

den Spaß gemacht haben, die Köchin des Gallſchen Schülers durch ein kußähnliches Schmatzen dermaßen zu erſchrecken, daß ſie mit Hirſchhorn-Geiſt aus der Ohnmacht geweckt werden mußte. Statt der Baugefangenen, oder der Knechte des Scharfrichters, trugen ihn die Bettelvögte zu Grabe, und eine Bürger-Garde begleitete ihn mit blank gezognem Säbel.

Wenn bei uns die engliſche Sitte eingeführt geweſen wäre, ſeine Freunde und Verwandte zum Tode einzuladen, ſo würde Monſieur Theodor gewiß viel Gäſte gehabt haben. Wer weiß, ob nicht eine von ſeinen ehemaligen Kebsweibern ſo herzhaft geweſen wäre, wie jene Engländerin, welche in einer Kutſche dahin fuhr, wo ihr Mann hingerichtet werden ſollte. Um ihm ihre Liebe zu beweiſen, hielt ſie es für ihre Pflicht, bei ſeinem Tode gegenwärtig zu ſeyn.

Als er am Fuße des Schafots ankam, stieg sie aus ihrer Kutsche, und umarmte ihren Gatten; dann reichte sie ihm noch einen Labetrunk, um seine Kräfte zu der anzutretenden Reise zu stärken, sagte ihm mit trocknen Augen ein Lebewohl, stieg in den Wagen, und legte sich auf den Schlag, um der Exekution gemächlich zuzusehen.

Schwerlich würden unsere Lockendamen diesen Anblick ertragen haben, es gab indessen andere Mitschwestern genug, die den Kopf, ohne erschüttert zu werden, herunter fliegen sahen. Er war zwar blaß und entstellt, als er aus dem Gefängniß geführt wurde, stieg aber rasch die Treppe zum Schafot hinauf, warf noch einen feurigen Blick auf die Zuschauer, knüpfte dann seine Halstücher los, setzte sich nieder und empfing den Todesstreich. Mit diesem Schwerdte waren bereits sechzehn hingerichtet worden, er war der siebzehnte. Hr. Gebhard von Leipzig, Eigenthümer der hiesigen Scharfrichterei, machte sein Meisterstück.

Viel, viel zu viel Ehre widerfuhr diesem Taugenichts, und die größte erhält er noch dadurch, daß er sogar drei Biographen gefunden hat. Wäre er kein Weiberfreund gewesen, hätten seine Locken nicht eine so allgemeine Sensation unter unsern Damen hervorgebracht, zwei von seinen Biographen hätten gewiß geschwiegen.

Bei Laune und Muse, welche ich vom Himmel erflehe, wird ein zweites Bändchen folgen, worinnen die Begebenheiten einiger von ihm verführten Mädchen erzählt werden sollen.

Nachrede.

Dies Romänchen iſt nichts anders, als ein Sittengemälde unſerer Zeit, wodurch der Verfaſſer dem Haß edler Menſchen gegen das Verderbniß, worin wir leben, Nahrung geben wollte. Meiner Meinung nach muß man das Laſter nicht in ſeiner Hülle laſſen. Sie iſt es eben, welche es fortwachſen läßt. Das einzige Mittel, die Zahl der Laſter zu vermindern, iſt, daß man ſie aus ihrer Nacht heraus reißt, daß man ſie in das hellſte Licht bringt, um ihre Verworfenheit ganz ſehen zu laſſen.

Es iſt wahr, mancher reiche und große Mann verkennt, und haßt, und verfolgt, und verleumdet mich ſogar deswegen, weil ich eine ſcharfe Lorgnette habe, und hinter gewiſſe Dinge komme, die man lieber verbergen möchte. Kann ich denn dafür, daß tauſend meiner Mitbürger und Mitbürgerinnen mich von den Thorheiten und Laſtern anderer tauſend, ſchriftlich und

mündlich unterrichten, ohne daß ich es verlange? Soll ich dies Zutrauen verachten? — Habe ich denn wohl je vorsätzlich und wissentlich irgend Jemand — beim Kampf mit seinen Lastern und Thorheiten, genannt, oder ihn ins Verderben gestürzt? Ich leugne nicht, daß es mir sehr leicht werden sollte, eine Chronique scandaleuse von Magdeburg zu schreiben; aber ich gebe selbst meinen ärgsten Feinden hiermit öffentlich mein Wort, daß sie bei meinen Lebzeiten nichts zu fürchten haben. Wer mich also todt wünscht, irrt sich sehr; er thäte vielleicht besser, mir langes Leben zu wünschen, und vor allen Dingen Brodt, weil sonst Mangel zuweilen Menschen zu Schritten verleitet, die sie sonst nicht würden gethan haben.

Liebe

und

religiöse Vorurtheile

im Kampfe.

Ein

Pendant zu Rudolpho von St. Croce

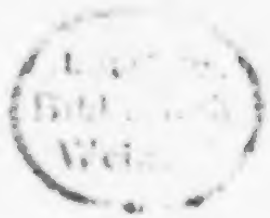
von

W. F. [illegible]

Heinrich Ludewig Lehmann.

Zerbst, 1815.

bey Andreas Füchsel.



Vorwort.

Im Christmonat des Jahrs 1811. gelang es dem ehemaligen Polizey-Präfect und gewesenen Dominicaner-Mönch Bercagny, (zu dem Napoleon sagte, als er während des Waffenstillstands im Jahre 1813. in Magdeburg war, und er ihm vorgestellt wurde: Heh! je vous connois, ci-devant Secrétair général à Bruxelles, und ihm dann verächtlich den Rücken wandte,) und dessen Creaturen, dem Gensd'armen Capitain [illegible]é und Polizeykommissair Moiseß, mich in gefängliche Haft zu bringen, weil ich mich auf eine unerlaubte Weise in Conscriptions-Angelegenheiten gemischt haben sollte. Der eigentliche Grund aber war, weil Sie

den Kriegsminister Graf Höhne, den Büreauchef Delahaye und den Obristlieutenant von Gall durch mich stürzen zu können glaubten, und sich an die Stelle dieser Herren setzen wollten. Ich wies ihre glänzenden Versprechungen standhaft ab; denn sie hatten mich früher schon getäuscht, und verachtete ihre Drohungen. Trotz aller ihrer Intriguen und Verläumdungen, trotz ihres widerrechtlichen Verfahrens, trotz ihrer Mißhandlungen, erreichten sie ihren Zweck nicht. Das Tribunal von Magdeburg, eingedenk seines alten Ruhms, sprach das Unschuldig öffentlich aus.

Zur Tödtung der einsamen Stunden in meinem dunklen, beynahe hermetisch verschloßnen Gewölbe, schuf ich dies Werkchen meiner Phantasie, ob ich gleich nicht in Abrede seyn will, daß ich alle handelnde Personen in Venedig und St. Gallen gekannt habe, und daß diesen wirklich sehr vieles von dem begegnet ist, was ich hier erzählt habe.

Trägt es zur Erheiterung einiger Stunden meiner Leſer bey, und finden meine Freunde mich auch in dieſem Gemälde häuslicher Glückſeligkeit und häuslichen Ungemachs wieder, ſo bin ich für die darauf verwandte Zeit hinlänglich belohnt. Die Recenſenten bitte ich um gütige Schonung. Ich war ja in den Klauen der Weſtphälingiſchen hohen Polizey, als ich dieſes Werkchen ſchrieb.

Zur Neujahrsmeſſe erſcheint: Leiden und Freuden der braven Magdeburger ſeit dem Ausbruch des Krieges mit Napoleon im Jahr 1806. bis den 1ſten Januar 1815. Ein hiſtoriſches Gemälde von H. L. Lehmann. In zwey Bänden.

Auf der Wartеburg zu Magdeburg
den 6ten Sept. 1814.

Der Verfaſſer.

Verbeſſerung.

S. 178. Z. 2. anſtatt: auch war ſie geſtorben, leſe man: auch war ihre Mutter geſtorben.

Don Carlos di Serravalle.

Eine Spanische Nouvelle aus der neuern Zeit.

Don Felippo di Serravalle stammte aus einer der ältesten und edelsten Familien in Asturien ab, die sich bey Vertreibung der Mauren aus Spanien besonders ausgezeichnet hatte, war Grand d'Espagne von der ersten Größe und besaß ein unermeßliches Vermögen in alt und neu Spanien. Seine Familie war mit der frühern Castilianisch Königlichen Familie durch Bande des Bluts verwandt, ein Herzog von Medina Cöli war sein Oheim und eine Tante hatte den Vicekönig von Mexik, Antonio di Cervelloni geheyrathet. Seine Vorfahren hatten die höchsten Würden im Staate bekleidet; er zählte Generale, Minister, Erzbischöfe und Vicekönige unter seinen Ahnen, war mit den größten Familien des

Reichs vielfach verschwägert, stand der Person des Königs nahe, und sollte als ausserordentlicher Gesandter nach England gehen; da brach die Revolution in Frankreich aus, da wurde Spaniens Lage so bedenklich, daß weder der Hof, noch die Großen, noch das Volk wußten, welche Parthey sie ergreifen sollten.

Don Ludwig di Serravalle, der die Gebrechen seines Vaterlandes kannte, rieth zur Neutralität und hoffte, gleich andern guten Menschen damaliger Zeit, daß aus den Kraftäusserungen des Französischen Volks viel Gutes, auch selbst für Spanien entstehen würde. Den Intriguen des Herzogs von Orleans entgegen zu arbeiten, keines der bedeutenden Volkshäupter zu mächtig werden zu lassen, sich die hohe Geistlichkeit geneigt zu machen, das Volk durch einen Krieg mit England zu beschäftigen, ohne selbst daran Theil zu nehmen, einen Königlichen Prinzen als General Statthalter nach Amerika zu senden, die Flotte in respectabeln Zustand zu setzen, die Finanzen zu verbessern, die Grenzfestungen zu verproviantiren und stark zu besetzen und dann ruhig abzuwarten, welche Wendung die Angelegenheiten in Paris nehmen würden, das

war ſein weiſer und wohlgemeinter Rath. Welch unſägliches Unglück würde wenigſtens geſchehen ſeyn, wenn man ſeiner Stimme Folge geleiſtet hätte! Es bildeten ſich bald mehrere Partheyen im Cabinette des Königs, oder vielmehr der Königinn. Das Beyſpiel ſey anſteckend, hieß es: auch den Spaniern könnte die Luſt ankommen, ſich eine andere Verfaſſung zu geben; daran müßten ſie verhindert werden, indem man die Volksparthey in Frankreich unterdrücke, den Despotismus auf dem Throne befeſtige. Die hohe Geiſtlichkeit trat dieſer Meinung bey. Die Engländer unterſtützten, ihres eigenen Intereſſe wegen, dieſe Parthey; ſie wollten Frankreich und Spanien entzweyen, um ſich des Handels beyder Völker zu bemächtigen. Eine dritte Parthey, welche ſich entweder vom Hofe zurückgeſetzt vermeinte, oder Anſprüche auf Ehrenſtellen und Reichthümer machte, oder ſolche, deren Vermögen erſchöpft war; andere aus Privatrache gegen den Liebling Godoy, Avantkuriers, die nichts zu verlieren hatten, u. ſ. w. bearbeiteten das Volk, um es zu einer Revolution zu ſtimmen; nur die wahren Vaterlands-Freunde riethen allen Partheyhäuptern zur Mäßigung, zur Bedachtſamkeit. Zu dieſen gehörte auch Felippo di Serravalle.

Es liegt außer dem Kreise unserer Erzählung, die politischen Begebenheiten Spaniens und Frankreichs hier einzuweben; nur da werden sie berührt werden, wenn sie einen wichtigen Einfluß auf das Familienglück der braven Serravalle haben, wenn sie besonders den Held unserer Geschichte, Don Carlos, den ältesten Sohn des Don Felippo betreffen, dessen wunderbare Schicksale in einer Reihe von zwanzig Jahren die Aufmerksamkeit meiner Leser beschäftigen, sie auf Fehltritte aufmerksam machen, und die geheimen Wege der allwaltenden Fürsehung anbeten lehren soll.

Don Carlos di Serravalle befand sich, als 1789 die Revolution in Frankreich ausbrach, auf der Universität zu Salamanka. Ein großer, schöner, stattlicher Mann war er in allen ritterlichen Uebungen unserer Zeit geübt. Er tanzte den Fandango der Spanier unnachahmlich schön; er focht, wie einstens Franz der Erste von Bourbon, ritt wie Louis Ferdinand Prinz von Preussen, schlug den Ballon mit starker Faust, blies die Flöte, zeichnete vortrefflich, besonders Landschaften, malte ein wenig, schoß seinen Hasen, sprach die lateinische und mehrere lebende Sprachen, vorzüglich Französisch, Italiänisch und Englisch sehr gut, verstand

etwas Deutsch, das er jedoch nur von Ansiedlern in der Sierra leona gelernt hatte, kurz war ein vielfach gebildeter junger Mann, der jetzt die canonischen Rechte, das Völker- und Naturrecht, nächst Philosophie und andern damit verwandten Wissenschaften in Salamanka studiren sollte. Sein Vater bestimmte ihn für das Ministerium; er sollte nicht ein vornehmer Müßiggänger am Hofe seyn. Er sollte beschäftigt seyn, für das Wohl der Nation leben. Ohne daß der Sohn gerade Abneigung dazu gehabt hätte, neigte er sich dennoch mehr zum Soldatenstande, sein heftig wallendes Blut zog ihn ins Schlachtgetümmel; als Held wollte er leben, als Held, wenn es seyn müßte, sterben. Er studirte daher fleißig die Geographie, die Geschichte, zuerst seines Vaterlandes, dann der benachbarten Völker; er widmete sich den mathematischen Wissenschaften und las viel über Befestigungskunst, über Angriff und Vertheidigung. Er war entzückt, wenn er die Heldenthaten, den unerschütterlichen Muth, die furchtlose Tapferkeit der Spanischen Armeen unter der Führung eines Colombo, Cortes, Pizarro, Carl V. u. s. w. in Amerika, in Italien, in den Niederlanden, in Deutschland selbst von ausländischen Geschichtschreibern gepriesen sahe; mit

Unwillen schlug er sich dann wohl vor die Stirne und saate: warum sind wir so tief gesunken? Warum hat uns ein weichlicher, entnervter Hof, warum haben uns Weiber, Pfaffen, Intriguants an den Abgrund des Verderbens geführt? Warum sind die Finanzen der reichsten Nation in Europa erschöpft, warum haben wir keine Marine, keine Kavallerie, keine Fabriken, keinen blühenden Ackerbau im schönsten Klima, beym fruchtbarsten Boden, warum nicht einen großen General oder Admiral, nicht einen Kopf am Hofe, der in der gegenwärtigen Crisis das Ruder des Staats mit starker Hand ergreifen, uns vom Untergang retten, uns wieder in die Reihe der Nationen zu versetzen vermag? Mein Volk hat noch ein hohes Gefühl von Ehre; es ist treu, stolz, abgehärtet, an Entbehrungen gewöhnt, frugal, ausdauernd, und hat Religion, wenn sie gleich mit Aberglauben vermischt ist. Noch ist Liebe zum Vaterlande nicht ganz erloschen; große Reichthümer liegen in unsern Kirchen und Klöstern; sie sind mehr als hinreichend, unsere Staatsschulden zu decken, unsere Marine, eine respektable Armee herzustellen. Machen der Hof, die Großen, die Pfaffen mit der Nation gemeine Sache, so steht Spanien wieder in seinem alten Glanze da, wir haben

nicht nöthig das Krähen des franzöſiſchen Freyheits-hahns zu fürchten, nicht beym Brüllen des Engliſchen Löwen zu erſchrecken, nicht Geſchenke nach Marokko und an die Seeräuber zu ſenden, nicht die Inſulten unſerer Flagge des Königs von Schweden zu dulden.

So raiſonnirte Don Carlos oft mit ſich ſelbſt auf ſeinen einſamen Spatziergängen in den Gebüſchen und Alleen um Salamanka, und nur einen Freund hatte er, den Abt eines Benediktinerkloſters, Namens Benedetto Colonna, den jüngſten Sohn einer vornehmen und reichen Familie in Andaluſien, der ſich, einer unglücklichen Liebe wegen, erſt ſpät dem geiſtlichen Stande gewidmet hatte, durch den Schutz der Königinn ſchnell befördert, mit dem Ritter Azara, Spaniſchen Geſchäftsträger in Rom, nahe verwandt, und ſelbſt ein paar mal in Rom geweſen war, wo er ſich die Achtung mehrerer Kardinäle und ſelbſt des heiligen Vaters Pius VI. erworben hatte. Eine Schweſter war an den Genueſiſchen Nobile Grimaldi verheyrathet, und ſpielte eine bedeutende Rolle in der neuern Geſchichte dieſes ehemaligen Freyſtaats. Mit dieſem Freunde Benedetto ſprach er oft über die miſsliche Lage ſeines Vaterlandes und beyde erhitzten ihre Phantaſie durch reizende

Bilder einer glücklichern Zukunft. Aber, wo ist der Mann, der es thun kann? fragten sie sich wechselseitig. Wo der Kopf, wo das alles umfassende Genie, aus unserm Chaos eine neue, schönere Welt hervorgehen zu lassen? Ein bloßer Privatmann kann, soll, darf es nicht seyn. Die Erschütterung würde zu groß, zu weitgreifend seyn. Jedes gute Volk hängt treu an seinem Regenten, an dessen Familie, wenn er nicht geradezu die Rechte der Nation mit Füßen getreten hat. Es geht Gut und Blut willig für ihn hin. Wir sehen es ja in Frankreich, sagte Abt Benedetto. „Kein Volk ist seit der Römer Zeiten von seinen Monarchen mehr mißhandelt worden, als die Franzosen, und doch bey der größten Wuth, wozu man das Volk verleitet hatte, verlor es nie seine Anhänglichkeit an das Königliche Haus ganz, würde es nie einen Ludwig XVI. entthront haben, wenn nicht ein Prinz vom Hause, der verworfene Orleans, hätte den Thron besteigen wollen. Tausende wanderten aus und gienaen ins Elend, tausende opferten sich selbst einer Familie, die es nicht werth war; der bürgerliche Krieg, der Krieg der Royalisten mit dem nach Freyheit dürstenden Volke brachte mehr Unheil über Frankreich, als der mit allen auswärtigen Mächten.

Alſo kein Privatmann. — Findet ſich denn wohl einer unter unſern Prinzen, der eine ſolche Rolle zu übernehmen vermöchte? Der Prinz von Aſturien? Es iſt wahr, er verachtet ſeinen Vater, er haßt ſeine Mutter, er hat Ehrgeiz, aber hat er auch Kopf, Talent, Genie, Feſtigkeit, Ueberſicht, Muth in Gefahren? Don Antonio vielleicht? oder Don Giuſeppe? Wo ſollten ſie Kenntniß geſammelt, wo ihren Muth geſtählt haben, wo ſollten ſie den eiſernen Willen, alle Hinderniſſe zu beſiegen, hergenommen haben? — Der Kardinal von Toledo alſo. Er iſt von Mönchen erzogen, ſelbſt ein Mönch, ohne Energie und Kraft, der jeden Eindruck annimmt, den man ihm zu geben geſonnen iſt. Die Königinn und alle Prinzeſſinnen, überhaupt alle Weiber, taugen nicht zum Regieren. Wir ſind alſo ohne Retter und ohne Rettung verloren, und werden uns am Ende der ſchrecklichſten Anarchie Preis gegeben ſehen. —

Sollte denn keiner der Bourboniſchen Prinzen zu unſerm Plane taugen, fragte Don Carlos den erfahrnern Freund. „Ich kenne ſie alle. Monſieur und der Graf von Artois, Brüder des Königs, ſind feigerweiſe entflohen. Der ältere iſt ein Betbruder, der andere ein grober Wollüſtling. Den Herzog

von Orleans willst du doch nicht aus England berufen? Condé — ja, wenn er kein Greis wäre. Enghien — wenn Muth und ein edles Herz allein zum Beherrschen einer fremden Nation hinlänglich wären. Artois Sohn, der Duc de Berry, ist ein Schwächling an Seel und Leib und trägt die Sünden seines Vaters. Der Duc de Chartres? Weg mit der Orleaneschen Race! Weg mit dem, was eine Sillery erzog! Nun, und die Söhne des unserem Hause so nahe verwandten Königes von Neapel? O Gott! schweige von diesen. Eine herrschsüchtige Mutter hat sie in der größten Unwissenheit und Aberglauben erzogen. Sie können kaum etwas anders als das Brevier lesen, kaum etwas anders als ihren Namen schreiben. Wehe einer Nation, die solche Regenten hat. Ferdinand ist ein guter Mensch; aber seine Unwissenheit macht ihn zum Sklaven seiner Gemahlinn und Actons, die ihn gänzlich beherrschen. —

Dann sind wir verloren, rief Don Carlos wehmüthig aus, dann wehe unserm armen Volke! Verzage nicht, lieber Carlos, sagte Benedetto. Oft erweckt die Vorsehung einen Helden im Volke, der die Ketten sprengt. Hast du vergessen, was Moses, Josua, Epaminondas, Alexan-

der, Christus, Mahomed, Carl der Große, Canut, Alfred, Luther, Gustav Adolph, Cromwell, der Prinz von Oranien, Peter I., Friedrich der Einzige, ihrem Volke waren? Es kann einer aufstehen, der sie alle weit hinter sich zurücklässt, der sie alle an Größe übertrifft. Bey Gott ist kein Ding unmöglich.

So ermunterten, so trösteten sich einander die Freunde und versprachen sich wechselsweise, ein jeder in seinem Kreise zu wirken, nach Kräften, für die Regeneration ihres gesunkenen Volks.

Im Jahre 1792 kehrte Don Carlos nach Madrid zurück, und da nun Ludwig XVI. und seine Familie Gefangene ihres Volkes, oder vielmehr der Pariser und des niederträchtigen Orleans waren, so sahe sich der Madrider Hof nach einem jungen Mann um, den er mit geheimen Aufträgen an die Royalistische Parthey nach Frankreich senden könnte, und der Verstand und Gewandheit genug besäße, öffentlich die Rolle des mit Königshaß genährten Jacobiners zu spielen, und dennoch ein thätiger Freund des Hauses Bourbon zu seyn, ungeachtet beyde Nationen nun schon in offener Fehde begriffen waren. Die Familie Serravalle fiel in Ungnade und wurde 30 Meilen von Madrid

auf eines ihrer Güter verwiesen. Mehrere mit ihr verwandte Häuser verloren ihre Staatsämter; es wurde ausgesprengt, man hätte eine geheime Correspondenz des jungen Serravalle mit Franzosen entdeckt, es wurde von einer geheimen Verschwörung gegen das Leben der Königinn gesprochen; kurz aus Schonung gegen die Familie zwang man den Don Carlos, Spanien zu verlassen, und verließ sich auf seine allgemein anerkannten grosen Talente. Man ließ ihm freye Disposition über große Summen, und ein volles Kästchen der kostbarsten Diamanten sollte seiner geheimen Sendung noch mehr Nachdruck geben. Mit einem Paketboote ging Don Carlos von Barcellona nach Genua, stieg dort ans Land und kam glücklich, ohne Hinderniß, in Paris an. Er machte sogleich als ein Verfolgter und Flüchtling mit den vornehmsten Demagogen Bekanntschaft, gewann Brissot, Condorcet Vergniaux, Roland, Clavière, sich, und erschmeichelte sich die Gunst Davids, Dantons, Collots d'Herbois, Bailly's, Robertspierres, Genfonnes, Legendres, Merlins, Pethions, Rewbels und anderer mehr; allein er sahe bald ein, daß der König nicht mehr zu retten war, daß man zu weit vorge-

ſchritten war, daß Frankreich eine Republik wer-
den ſollte. Noch fand er zwar hie und da große
Tugenden unter den Volkskoryphäen; aber die Maſſe
der Pariſer war zu verdorben, als daß daraus Volks-
glück hätte hervorgehen können; er ſah für Frank-
reich aus dieſem Labyrinthe des Anarchismus, der
Ochlokratie und erſchlafften Ariſtokratie nur unbe-
ſchränkten Deſpotismus, und in der That, hätte
Orleans Egalité mehr Kopf gehabt, er würde
ſich auf den Thron ſeines Vetters geſetzt haben, den er
eigentlich herabſtürzte, dem er ſelbſt das Leben ab-
ſprach und zugleich ſeinen eigenen Tod unterzeichnete.
So niederträchtig hatten ihn ſelbſt ſeine vertrauteſten
Freunde nicht gehalten.

Der ſchöne emigrirte Spanier Serravalle
machte einen ſeinen Reichthümern und ſeinem Stan-
de angemeſſenen Aufwand. Er beſuchte die vor-
nehmſten Geſellſchaften, er war oft im Theater, öf-
ter noch in den Clubs, an öffentlichen Beluſtigungs-
orten, in der Meſſe ſogar täglich. Er war in ſich
ſelbſt verſchloſſen, ſchien ſich um nichts zu bekün-
mern und beobachtete Alles, ſchien gleichgültig bey
allen Nachrichten der ſchrecklichſten Mordſcenen,
nahm keines Parthey und brütete doch insgeheim an
der Befreyung des Königes aus dem Tempel. Nur

zwey Mitglieder der Municipalität, ein Hauptmann der Nationalgarde, ein Dutzend Grenadiere von der wachthabenden Garde, schienen ihm hinlänglich, dies Abentheuer zu bestehen. Mit Pässen, mit Kleidern, mit schnellen Pferden war er versehen; nur er theilte das Geheimniß mit den beyden Municipalräthen und dem Hauptmanne, die übrigen waren nur Handlanger. Seine Juwelen, seine Wechsel, sein Geld, reichten hin, jene zu blenden und zu belohnen, und eine Spanierin, die schöne Cabarrus, die reiche Erbin des geschickten Banquiers und Finanziers übernahm die Hauptrolle. Mehrere angesehene Mitglieder des National-Convents buhlten um ihre Hand. Sie war jung, reich und schön; was bedurfte es mehr, einen Franzosen glücklich zu machen? Barnave, der Schwätzer, Tallien, der Schmeichler, Letourneur, der Empfindsame, glaubten sich alle geliebt; sie liebte keinen als unsern Don Carlos, der sein Glück zwar ahndete, aber nicht erwiedern konnte, der indessen doch ihre Leidenschaft weise zur Ausführung seiner Pläne benutzte. Er heuchelte ihr Liebe und that Unrecht daran, denn er betrog ein liebendes Herz; sie heuchelte jenen drey genannten Liebe und betrog alle, die eigentlich nur ihre Schätze liebten, und

verſprach jedem von ihnen insgeheim ihre Hand, der dem Könige die Flucht erleichtern würde, die ſie projectirte. —

Sie verabredete mit Tallien: er ſolle eines Tages gegen Abend den König vor die Schranken des Nationalconvents fodern, nachdem er ihn würde hart beſchuldigt haben; Barnave und Letourneur beredete ſie, Talliens Motion zu unterſtützen; Lefort und Leblanc, die beyden beſtochnen Municipalitätsräthe und der Capitain der Nationalgarde, Antoine, ſollten Befehl erhalten, den König aus dem Tempel abzuholen. Serravalle als Lohnkutſcher ſollte dieſe Herren fahren, die zwölf Grenadiere ſollten an einer Ecke einer Straße umgeworfen werden und der Wagen des Königs dann ſchnell vorüberjagen, der Barriere zueilen, dort Relaispferde vorhanden ſeyn, und ſo der König mit ſeinen Begleitern Antoine, Lefort, Leblanc und Serravalle ſchnell entfliehen. Die Nacht, die Verwirrung in Paris, ausgeſtreutes Geld, ſollte die Flucht erleichtern und ſo der König zur Lafayettiſchen Armee gebracht werden, der den König ſo gern gerettet und ſeinen Frieden ſogleich mit Coburg und Clairfait geſchloſſen haben würde.

Der ganze Plan war fein ausgedacht und angelegt, und nur eine unbedeutende Kleinigkeit machte, daß er scheiterte. Als Antoine Befehl erhielt, die Municipalräthe Leblanc und Lefort, welche die Wache hatten und genau von der Stunde benachrichtigt waren, von der Mairie abzuholen, wollte er noch seiner Schwester einen mündlichen Auftrag geben, stürmte die Treppe in seinem Hause hinauf und eben so schnell wieder herunter, that einen Fehltritt und brach ein Bein. Er vergaß in der ersten Bestürzung, die Mitverschwornen davon zu benachrichtigen, und diese, lange vergebens harrend, glaubten sich von ihm, oder sonst verrathen. Sie entdeckten dem Kutscher Serravalle ihre Verlegenheit, ihre Muthmaßung, und alle hielten für das Beste, eilends Paris zu verlassen und sich nach den Niederlanden zu retten.

Antoinens Beinbruch ward dem Convent gemeldet. Tallien hatte Gegenwart des Geistes genug, die Motion für heute zurückzunehmen, die Entfernung der Municipalräthe wurde als eine Geschäftsreise angegeben, der schöne Spanier war zur Armee gegangen, wo er als Volontair dienen wollte, und erhielt bald darauf einen Courier von Demoiselle Cabarrus, der ihm die Nachricht brachte,

daß Antoinens Unvorsichtigkeit alle Hoffnung vereitelt, daß Niemand verrathen, Niemand in Gefahr sey und daß er ohne Bedenken nach Paris zurückkehren könne.

Von dieser Begebenheit gab er seinem Freunde Benedetto in Salamanka die detaillirteste Nachricht durch dessen Schwester, die Marchese Grimaldi, und dieser referirte dem Könige und der Königinn. Man ermunterte ihn, neue Versuche zu machen und kein Geld zu sparen.

Er kam mißmuthig nach Paris zurück, erneuerte seine Besuche bey Demoiselle Cabarrus, und knüpfte eine neue Bekanntschaft mit der liebenswürdigen Familie Scherer, eines schweizerischen Banquiers. Eine Anverwandte dieses Hauses, Minna Zollikofer, eine der reizendsten Blondinen, die wir jemals gekannt, hatte das Herz unseres Don Carlos gefesselt, wie man es häufig bey Spaniern und Italiänern antrifft, daß sie der blonden Schönheit den Vorzug geben. Sie war aus einem alten ritterbürtigen Hause, ihre Mutter eine Römerin, sie selbst ein Mensch in Engelsgestalt, wie die Natur nur jedes Jahrhundert einen hervorbringt. Sie war zwar ohne Vermögen, allein sie hatte in Lyon die beste Erziehung genossen. Der deutsche

Barde Macpherſon hatte ſie ausbilden helfen. Sie ſpielte das Fortepiano in der Vollkommenheit und wetteiferte mit Madame Recamier; ſie ſang zur Guitarre, und lockte die ſüßeſten Töne aus der nicht undankbaren Mandoline. Sie war gewachſen wie eine Grazie; in blonden Locken floß das Haar über die alabaſterne Bruſt und den blendend weiſſen Rücken. Ihr großes, blaues Auge glühte von Liebe und Güte, ihre elfenbeinernen Zähne umſchloſſen Korallenlippen, ihr hochwallender Buſen ſtrebte den Feſſeln des neidiſchen Kammermädchens raſtlos entgegen, ihr kleiner Fuß berührte kaum die Erde, wenn ſie, mit Kleinigkeiten in der Wirthſchaft beſchäftigt, mehr vorüber flog als ging, ihr Teint war blendend weiß, ihr Athem rein wie Aether, ihre Hand klein und voll und der vordere Arm wie aus Wachs gegoſſen. Ein Blick von ihr bezauberte jedes Männerherz, ohne es zu wollen; ſie war bey aller ihrer Schönheit ſo anſpruchslos, als ob ſie gar nicht gewußt hätte, daß ſie den Namen einer himmliſchen Schönheit verdiente. O möchteſt du, Raphael, mir deinen Pinſel, du, Wieland, deine Feder, und du, Chodowiecky, deinen Griffel, oder du, Canova, deinen Hammer und Meiſſel verleihen, damit ich dich, du unglückliche Minna,

würdig malen, ſchildern, in Marmor bilden, in Kupfer ätzen könnte! Ewig wird mich dein bezaubernd Bild entzücken, ewig werde ich den Tag nicht vergeſſen, da ich an deiner Seite auf den Terraſſen der Tuillerien ſpatzieren ging, als dein Auge in Thränen ſchwamm, deine Wangen wie Zinnober glühten, du deine gefaltenen Hände mir auf die Bruſt legteſt und mit bebenden Worten ſprachſt: Ich kann ihn nicht lieben! ich kann nicht mit ihm nach Spanien gehen! ich kann mein Vaterland, meine Anverwandten, meinen Glauben, die Religion meiner Väter, nicht verlaſſen! Was hilft mir aller Glanz, aller Reichthum der Erde, wenn der ſüſſe Friede nicht in meinem Herzen wohnt, wenn ich nicht mit Gott, mit mir ſelbſt, mit meinem Gewiſſen in Ruhe lebe! Er iſt ein ſchöner Mann, ein kluger Mann, ſein Herz ſcheint edel, ſeine Sitten rein, ſeine Liebe aufrichtig zu ſeyn; es fehlt ihm nicht an Rang, an Vermögen, an Gelegenheit ſich auszuzeichnen; er mag alle Eigenſchaften beſitzen, die ein Weib nur fodern kann, um mit ihm glücklich zu ſeyn; allein ich kann ihm ſeine Liebe nicht lohnen, ich kann nicht Liebe heucheln; er iſt kein Schweizer, ſondern ein Spanier; er hat meinen Glauben, meine Hoffnungen nicht, er

ist ein Katholik! Ich muß seine Hand ausschlagen. —

Die schreckliche Katastrophe der Hinrichtung des Königes näherte sich. Alle Versuche der Rechtschafenen unter den Franzosen und der auswärtigen Höfe, ihn zu retten, waren vergebens; er blutete den 21sten Januar 1793 unter dem Messer der Guillotine und sein Tod verbreitete Schrecken und Bestürzung über ganz Frankreich, über alle hohe Häupter. Serravalle erhielt Befehl, nach Madrid zurück zu eilen. Er machte noch einen Versuch bey der unglücklichen Minna; er war vergebens. Sie blieb standhaft, auch da, als er ihr anbot, sich in der Schweiz anzukaufen und seine Religion zu ändern. Wie ein Verzweifelnder verließ er Paris, ging zu der Pyrenäen-Armee, die sich mit Vortheil gegen die Franzosen schlug, nahm Kriegsdienste wider Willen seines Vaters, stürzte sich wüthend auf das feindliche Geschoß, suchte den Tod und konnte ihn nicht finden, wollte sterben und blieb Sieger mit einer Handvoll Leute, die ihm gefolgt waren.

Demoiselle Cabarrus hatte ihre Absichten auf ihn noch nicht aufgegeben. Sie kannte zwar seine heiße Leidenschaft für Minna Zollikofer; sie

wußte aber auch, daß dieſe ihm nie ihre Hand geben würde. Sie wußte ihre deklarirten Liebhaber ſehr geſchickt hinzuhalten, verſchob ihre Erklärung auf ruhigere, beſſere Zeiten, die dieſen Stürmen folgen müßten, gab Hoffnung, ohne ſich zu binden, und trotzte ſo unter dem Schutze dieſer Männer den Gefahren, welche ein Aufenthalt zu Paris einem reichen Mädchen darbot.

Robertspierre und ſeine Mordgeſellen lieferten indeſſen Alles, was ihnen im Wege ſtand, oder was Vermögen hatte, zur Schlachtbank ab, die Guillotine war in ewiger Bewegung. Maitre Samſon zog täglich 60, 70mal ſeine Schnur, die Köpfe fielen, der Greveplatz ſchwamm in Blut. In den Gefängniſſen verhungerten, verſchmachteten, erſtickten oder ſtarben an anſteckenden Krankheiten zu Hunderten. Viele wurden Selbſtmörder, viele wurden lebendig begraben. Wenn man ſie nur los war.

In andern Städten erſchoß, erſäufte man ſie, oder hieb ſie ſchaarenweiſe nieder. Der Terrorismus verheerte ganze Provinzen. Robertspierres finſtrer Mordgeiſt ſchlich überall herum, Niemand war ſeines Lebens ſicher, ſeine Trabanten, ſeine Spießgeſellen ſelbſt nicht. Selbſt Mörder ſah er nur Mörder um ſich.

Die reiche Cabarrus ſtand ſchon längſt auf ſeiner Liſte; mit ihrem Vermögen wollte er ſeine Bluthunde füttern. Damit ihm dieſes nicht entgehen könnte, ließ er ſie einkerkern. Sie lag auf Stroh, das Mäuſe und Ratten zernagt hatten, das von Läuſen wimmelte, in dem nämlichen Loche, wo Antoinette, die Gemahlinn eines der größten Europäiſchen Könige, die Tochter, Schweſter und Tante eines Kaiſers, die Schwägerinn des Königs von Neapel, des Königs von Sardinien, die Mutter des Dauphin von Frankreich, gelegen und gelitten hatte, und ihrer harrte der nämliche Tod, das nämliche Grab, weniger verdient vielleicht, als jene.

Schwache Verſuche zu ihrer Rettung machten Lecointre und Letourneur; aber ſie fürchteten Robertspierres Rache. Da führte die Vorſehung den braven Serravalle herbey; er war das Werkzeug in Gottes Hand, das die retten ſollte, die ihn liebte, wenn er ſchon ihr Herz nicht verſtand.

In einem hitzigen Gefechte zwiſchen den Spaniern und Franzoſen fiel er in franzöſiſche Gefangenſchaft, und der General Scherer, der die Pyrenäen-Armee kommandirte, ſchickte den jungen,

reichen Spanier auf ſein Ehrenwort in die Gefangenſchaft nach Paris. Kaum war er daſelbſt angelangt, ſo eilte er in das Schererſche Haus, um Minna Zollikofer ſeine Ehrfurcht zu bezeugen. Hier erfuhr er, daß ſie zu den ihrigen zurückgekehrt ſey und ſich mit einem reichen Fabrikanten verheyrathet habe. Er eilte zur Wohnung der Demoiſelle Cabarrus, ſie ſchmachtete im Kerker; zu ihren Freunden, ſie konnten ihr nicht helfen. Durch Mörder und Gemordete bahnte er ſich mit ſeinem Gelde einen Weg zu ihr in den dunkeln Gewölben der Conciergerie. Welch ein Anblick! Welch ein Wiederſehen! Serravalle! kreiſchte ſie laut auf, Serravalle! fliehen Sie, ehe auch Sie der Arm des Todes ergreift! Was wollen Sie hier bey einer Geächteten? Ich kenne kein Verbrechen. Ich habe nur eins, daß ich reich bin. Bald, bald wird man mich ſchlachten. Ach! wenn doch nur die Stunde des Todes ſchon da wäre! Wenn ich doch hier vollenden könnte! Bringen Sie mir Gift mit? Es ſoll mir ſehr willkommen ſeyn. Ich ſetze Sie zum Erben meines ganzen Vermögens ein gegen zwanzig Gran Opium. Gefangenwärter! tödte mich mit deinem großen Meſſer, ich bitte dich. Hier, hier bewegt ſich noch langſam das ſchon gebrochne Herz. Durchbohre es!

Ruhig, ruhig, gute Cabarrus, unterbrach endlich den Strom ihrer Rede der heftig erschütterte Serravalle. Noch ist nicht alle Hoffnung verloren. Dieser gute Mann ist mein Freund. Er wird Ihnen ein anderes Gefängniß anweisen, er wird Sie den Blicken der Henker entziehen, vielleicht vergißt man Sie unter der Menge der Schlachtopfer. Ich werde für Sie thätig seyn. Versprechen Sie mir, daß Sie dem Manne Ihre Hand geben wollen, der Ihre Fesseln bricht? Sie dachte diesen Augenblick an Don Carlos und rief mit Entzücken aus: Nur diese Bedingung? Mit Freuden!

Harren Sie geduldig noch nur einige Tage. Die Sache ist schwerer, als Sie vielleicht meinen. Diesen guten Freund kann ich nicht der Lebensgefahr aussetzen. Er wagt schon viel, daß er mich zu Ihnen geführt hat. Würden wir verrathen, so wären wir alle drey zur Guillotine reif. Hülfe muß von anderer Hand kommen. Ich kann mich jetzt nicht näher erklären. Die Zeit ist kostbar. Leben Sie wohl!

Lange konnte sich Demoiselle Cabarrus nicht von ihrem Erstaunen erholen. Sie wußte nicht, ob sie eine himmlische Erscheinung gehabt, ob sie geträumt, ob sie gewacht hätte. Indessen bald wurde es ihr klar, daß es kaum Traum gewesen wäre.

Die Gattinn des Gefangenwärters kam bald mit einer kleinen Blendlaterne, führte sie in ein kleines, hell erleuchtetes Gemach, bat sie, sich zu baden und zu reinigen und andere Wäsche anzulegen, die sie ihr bringen würde. Auch reichte sie ihr stärkende Essenzen, ein Glas Lünell, geröstet Brod, und versprach bald wieder bey ihr zu seyn und sie von hier abzuholen.

Demoiselle Cabarrus that was ihr befohlen war, sie erhielt Wäsche, sie aß, sie trank, sie bekam wieder Lust zum Leben. Niemand anders als Serravalle konnte es, ihrer Meinung nach, seyn, der sie befreyen würde, dem sie ihre Hand geben sollte. Sie verlohr sich in Muthmaßungen was ihn nach Paris gebracht, zu ihr gezogen haben möchte. Der Gleichgültige war also besiegt, wagte selbst sein Leben für sie. Sie war überglücklich. Langsam doch kroch die Zeit dahin. Sie wußte nicht, ob es Nacht oder Tag war. Sie hörte nur von fern Riegel rasseln, Thüren knarren, dumpfe Töne, Hundegebell zuweilen mit Menschengeschrey vermischt. Fest war die Thür ihres Zimmers verschlossen. Hell brannten zwar zwey gläserne Lampen; ein weiches Sopha lud zur Ruhe ein, der krystallene Becher winkte, sie nippte ein, zwey, dreymal, setzte sich und entschlief. Wie lange sie geschla-

sen hatte, wußte sie nicht; doch fand sie sich beym Erwachen sehr gestärkt und nahm mit Dank die Tasse Chokolade, welche ihr das freundliche Mütterchen anbot. Der Herr sey nur auf Minuten wieder da gewesen, habe sich nach ihrem Befinden erkundigt und versprochen, wieder zu kommen. Sie lüftete und räucherte das kleine Zimmer ein wenig aus, goß frisches Oehl auf ihre Lampen, ließ eine seidne Decke, etwas Gebackues und Rousseaus Lettres des montagnes zurück, ermahnte zur Geduld, machte ihren Knix und entfernte sich.

So vergingen drey lange Tage unter bangen Sorgen: da erschien Serravalle, der Engel des Lichts. Ihre Erlösung ist nahe, liebe Cabarrus, redete er sie mit abgewandtem Gesichte an. Die Mine wird morgen springen, der Kerker morgen schon sich öffnen, wenn Sie diesen Heyrathskontrakt unterzeichnen wollen.. Sie zitterte wie ein Espenlaub als sie ihn ergriff; sie sank in Ohnmacht, als sie den ihr bekannten Namenszug ihres Notair Noel und dann den Tallien fand als Bräutigam.

Serravalle war auf diese Scene gefaßt. Der starke Arm des Gefangenwärters und der seinige legten die Ohnmächtige sanft aufs Sopha nieder. Reizmittel wurden angewandt, sie ins Leben zurück-

zurufen. Sie erwachte. Aber welch ein Erwachen! Alle ihre ſüßeſten Hoffnungen waren verſchwunden. Serravalle war für ſie verlohren; der ehemalige Secretair eines ehemaligen Grafen ſollte ihr Gemal werden. Grauſamer Serravalle ſagte ſie endlich, ſo nur ſollte ich leben!? So täuſchen Sie meine Hoffnung. So ſoll ich alle meine Gefühle verläugnen, ſoll mich einem Manne hingeben, den ich verachte, einem Manne, der an ſeinem eignen Herrn zum Verräther wurde?

„Ich konnte Sie auf keinem andern Wege retten. Barrere, Letourneur ſind Memmen. Keiner von ihnen wollte für Sie etwas wagen. Tallien liebt ſie. Die Liebe giebt Muth. Er hat eine Verſchwörung gegen den ſchrecklichen Robertspierre angezettelt, er hat Legendre gewonnen. Morgen wird er im Convent angeklagt, als Verräther des Vaterlandes denunzirt werden. Er wird faſt allgemein verabſcheut. Man wird ihn nicht zum Wort kommen laſſen, Legendre wird ihn mit ſeiner Stentor-Stimme überſchreyen, Tallien im Nothfall ihm eine Kugel durchs Herz jagen, ich werde auf der Gallerie ſeyn und ſo wie er ſtürzt, eile ich hieher, Sie zu befreyen. Der Loslaſſungsbefehl iſt ſchon in meinen Händen.“

Demoiselle Cabarrus hatte von dem allen wenig gehört. Sie lag mit geschlossenen Augen in tiefes Nachdenken verloren und sprach kein Wort. Da trat Don Carlos zu ihr, nahm freundlich ihre todtenkalte Hand und sagte: „Hätte mich mein grausames Schicksal nicht verdammt, eine andre zu lieben, die schon als Gattinn in den Armen eines andern ruht, so könnte ich für Sie wagen, was Tallien wagen will. Hätte ich ihm nicht mein Ehrenwort gegeben, Sie in seine Arme zu führen, ich würde mit Ihnen nach Spanien entfliehen und Sie dort nicht heyrathen, aber beschützen. So aber geht das nicht. Die Zeit ist kostbar. Unterzeichnen und leben Sie. Unterzeichnen Sie nicht, so werden Sie mit dem Ungeheuer geopfert. So ists beschlossen. Wählen Sie. — In stumpfer, sinnloser Erstarrung lag das schöne Mädchen mit griechischem Profil da und schwieg. Er zog ein Dintefaß, eine silberne Feder aus der Tasche, tauchte ein, reichte ihr dieselbe hin und indem er sie mit dem andern Arm langsam aufhob, so daß sie vor dem Tischchen, das vor dem Sopha stand, zu sitzen kam, sagte er mit weicher rührender Stimme: Schreiben Sie! — Sie nahm die Feder unwillkührlich fest und schrieb ihren Namen Clairon Cabarrus.

Ich habe mein Todesurtheil geſchrieben, ſagte ſie leiſe. Tallien iſt betrogen. Nur Sie kann und werde ich ewig lieben.

Serravalle eilte mit dem unterzeichneten Ehecontrakt zu Tallien; dieſer war entzückt, ſammelte ſeine Freunde, trat im Convent als Ankläger Robertspierres auf, ward mächtig unterſtützt, Robertspierre wollte ſich ſelbſt ermorden, wurde daran gehindert, nach der Mairie geſchleppt und ſchon am Morgen um 6 Uhr mit einigen ſeiner Anhänger guillotinirt. Er ſtarb den Tod, den er tauſendfach gegeben, tauſendfach verdient hatte. Niemand bedauerte ihn, als eine Tiſchler-Frau und ihre Töchter, bey denen er gewohnt hatte.

Serravalle eilte in die Conciergerie und holte die Braut ab, um ſie zu Tallien zu führen. Mit ihr wurden Hunderte, ja Tauſende erlöſt, die Schreckensregierung hatte ein Ende. Das Ausland, Frankreich, ſelbſt Paris kannte die eigentliche Triebfeder des Sturzes des Tyrannen nicht; nur die Freunde Talliens und Serravalles waren mit dieſen Umſtänden bekannt. Liebe und Großmuth hatten gethan, was Gerechtigkeit und Patriotismus ſchon längſtens hätten thun ſollen. Demoi-

selle Cabarrus reichte bald darauf Herrn Tallien ihre Hand, gab ihm nie ihr Herz und gegen Abtretung eines ansehnlichen Theils ihres Vermögens, ließ sie sich nach einiger Zeit wieder von ihm scheiden. —

Zwischen Spanien und Frankreich wurde bald darauf Friede geschlossen und unser Serravalle kehrte in sein Vaterland zurück, wo neue Abentheuer auf ihn warteten. Alles war hier in Gährung. Die Engländer hatten den Saamen des Bösen ausgestreut. Die Königinn hatte die Parthey derselben verlassen, der Herzog von Alcudia, ihr Liebling und eigentlicher König von Spanien, wurde zum Principe della Pace gemacht und heyrathete eine Prinzeß aus königlichem Blute. Es gab keine Würde mehr im Staate, die ihm nicht wäre ertheilt worden. Er trug alle Orden des Königreichs; er häufte Schätze auf Schätze und bereicherte seine Familie und seine Freunde.

Ein so außerordentliches Glück erweckte ihm sehr natürlich Neider am Hofe, unter den Großen des Reichs, selbst unter den Prinzen. Alle wünschten ihn zu stürzen, alle kannten aber das Gefährliche dieses Unternehmens und keiner wagte es, sich an die Spitze zu stellen, um den Riesen zu fällen. Der Minister Regent hatte sich gezwungen gesehen, die

groſſen Güter-Beſitzer und die Geiſtlichkeit härter als gewöhnlich zu belaſten und mehrere Klöſter wurden aufgehoben, verkauft und zur Deckung der Staatsſchulden angewandt. Er ſah voraus, daß ein Friede mit Frankreich bald einen Krieg mit England nach ſich ziehen würde und traf daher Anſtalten, dieſen mit Ehren zu beſtehen, da die franzöſiſche Marine beſonders durch die Zerſtöhrung von Toulon ſo ſehr geſchwächt worden war. Die einſichtsvollſten Männer Spaniens billigten zwar dieſe Maaßregel; allein ſie waren zu ſehr gegen den Miniſter erbittert, vermengten ihr Intereſſe zu ſehr mit dem des Staats und der regierenden Familie, und glaubten, es ſey am Beſten für Spanien geſorgt, wenn es eine reſpektable Neutralität behaupte, eine drohende Stellung gegen England und gegen Frankreich annehme und gelegentlich, da die Meinung allgemein war, Frankreich müſſe unterliegen, ſich mit dem Regenten, den es ſich geben würde, eng zu verbrüdern, um England die Spitze zu bieten. Dies war vermuthlich auch die Anſicht des Principe della Pace, nur verbarg er ſeinen eigentlichen Plan und ſahe nur in England den eigentlichen Feind Spaniens, indem er von Frankreich nichts beſorgte. Er nahm viel-

mehr den Schein an, dies bey seiner republikanischen Form schützen zu helfen und die verjagten Bourbonischen Prinzen ihrem Schicksale zu überlassen.

Die eigentliche Patrioten-Parthey in Spanien hielt indessen viele heimliche Zusammenkünfte und man beschloß, den Prinzen von Asturien zu sondiren, ob er wohl geneigt wäre, die Krone anzunehmen, wenn man den Liebling seiner Mutter stürze, diese in ein Kloster verweise und den König auf seine Jagdschlösser verbanne, der sich ja ohnehin nicht um Regierungs-Angelegenheiten bekümmere. Man trug dem jungen Don Carlos Serravalle dieses kitzliche Geschäft auf, und um seine Absicht zu verbergen, bewarb er sich um eine so eben erledigte Stelle am kleinen Hofe desselben. Es wurde ihm nicht schwer, sich bald die Gnade dieses schwachen Prinzen zu erwerben, der bey wenigen Kenntnissen dennoch Stolz und Ehrgeiz genug besaß, um herrschen zu wollen, der den Principe della Pace und seine Mutter haßte und sich nicht scheuete, von seinem Vater verächtlich zu sprechen. Seine Gemalinn genehmigte den Plan; man dehnte die Verschwörungskette länger; man gewann einige Gouverneure von festen Plätzen, einige Generale und Obersten und fand für gut, sich der Beystimmung des Neapolita-

niſchen Hofes zu verſichern und den päbſtlichen Hof mit der Abſicht, den alten König zu dethroniſiren, bekannt zu machen. Dem Abt Benedetto von Salamanca und dem Helden unſerer Geſchichte, Serravalle, wurde aufgetragen, nach Rom und Neapel zu gehen, und damit man am Hofe weniger Verdacht ſchöpfen könnte, ſo ſollte ſich der Abt nach Malta einſchiffen unter dem Vorwande, dort ſeinen Bruder zu beſuchen, der Maltheſer Ritter war, und Don Carlos ſollte nach Wien gehen, die Einrichtungen der Oeſterreichiſchen Armee ſtudiren, um ſie auf die Spaniſche anzuwenden und ſich überhaupt zum Offizier zu bilden, da ihn ſeine Neigung zu dieſem Stande hinzog. Man gab ihm den Rang eines Oberſten von der Suite, er war ſchon Königlicher Kammerherr und ſeine Familie ſo rühmlich bekannt, daß ihm in Wien der Zutritt in allen großen Häuſern offen ſtehen mußte.

Mit Päſſen und Wechſeln reichlich verſehen trat er im Frühjahr 1795 ſeine Reiſe an, ging über Bayonne, Bourdeaux und Paris nach Straßburg, und ſtatt von hier aus ſeine Reiſe gerades Weges durch Schwaben und Baiern fortzuſezzen, konnte er dem Triebe, ſeine angebetete Minna noch einmal zu ſehen, nicht widerſtehen. Er be-

ſuchte den blinden Pfeffel in Colmar, lernte Bernoulli, Ochs, Saraſſin, Haas und Mechel kennen, beſuchte Beſewald und Gluck in Solothurn, als ehemalige Freunde der Königinn Antoinette, begrüßte den General von Erlach, den Oberſt von Wattewille, den braven Graffenried, den alten Schultheiß von Steiger, die Zierde ſeines Geſchlechts und ſeines Vaterlandes, den Senator von Muralt, den edlen Carl von Bonſtetten, die biedern Senatoren von Tſcharner, von Friſching, von Otto und den groſſen Naturforſcher Wyttenbach, beſtieg die Gletſcher des Frutigerthals, beſah in Luzern das Kunſtwerk des Generals Pfyffer, beſchiffte den Vierwaldſtädter See und eilte über Zug, den Wohnſitz des alten Zurlauben, nach Zürich.

Hier zog ſeine Neugierde das Zeughaus, die Bibliothek, die Waſſerkunſt, die Seiden- und Baumwollen-Fabriken an ſich, ob er gleich bedauerte, daß dieſe ein Monopol der Bürger von Zürich waren und daß die Einwohner des ganzen Cantons ihre rohen Waaren nur in der Stadt einkaufen, ihre Fabrikate nur in der Stadt verkaufen durften. Er lernte den frommen Schwärmer Lavater, den

Bibelforscher Heß, den Kanzelredner Pfenninger den Dichter und Maler Geßner, den Senator Füßlin, den Sammler alter Klassiker Heideg, die gelehrten Ufteri, Vater und Sohn, den fleißigen Hottinger und die ehrwürdige Familie Bullinger kennen, ging mit Empfehlungen an den Bruder des für diese Welt zu guten Johannes v. Müller und des Statthalters von Stockach nach Schaffhausen, bewunderte den Wasserfall des Rheins bey Laufen und näherte sich nun, indem er das paradiesische Thurgöu zu Fuß durchwandelte, der Stadt, wo er seine geliebte Minna von Zollikofer wieder sehen sollte.

Gewaltig klopfte ihm das Herz, als er die Stunden langen Bleichen dieser Fabrikstadt vor sich sahe, als er bey jedem Schritt vorwärts auf die Angebeteten zu stoßen befürchten mußte. Bey einer kleinen Burg, eine halbe Stunde von der Stadt, dem Ritter und Statthalter des Klosters von St. Gallen, von Müller zugehörig, der so, wie mehrere Familien des Thurgöus, Anverwandte in Spanischen Diensten hatte, kehrte er mit seinem treuen Begleiter Lorenzo ein und bat, weil er zu ermüdet sey, als Spanischer Oberst, um ein Nachtquartier. Mit Schweizerischer Gastfreundschaft und

Güte wurde er von diesem weisen Staatsmann aufgenommen und bewirthet. Wechselseitig theilten sie sich einander ihre Furcht und ihre Hoffnungen mit; sie sprachen von Spaniens mißlicher, von der Schweiz precairer Lage, und waren in wenigen Stunden die vertrautesten Freunde; denn beyde wollten auf einem Wege zum Ziele. Sie wollten die Glückseligkeit ihres Vaterlandes und ihrer Mitbürger befördern und die eingeschlichenen Mißbräuche abgeschafft wissen, aber die Reform sollte von oben herab und durch die gelindesten Mittel bewirkt werden. Sie wünschten eine Staatsumwälzung, aber sie sollte nur nach und nach herbey geführt und dabey so wenig als nur immer möglich, das Glück einzelner Familien zertrümmert werden.

Der Ritter von Müller von Hohenwyl war ein glücklicher Gatte; seine Gemahlinn, eine geborne von Zweyer, hatte ihm schon drey Kinder geschenkt, eine Schwester war an den Statthalter von Rorschach verheyrathet und zwey jüngere Schwestern, Dorette und Lisette lebten noch bey ihm in der väterlichen Burg. Alle waren in dem benachbarten St. Gallen sehr gut bekannt und mit den meisten vornehmern Familien standen sie in freundschaftlichen, oder doch wenigstens in ge-

ſellſchaftlichen Verhältniſſen. Ganz unmerklich leitete Serravalle das Geſpäch auf die in dieſer Stadt ſo bedeutende Junkern Familie von Zollikofer, und nachdem die Damen wenigſtens achtzehn verſchiedene Linien des mächtigen Stammes aufgezählt, und beſonders auch des berühmten Arztes von Zollikofer, des Predigers Zollikofer in Leipzig, des berühmten Kanzelredners Zollikofer in Gallen, der mit den Paſtoren Stähelin und Fehr rühmlich wetteifere, ſo kamen ſie dann auch auf den alten Junker von Zollikofer bey der Laterne, der eine zahlreiche, liebenswürdige Familie von zwölf Kindern hinterlaſſen habe, die alle gut erzogen, gut verſorgt wären, nur eine, die gute, liebenswürdige, mit Engels Bild und Engelsſeele ausgeſtattete Minna ſey höchſt unglücklich.

Serravalle war einer Ohnmacht nahe, ſo erſchütterte ihn das Wort unglücklich. Raſch leerte er einen Becher Rheinthaler Wein, um ſeine Beſtürzung zu verbergen und fragte dann erſt, beynahe zu ſpät: wie denn ſo? —

Fräulein Dorette nahm das Wort. Sie iſt in meinem Alter, war meine Jugend-Geſpielinn

und Freundinn bis in ihr funfzehntes Jahr und brachte manchen schönen Tag hier in unserer Burg, so wie ich auf der Campagne ihres Vaters am Appenzeller Gebürge zu. Ihre Mutter ist ein vortreffliches Weib; sie gab allen ihren Kindern die beste Erziehung, sie hatte indessen den Fehler so vieler Mütter, sie erzog ihre Töchter besonders zu empfindsam, sie gab ihnen überspannte Begriffe von Liebe, Mitleid, Zärtlichkeit, Treue, sie bildete ihr Herz zu weich für diese Welt, machte sie zu Schwärmerinnen, und gab ihnen Lavater zum Muster, statt Herder.

Ein naher Anverwandter ihres Vaters nahm sie zu sich nach Neuville und dann nach Lyon. Sie reiste hier unter Matthissons Leitung und Unterricht zur herrlichen Frucht; sie war mit den besten Schriftstellern der Deutschen und Franzosen, besonders den Dichtern, vertraut. Sie kam nach Paris. Ihre weichgeschaffne Seele sah die dort verübten Greuel mit Entsetzen; sie fand nirgends Ruhe als in den religiösen Maximen ihrer Kirche, in dem Schosse ihres Vaterlandes. Sie bat mehrmalen, sie dahin zurückkehren zu lassen. Vergebens! Da sie schön, von Familie, aber nicht reich war, so wollte man ihr Glück durch eine glänzende Heyrath gründen. Sie wollte von diesem

Glücke nichts hören. In ihrem Vaterlande, im Schooße ihrer Kirche und ihrer Anverwandten wollte sie nur, selbst in der Dürftigkeit, leben; da erschien zu Paris ein junger reicher Spanier, der mit allen Vollkommenheiten des Geistes, des Herzens und des Körpers geschmückt war. Sein Zweck schien, so verschlossen er auch war, die Befreyung des Königs zu seyn. Er wurde auch in dem Hause ihres Anverwandten, der Banquier war, eingeführt. Sie sehen und lieben war ein Augenblick — Serravalle holte tief Athem und seufzte laut — ihn sehen und mit der heissesten, innigsten Liebe an ihm hangen, erfoderte nur einige Minuten; — Serravalle sprang vor Freuden hoch auf, griff unwillkührlich an seine glühende Stirne und rief jauchzend aus: Ist das möglich! —

Nur allzugewiß, fuhr die unbefangene Dorette fort. Sollten Sie die Briefe lesen, welche sie mir damals schrieb, Sie würden erstaunen, wie die unglückliche Freundinn mit ihrer Liebe, mit ihren Vorurtheilen, mit den ihr eingeprägten Grundsätzen kämpfte, wie sie mehrmals in Begriff war, bald heimlich zu entfliehen, bald sich selbst als Revolutions-Verbrecherinn anzuklagen, um schuldlos sterben zu können; wie sie Gott bat, den Fremdling

zu entfernen, sein Bild ihr aus dem Herzen zu reiſſen und wie dann einen Posttag ſpäter nur in dem Gedanken Wonne und Seeligkeit fand, von ihm geliebt zu ſeyn. Nach langem Kampfe beſiegte ſie ſich ſelbſt. Ein Spatziergang auf der Terraſſe der Tuillerien hatte entſchieden; ſie kehrte geſtärkt zurück, erklärte dem geliebten Spanier und ihren Anverwandten: Sie könne, ſie würde ihm nie ihre Hand geben, denn er ſey kein Schweizer, ſey Katholik. —

Das that ſie wirklich?! ſagte Serravalle. Die Geſellſchaft unterſchied nicht, ob er gefragt, oder das Erzählte beſtätigt hatte.

Es half nichts, fuhr Fräulein Dorette fort, daß er ſich erklärte, er wolle ſeine Religion verändern, nichts, er wolle ſich in der Schweiz anſiedeln. Sie blieb unveränderlich bey ihrem Entſchluſſe und verbarg ſelbſt ihren beſten Freunden, wie ſehr ſie ihn liebe, wie groß das Opfer war, das ſie ihren Vorurtheilen brachte. Er ging nach Spanien zurück, ſie kam hieher und hat nie von ihm Nachricht erhalten, nie eine Zeitung leſen wollen, aus Furcht ſeinen Namen unter den Todten zu finden.

Lebt ſie denn noch? fragte Serravalle mit groſſer Theilnahme. Wie erträgt ſie die Trennung? Hat die Zeit und Entfernung des geliebten Gegenſtandes die Wunde geheilt? Liebe ſie ſtandhaft und ewig, wie eine Spanierinn, oder folgt ſie den klügern Franzöſinnen, die ſich dann erſt glücklich fühlen, wenn ſie ein Dutzend Liebhaber verlohren haben und über die Wahl des dreyzehnten nicht eins werden können?

O möchte ſie dieſen glücklichen Leichtſinn unſerer Nachbarinnen beſitzen, möchte ſie ſich nicht ſtärker geglaubt haben, als ſie war! Möchte ihre ſonſt ſo kluge Mutter nicht auf den Einfall gekommen ſeyn, die Unglückliche mit einem Manne zu vermählen, der zwar viel Vermögen, viel äuſſern Anſtand, viel wiſſenſchaftliche Bildung beſitzt, aber eine ſo ſchwarze Seele unter dieſer Hülle verbirgt, daß kein Miltonſcher, kein Klopſtockſcher Teufel ihn an Bosheit übertrifft. Hätte meine theure Minna unſern Lavater vor ihrer Wahl berathen können, hätte der ihm in das glupſche Auge geblickt, ſie wäre nicht gränzenlos unglücklich geworden.

O Gott! wie bedaure ich die Gute! rief Serravalle aus. Lebt ſie noch? Iſt ſie nicht aus ſei-

nen Klauen zu retten? Bedarf es Gold, Diamanten, Gift, Dolch? Ich will sie retten! —

Sie nehmen sehr warmen Antheil an dem Schicksale meiner Freundinn, sagte Dorette. Sie sind doch wohl nicht der geliebte Spanier selbst?

Serravalle entfärbte sich.

Mein Gott! Reden Sie! Heißen Sie Don Carlos? Seinen Familiennamen hat sie nie genannt. Gott! ich finde Aehnlichkeiten in dem Bilde, das sie mir von ihrem Geliebten entworfen hat. Ich irre mich nicht. Sie sind Don Carlos.

Ja, ich bin der unglückliche Don Carlos di Serravalle. Ich habe den Tod gesucht und ihn nicht gefunden. Ich habe nirgends Ruhe und Rast. Ihr geliebtes Bild umschwebt mich Tag und Nacht. Ich ache über Wien nach Rom und Neapel, in Geschäften meines Hofes. Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, von ihr Nachricht zu erhalten, und wie glücklich hat mich mein guter Genius, der Genius der Liebe, in dieses Schloß, den Sitz der Grazien, geführt. Ach! ich fühle das ganze Gewicht ihres und meines Unglücks. O ewige, erbarmende Liebe! steht es denn nicht in deiner Macht, uns aus diesem Labyrinthe zu befreyen!

Eine lange Pauſe folgte. Keiner wagte die Stille zu unterbrechen. Liſette nahm das Wort. Der Unglückliche und am wenigſten der Liebende muß nie verzweifeln. An der Allmacht Hand erklimmt man den Chimboraſſo, ſteigt man in den Bauch des Aetna und Veſuvs, ſenkt ſich der Perlenfiſcher in den Abgrund des Meeres, fliegt der Aëroſtate gen Himmel. An der Liebe Hand beſiegt man jede Schwierigkeit, jedes Hinderniß. Sie ſchmiedet und löſet Feſſeln; ſie baut Grabmäler für die Ewigkeit, ſie zerſprengt eiſerne Thore, ſie erweckt Todte und opfert ihr Leben, ſie macht das Unmögliche dennoch möglich. Ritter! vertrauet der allmächtigen Liebe. Ihr werdet einſtens noch glücklich werden. Aber hütet Euch, jetzt einen Schritt vorwärts zu thun. Ihr dürft unſere Minna nicht ſehen. Sie darf nicht wiſſen, daß Ihr ihr ſo nahe waret. Sieht ſie Euch jetzt wieder, ſo verliert Ihr ſie auf ewig. Gram nagt an ihrem Herzen, aber die Zeit wird ihn heilen. Euer Bild verfolgt ſie, aber die Zeit wird es verwiſchen. Ihre Zähren fließen, aber die Zeit wird die Quelle verſtopfen. Sieht ſie Euch jetzt wieder, ruft ſie jetzt die Bilder der Vergangenheit zurück und vergleicht ſie mit der Gegenwart, zieht ſie eine Parallele zwiſchen Euch und ihrem Man-

ne, so ergreift die Verzweiflung sie mit eiserner Hand. Don Carlos, wir haben Wasser hier und Beraklippen in der Nähe. Ihr wißt, was Verzweiflung vermag. Erwartet Hülfe von der Zeit und von der Liebe und von Gott, dem Vater der Liebenden.

Der Baron v. Müller stand auf und umarmte seine Schwester, dann den Don Carlos. Sie hat Recht, sagte er. Sie kennt das weibliche Herz und kennt ihre Freundinn. Es bleibt ihr nur Verzweiflung, wenn sie Don Carlos jetzt wieder sieht. Alles, was wir thun können, ist, man muß ihr gelegentlich sagen: Don Carlos lebt noch und ist als Spanischer Gesandter am Sizilianischen Hofe. Mehr verträgt die Schwache nicht.

Serravalle machte dagegen mancherley Einwendungen und warf endlich die Frage auf: Ob denn der Gemahl nicht etwa durch Anerbieten eines großen Vermögens zu bewegen seyn sollte, sich von seiner Frau scheiden zu lassen?

Daran zweifle ich sehr, versetzte der Baron. So geldgeizig er auch ist, so würde doch der Neid und die Bosheit seines Herzens ihm nicht erlauben, andere glücklich zu wissen, und schon aus diesem Grunde würde er nie einwilligen.

Geſetzt aber auch, ſein Geldgeiz wäre ſtärker als ſein Neid, wird die reine, unſchuldsvolle Seele unſerer Minna ſich ſo kaufen und verkaufen laſſen? Wird ſie ihre Ehre ſo aufs Spiel ſetzen? Das kann nur ein gemeines Weib, der engliſche Pöbel.

„Ich will ihn in Geſellſchaften aufſuchen, ich will ihn inſultiren, ich will ihn fodern, ich will ihn todtſchießen!“ —

Und dann — als ein Flüchtling und Mörder davon laufen. Geſetzt auch, das Alles ließe ſich ſo ſchnell abthun, wie Sie es ſagen, wird Minna dem Mörder ihres Mannes, wenn er gleich ihr Henker war, ihre Hand geben? Kann, darf ſie das? Wird ſie ihr Vaterland verlaſſen wollen? Wird ſie ſich zur römiſchen Kirche bekennen? Ich zweifle.

„Halt! da fällt mir das beſte Mittel ein: Ich will ſie entführen. Von hier über Lindau und Chur iſt nicht weit nach Italien. Ich kann ja auch über Feldkirch und den Schwarzwald nach Inſpruck gehen. Bin ich erſt auf Kaiſerlichem Boden, ſo ſoll mir kein Gott, kein Teufel ſie entreißen.“

Sie machen die Rechnung ohne den Wirth, verſetzte der Baron. Wird das Weib, das ihre Pflichten kennt, ſich wollen entführen laſſen? Kön-

nen Sie dies einer Minna Zollikofer zutrauen? Nein, glauben Sie mir, lieber Oberst, ein reines, unbeflecktes Herz, wie das unserer Freundinn, zerbricht lieber, opfert sich selbst, ehe es ein Haar von der Tugend weicht. Folgen Sie unserem Rathe. Setzen Sie Ihre Reise fort, dienen Sie Ihrem Vaterlande und überlassen Sie die Entwickelung Ihres beyderseitigen Schicksals der allwaltenden Vorsehung. Geben Sie uns von Zeit zu Zeit Nachricht von Ihrem Befinden; Sie sollen Nachricht von uns und Ihrer Minna erhalten. Gottes Wege sind wunderbar. Sind Sie für einander bestimmt, so wird der Engel der Liebe Sie vereinigen. —

„Hat sie Kinder?" fragte Serravalle.

Nein. Bis jetzt ist die Ehe unfruchtbar, und bey der zügellosen Lebensart ihres Mannes, der sich einer abscheulichen, verworfenen Lebensart Preis giebt, wovon sich schon jetzt die Spuren an seinem Körper zu zeigen anfangen, ist es nicht wahrscheinlich, daß sie je Kinder mit ihm erzeugen werde.

„Wie heißt er? Was ist er?"

Er heißt Giller; doch soll er nicht der Sohn des Mannes seyn, dessen Namen er trägt. Es liegt ein Geheimniß über seine Geburt verborgen. Sein vermeintlicher Vater war Prediger und hatte

noch eine Tochter, die er an einen Landprediger im Appenzell verheyrathete. Er gab dieſer Tochter zehn tauſend Gulden mit, und ſie mußte ſich von aller übrigen Erbſchaft loeſchreiben. Er lebte ſehr gut, doch ohne äußern Glanz, und man wußte nichts von groſſen Capitalien. Sein Sohn erlernte die Kaufmannſchaft in Zürich, ging dann einige Jahre auſſer Landes, ohne daß man wußte, wo er war, kam ohngefähr vor drey Jahren wieder, kaufte ſogleich ein anſehnliches Fabrikgebäude, beſuchte die Meſſen von Bozen, Frankfurt, Leipzig und Mailand, ließ eine ungeheure Menge Baumwolle über Wien nach der Schweiz kommen und verſandte viel wieder nach Frankreich; kurz, er machte in kurzer Zeit ſo groſſe Geſchäfte, daß alle alte Häuſer zu zagen anfingen. Sein Credit war unbeſchreiblich groß. Man hält ihn für den reichſten Mann unſerer Stadt, er iſt ein Millionair. Man iſt indeſſen doch auf die Spur gekommen, daß ſeine Mutter einen geheimen Umgang mit einem Abte von St. Gallen gehabt haben ſoll, und ſeine groſſe Aehnlichkeit mit dieſem Herrn, der die gefürſtete Abtey in tiefe Schulden geſetzt hat, giebt der Vermuthung viel Wahrſcheinlichkeit, daß er ein Sohn dieſes Abts ſey und daß ſein

groſses Vermögen von demſelben herrühre. Uebrigens iſt ihm kein Laſter fremd. Er fürchtet blos die Rache der Brüder seiner Gattinn, von denen zwey Offiziere sind, sonſt würde sie sich der schändlichſten Mißhandlung ausgeſetzt sehen. —

„Sollten dieſe Brüder nicht unter irgend einem Vorwande die Trennung zu bewirken wiſſen, ohne daſs ich dabey ins Spiel komme? Ich bin ein reicher, reicher Mann, und ſetze die Hälfte meines Vermögens daran, wenn Minna frey wird. Ich will ihre ganze Familie heben; ſie ſollen nur beſtimmen, was ſie ſeyn, was ſie haben wollen.“

Ohne daſs ſich Minna ſelbſt einer Treuloſigkeit anklagte, ohne daſs ihr Mann dieſe bewieſe, trennen unſere Geſetze keine Ehe. Er ſelbſt iſt zu klug, zu reich, zu gefürchtet von der Geiſtlichkeit, als daſs man Untreue gegen ihn gültig machen könnte. Wird wohl die Familie die Schande auf ſich nehmen wollen, eine Ehebrecherinn in ihrer Mitte zu haben? Nimmermehr. Alle Ihre Projecte, lieber Oberſt, ſcheitern an der Tugend und Ehrliebe dieſer Familie; nur die Natur, oder der Zufall, wenn Sie wollen, kann Ihre Liebe begünſtigen. Harren, dulden, hoffen Sie.

Die Frauenzimmer entfernten ſich, der Baron begleitete Don Serravalle auf ſein Zimmer und wünſchte ihm eine ruhige Nacht, und Lorenzo half ſeinen Herrn entkleiden.

„Wie gefällt Dir dieſe Burg? Wie die Bewohner derſelben?“

Sie ſcheinen ſehr gute Menſchen zu ſeyn und Sie ſehr zu lieben.

„Warum glaubſt Du das?“

Die Baroneſſe, welche den kleinen Engel auf dem Arme hatte, kam ein Paarmal während des Eſſens in die Dienſtſtube, weinte laut, rang die Hände und rief dabey aus: Ach, der arme Herr! die unglückliche Minna!

„Wie deuteſt Du das?“

Der Herr waren Sie; Minna hieß die Schweizerinn, um derentwillen Sie Paris verlieſſen.

„Sagte ſie ſonſt nichts von mir?“

Nichts, das ich verſtanden hätte.

„Sind hübſche Mädchen im Hauſe?“

Ja! Nein! Wie mans nimmt!

„Haſt Du Bekanntſchaft gemacht?“

Es ſind Blondinen. Kein Feuer ſtrahlt aus ihren Augen. Ich ſah keine Cöleſtina.

„Würdest Du die Minna aus Paris wieder kennen, wenn sie Dir begegnete, wenn Du sie sähest?"

Unter Millionen kenne ich sie nach Millionen Jahren noch. Es giebt nur einen solchen Engel auf Erden.

„Kannst Du schweigen?"

Welch eine beleidigende Frage! Hat Lorenzo je gesprochen, wenn er schweigen sollte?

„Verzeih, lieber Lorenzo, ich war nicht bey mir selbst. Höre denn! In der nahen Stadt St. Gallen lebt meine Minna. Ich darf sie nicht sehen, aber Du, Du Glücklicher!"

Lorenzo sperrte das Maul weit auf, stierte seinen Herrn an, wollte etwas sagen und fand keine Worte.

„Willst du ihr wohl, mit Vorsicht jedoch, ein Billet in die Hände spielen?"

Mit Freuden, und wenn ich dabey umkommen sollte.

„Ich bin morgen früh unpäßlich. Du gehst in die Stadt und holst eine Arzeney aus der Apotheke. Du fragst nach der Wohnung des reichen Fabrikanten Giller, den Du in Italien gekannt hättest; Du gehst in sein Gewölbe; Du kaufst dort drey

Stück der schönsten Musseline für die Damen dieser Burg, ein Paar gröbere für die Mägde, sprichst, gehst, kommst wieder und spielst Deine Rolle so fort, bis Madam Dich gesehen hat. Dies schon genügt."

Madam Giller? Was soll uns diese Madam Giller frommen?

„Pazzo! Das ist ja eben meine Minna."

Sie ist also verheyrathet?

„Leider! und noch dazu an einen Bösewicht."

Liebt sie ihn?

„Nichts weniger."

O dann holen Sie Ihre Arzeney selbst, kaufen Sie selbst Musselin ein, übergeben Sie ihr selbst das Billet und gehn Sie morgen mit ihr zu Bette.

„Minna ist eine Schweizerinn, Minna stirbt lieber, ehe sie die eheliche Treue verletzt."

Pah! Scherzi, Signor. Ein Weib, das ihren Mann nicht liebt, nicht achten kann, ist leicht erobert.

„Du hast Erfahrung, Lorenzo. Aber Minna ist kein solches Weib."

Nun, dann lassen Sie uns reisen. Ihr Weib kann sie nicht werden, ihre Geliebte will sie nicht seyn; wozu die Umstände?

„Du mußt ihr mein Billet bringen — ſie muß Dich wenigſtens ſehen — ich will es ſo!“

Ihr Wille geſchehe. Lorenzo giebt das Billet ab.

Schlaflos brachte Don Carlos die Nacht hin, früh ſchon verließ er das Bette und ging in dem kleinen, jedoch ſehr niedlich und geſchmackvoll angelegten Buragarten ſpatzieren. Der Herr des Hauſes geſellte ſich bald zu ihm, zu einer Taſſe ſchwarzen Kaffee wurden ein Paar Cigarros geraucht und mit einem Dollond die nahen Appenzeller Berge und Gletſcher gemuſtert und ihre Vorzüge vor den nakkenden, eckigen, ſpitzigen Pyrenäen geprieſen. Die Damen des Hauſes zeigten ſich blos auf einige Augenblicke und vermieden abſichtlich die Gegenwart des Don Carlos. Aus dem Garten führte der Baron ihn in ſeine herrliche Bibliothek, die ſehr reich an alten Manuſcripten war und die er mit Copieen aus den Klöſtern von St. Gallen, Rorſchach, Rheinau, Wiel, St. Blaiſe, Feldkirch, Pfeffers und Chur vermehrt hatte. Hier bat Don Carlos um Erlaubniß, ein Recept zu ſchreiben und ſeinen Lorenzo damit nach St. Gallen zu ſchicken, da er eine ſolche Ermattung

fühle, die ihn den Ausbruch eines Fiebers besorgen lasse.

Der Baron entfernte sich. Don Carlos ergriff Feder und Papier und schrieb nur folgende Worte:

An Minna von Zollikofer.

Don Carlos lebt, geht hier durch und grüßt Sie bis auf Wiedersehen.

Unversiegelt gab er dieses Billet seinem Lorenzo zur Bestellung, versah ihn mit Geld zum Einkauf der Musseline und harrete mit der größten Ungeduld seiner Zurückkunft.

Lorenzo hatte die Wohnung des reichen Giller bald erfragt; Lorenzo war ganz unbefangen mehrmalen durch die Marktstraße gegangen; aber Minna sah er nicht. Mehrere Wagen mit roher Musseline aus dem Appenzell, Rheinthal und Thurgöu wurden abgeladen; andere brachten gebleichte von den Bleichen der Stadt und nahmen wieder rohe oder halb gebleichte und gestickte mit; eine Menge junger Mädchen trug einzelne Stücke ins Haus und wieder aus dem Hause; Musselin-Drucker und Glätter brachten auf einander gethürmte Lasten herbey; andere trugen in Wachsleine-

wand eingehüllte größere und kleinere Pakete zur Post. Einige Commis ſchleppten Geldbeutel und Geldrönnchen in die, andere aus der Wohnung des reichen Fabrikanten; fremde und einheimiſche, elegant gekleidete Herren bückten ſich beym Abſchiede tief vor dem ſie begleitenden Herrn Giller; aber keine Minna war zu ſehen und zu hören.

Er trat ein und wurde ſogleich rechter Hand ein groſſes Gewölbe mit fertiger Waare gewahr, in welchem einige Commis die Käufer bedienten. Er ſprach ein ſchlechtes Deutſch, man ſchien ihn nicht zu verſtehen und er wurde gefragt, ob er franzöſiſch ſpreche. Ein Biſſel, nit viel, erwiederte er abächtlich. Ob vielleicht italiäniſch? Ein Biſſel beſſer. Er ſtammelte und mengte einige ſpaniſche Worte ein; gleich redete ihn ein anderer ſpaniſch an. Spricht Niemand engliſch hier? fragte er nun. Nein, wir haben mit den Engländern wenig zu thun, ſie kommen ſelten zu uns und ſprechen insgeſammt franzöſiſch. Einer unſerer Leute führt indeſſen doch die engliſche Correſpondenz. Polniſch und ruſſiſch haben zwey von uns ausdrücklich in Breslau erlernen müſſen.

Er beſah einige Stücke, kaufte einige ein, bezahlte mit ſpaniſchen Quadrupeln, bat, die Muſſeline zu packen und verſprach, ſie bald abzuholen. Es

ſchlug zwölf Uhr. Eine Glocke wurde angezogen, die Gewölbe, das Comtoir, die Druckerſtube wurden geſchloſſen, die Commis, die Lehrburſche, die Formenſchneider; die Drucker, die Glätter, die Repaſſeuſen, die Käufer, die Verkäufer, alles eilte zu Tiſche. Lorenzo wurde gebeten, um 2 Uhr wieder zu kommen.

Um ſich die Zeit zu vertreiben, ging er in die Abten und beſah die ſchöne modern gebaute Kirche, das herrliche al fresco Gemälde in der Kuppel, das Convicterium, die Bibliothek, reicher als irgend eine an alten Handſchriften, und die Zelle des heiligen Gallus. Hier kniete er als ächter Katholik und Spanier nieder und betete für das Heil ſeines Herrn und der angebeteten Minna, ob ſie gleich eine Ketzerinn war. Er opferte dann den Armen des Kloſters reichlich, und beſchloß alles zu wagen, das Billet ſeines Don Carlos in die rechten Hände zu bringen. Noch hundert Schritt von ihrem Hauſe entfernt, flog Biller, den er ſchon kannte, in einem von zwey Füchſen gezogenen Phaeton ſchnell vorüber. Das gab ihm Hoffnung. Raſch eilte er dem Billerſchen Hauſe zu, mit wenigen Sätzen befand er ſich in der Belletage, klopfte an der erſten, beſten Thüre an, hörte Entrez! rufen, öff-

nete, erblickte den geſuchten Engel am Fenſter ſitzend mit einem Buche in der Hand, warf ſich zu ihren Füßen nieder und hielt ihr ſein Billet hin.

Sie that einen lauten Schrey und ſank in Ohnmacht. Darauf war er nicht vorbereitet. Er erſchrak ſo heftig, daß er alle Beſinnung verlor, eilend das Zimmer, mit dem Billet in der Hand, verließ, die Treppe hinunter ſtürzte, einen Packer über den Haufen rannte und von zwey eben eintretenden Druckern feſt gehalten wurde, die ihn für einen Spitzbuben anſahen und einige tüchtige Ribbenſtöße gaben. Mehrere Commis liefen zu Haufen und erkannten ihn für den Spanier, der vor Tiſche Muſſeline eingekauft hatte. Seine Verwirrung indeſſen machte ihn verdächtig. Man unterſuchte ſeine Taſchen; man fand nur Gold und einen kleinen Dolch. Kein anderes Papier gab über ihn Auskunft, als das Billet des Don Carlos an ihre Hausfrau. Man glaubte, er wäre Don Carlos ſelbſt und führte ihn unverweilt in das Zimmer der Donna. Noch hatte ſie ſich aus ihrer Ohnmacht nicht erholt; man kam ihr zu Hülfe, ſie winkte Lorenzo, ſich zu entfernen, ſie wollte ſein Billet nicht annehmen, nicht leſen. Er reichte es einem der Diener, kniete nieder, küßte ihre Schürze, ſchlug das Kreuz und

entfernte ſich. Man gab ihm ſeine gekauften Muſſeline auf den Weg.

Kaum war er in Gottes freyer Luft, ſo erholte er ſich auch, wurde wieder heiter und ſprach: Meine Miſſion iſt vollendet. Sie hat ja das Billet und wird es wohl leſen. Was ein Liebhaber ſchreibt, wollen alle Weiber immer gern wiſſen.

Das lange Ausbleiben des Lorenzo gab unſerm Don Carlos zu mancherley Vermuthungen Anlaß, nur die Wahrheit errieth er nicht. Fürchterliche und angenehme Vorſtellungen peitſchten ſich einander, bald ſiegte die Furcht, bald die Hoffnung. Seine Unruhe konnte er bey aller ſeiner Verſtellungskunſt und Verſchloſſenheit ſeinen neuen Freunden nicht verbergen. Sie theilten ſich ihre Vermuthungen mit und Liſette kam der Sache am nächſten. Er wird ihr geſchrieben haben, wird um ein Rendezvous gebeten haben, wird wenigſtens Antwort erwarten. Das Mittagsbrod ſchmeckte keinem von allen. Die gewohnte Sieſta brachte dem Spanier keinen Schlaf. Endlich kam Lorenzo. Ein Päckchen unter dem Arm, ein heitres, zufriedenes Geſicht. Hier iſt das Eingekaufte und hier die Arzeney.

„Nichts weiter?“

Nient altro per adesso.

„Mein Billet?“

Iſt abgegeben.

„Hat man es geleſen?“

Nein.

„Keine Antwort?“

Kein Wort.

„Sprachſt Du mit ihr?“

Nein.

„Haſt Du ſie geſehen?“

Si, Signor.

„Wem gabſt Du das Billet?“

In ihrer Gegenwart einem ihrer Commis.

„Was ſagte ſie?“

Sie winkte mir, mich zu entfernen.

O unglückliche Freundinn! rief Dorette mit gen Himmel gehobnen Händen aus, o unglückliche Minna! welchen Mißhandlungen wirſt Du Dich ausgeſetzt ſehen, wenn Dein Tyrann erfährt, daß ein Fremder Dich ſprechen wollte, daß er es wagte, Dir zu ſchreiben! Ach Serravalle, unbedachtſamer Serravalle, welche Leiden haben Sie durch Ihre Ueberredung auf unſere Freundinn gehäuft! Wo haben Sie hingedacht, unglücklicher

Mann! Fliehen Sie, ich bitte Sie um Gottes Willen. Giller iſt zu allem fähig. Seine Eiferſucht kennt keine Gränzen, ſo wenig Veranlaſſung ſie ihm dazu giebt, ſo wenig er ſie liebt. Sie darf keinen ihrer Leute freundlich anſehen, ſo nennt er ſie Hure, darf den Prediger auf der Kanzel nicht feſt anblicken, ſo nennt er ſie Ehebrecherinn, und verſinkt ſie im Anſchaun des Chriſtuskopfes von Guido, ſo iſt ſie in ſeinen Augen eine feine Buhlerinn. Er hat einen Brescianer in ſeinen Dienſten, der ohne Bedenken jeden Heiligen, Gott ſelbſt morden würde, wenn er könnte. Er mag ſchon manchen auf ſeiner Seele haben.

„Iſt denn dieſer Bravo unüberwindlich, unbeſtechbar?

Er iſt ein venetianiſcher Nobile von Geburt, nahm der Baron das Wort. Sein Vater blieb auf einem Streifzuge gegen die Barbaresken, verlor ſein Vermögen, und Matthéo trat als ein Knabe von funfzehn Jahren in die Dienſte des berüchtigten Grafen Toricelli, Podeſta von Breſcia. Dieſer gewöhnte ihn daran, den Meuchelmord als ein Spielwerk zu betrachten. Menſch oder Hund müſſen fallen, wenn ſie mir im Wege ſind, war ſeine Maxime. Endlich wurde eine ſeiner ſchändlichen

Thaten verrathen und er entfloh nach Mailand. Der Consiglo dei Dieci verfolgte ihn auch hier und mit großer Mühe erreichte er das Veltlin, wo ihn ein geldhungriger Podesta von Morbegno schützte. Matthco begleitete ihn. Beyde schliefen in einem Bette; ihre gespannten Pistolen lagen neben ihnen auf einem Tischchen. Toricelli träumte, Matthco wolle ihn todtschießen und griff rasch nach seinem Pistol. Der schon wache Matthco bemerkt die Bewegung, kommt dem Grafen zuvor und jagt ihm die Kugel durchs Herz mit den Worten: Besser Du als ich! Dann plündert er ihn gelassen aus, behauptet, sein Herr habe sich selbst erschossen und wandert nach Chiavenna. Hier findet er neuen Schutz bey dem Commissario della Giustizia. Einer Bublerinn wegen geräth er eines Tages mit einem Advokaten, Namens Guicciardi, in Streit. Er beißt auf den Finger, eine gewöhnliche Pantomime der Banditen, und sagt: Guarda ti!

Einige Tage nachher will Guicciardi seinen Freund Mollinari in Piuro besuchen. Matthco lauert ihm auf und sendet ihm aus einem Weinberge einige Kugeln in den Leib. Guicciardi wälzt sich in seinem Blute, ein reisender

Kapuziner kniet zu ihm nieder und will mit ihm beten. Mattheo ruft ihm zu: Packe Dich, Frate! Der soll an Leib und Seele verderben. Der Kapuziner kannte seine Nation und ging.

Die besser verwaltete Justiz hat ihn auch dort wieder verscheucht. Er ist Geheimsecretair des Herrn Giller, und sein Herr rühmt solcher Streiche mehr von ihm. Kommt er nach Hause und erfährt, was vorgefallen ist, so wird er wüthend und läßt Sie aufsuchen, es koste, was es wolle. Er wird wähnen, Sie selbst hätten das Billet überbracht. Was schrieben Sie?

„Zwey unbedeutende Zeilen. Don Carlos lebt, geht hier durch und grüßt Sie bis auf Wiedersehen."

Stoff genug für diesen Bösewicht, seine Frau zu quälen, indessen doch nicht genug, sie öffentlich zu entehren. Wer nahm das Billet an sich? fragte der Baron den Lorenzo.

„Ein junger, schöner Mann mit krausem, blondem Haar und einnehmender Physiognomie."

Das ist ihr Bruder, erwiederte der Baron. Er ist ein kluger junger Mann und seiner Schwester schützender Engel. Indessen, Serravalle, so

angenehm mir Ihre Gesellschaft ist, so rathe ich, verreisen Sie heute noch.

„Ich fürchte Niemand. Mein Lorenzo ist auch ein geübter Schütze, obgleich kein Bandit. Er verliert mich keinen Augenblick aus dem Auge.“

Reisen Sie, ich bitte Sie. Erhalten Sie Ihr kostbares Leben Ihrem Vaterlande, Ihrer Familie, Ihrer Minna. Ich begleite Sie bis zu meinem Schwager nach Rorschach. Mit aller Frühe schiffen Sie über den See nach Bregenz und gehen über Inspruck, Augsburg und München nach Wien.

„Es sey, weil Sie mich gern los seyn wollen.“

Er öffnete das durch Lorenzo eingekaufte Pack, bat die Damen, ihm zum Andenken diese Kleinigkeit anzunehmen, fügte aus seiner Schatoulle für jede Dame einen brillantenen Ring hinzu, umarmte den Baron, küßte den Damen ehrerbietig die Hand, beschenkte die Dienerschaft, setzte sich ein und reiste in Begleitung des Barons nach Rorschach.

Vor dem Schwager des Barons stiegen sie ab und vernahmen bald, daß heute Abend in der Krone ein großer Ball gegeben würde. Viele benachbarte Familien des Thurgäus, Rheinthals, Appenzells und der Rebuschen Lande hätten sich zu dieser Lustbar-

keit vereinigt, und hauptsächlich gebe der reiche Giller von St. Gallen diese Fête einer Maitresse zu Gefallen, die er in Lindau unterhalte. Diese sey die Königinn des Balls. Der Statthalter nahm es über sich, die ungebetenen Gäste einzuführen.

Serravalle nahm die Parthie an, blos um seinen Rival kennen zu lernen, und der Baron glaubte nichts dabey zu wagen, da Giller noch keine Kunde von dem haben konnte, was in seinem Hause vorgefallen war. Sie gingen zur Gesellschaft. Der Statthalter von Rorschach, als erste Magistratsperson im Orte, stellte seine Gäste vor und entschuldigte seine Freyheit; Giller war ungemein artig gegen den Spanier und die Damen steckten die Köpfchen zusammen und machten ihre Glossen über den Fremden. Man speiste herrlich, sang schweizerische Freyheitslieder und eilte in den Tanzsaal. Der Fremde spielte nur den Zuschauer. Einer der Gäste indessen hatte den Fandango in Cadix tanzen sehen. Er theilte Giller den Wunsch mit, daß der fremde Spanier ihn tanzen möchte. Giller foderte Don Carlos dazu auf und dieser weigerte sich nicht, insofern eine Dame da wäre, die mit ihm tanzen, wenigstens seine Pantomime erwiedern, nachmachen wolle. Keine der ehrbaren Schweizerinnen

wollte sich dazu hergeben; Billers Buhlerinn, die frische Lindauerinn, bot sich endlich dazu an. Don Carlos wollte nicht gefallen, nicht erobern; er vermied fast jede etwas freye Stellung, die diesen Tanz bezeichnet; allein er bezauberte alle Damen und Niemand mehr als die Demoiselle Zuberbühler, seine Tänzerinn. Man klatschte ihm lauten Beyfall und jeder dachte: so möchte ich tanzen können.

Demoiselle Clara Zuberbühler wurde sichtbar kälter gegen Biller, ihr Auge hing nur an dem schönen Spanier; sie wollte nicht mehr tanzen, sie war verstimmt, theilte andern ihre üble Laune mit, und der Fandango hatte das Fest zum Theil verdorben. Er ärgerte sich über seine Dummheit, den Fremden zum Tanz aufgefordert zu haben.

Der Statthalter und seine Gäste brachen früh auf; Demoiselle Clara hatte Kopfweh und eilte in ihr Zimmer, wohin ihr Biller folgte, jedoch bittend zur Gesellschaft zurück gewiesen wurde.

Als sie allein war, brütete sie über den Plan, dem Reisenden zu folgen. Daß er sich in aller Frühe nach Bregenz einschiffen wollte, hatte sie zufällig vernommen. Sie schrieb ihm ein kurzes

Billet und bat ihn, seinen Lauf nach Lindau zu nehmen, wo sie sich seinen Besuch ausbitten wolle. Ihr Kammermädchen erhielt Befehl, dies Billet mit Anbruch des Tages im Hause des Statthalters abzugeben, und statt noch einen Tag in Rorschach zu verweilen, wie es Anfangs beschlossen war, wollte sie schon Mittagsbrod in Lindau speisen. Als Giller am Morgen zu ihr kam, stellte sie sich unpäßlich und bat ihn, sie nach Lindau zu begleiten. Sie wußte zu gut, daß er ihr die Bitte nicht gewähren würde; sie spielte die Empfindliche, bestellte ihre Gondel und fuhr ab. Unser Serravalle hätte ihr den Vorsprung schon weit abgewonnen und würde früher in Bregenz, als sie in Lindau, angekommen seyn; allein das Billet der Clara Zuberbühler bewog ihn wirklich, ihre Einladung anzunehmen, und statt nach Bregenz zu segeln, lief er im Hafen von Lindau ein. Clara hatte durchaus keinen Eindruck auf ihn gemacht. Er wollte sie blos kennen lernen, ob sie ein taugliches Werkzeug der Rache gegen Giller werden könnte.

Sie bewohnte ein schönes Landhaus in dieser Inselstadt, das von einem schönen Garten bekränzt war. Ihre Zimmer waren mit den schönsten und kostbarsten Kupferstichen englischer Meister geschmückt.

Eine auserlesene Damenbibliothek befand sich in mehrern Schränken von Mahagonyholz. Ein Wiener Pianoforte in Flügelform und mehrere Instrumente zu einem vollständigen Orchester lagerten in einem Saale. Reichthum und Geschmack waren in allen Verzierungen der Zimmer angebracht. Ueberfluß herrschte an allen Enden. Eine Fee schien diesen Sommerpallast zu bewohnen. Als er sich anmelden ließ, empfing sie ihn sogleich auf das zuvorkommendste und entschuldigte ihr Negligé, da sie so eben von einer kleinen Lustreise zurückgekommen sey. Sie führte ihn in einen Pavillon ihres Gartens, der den See beherrschte. Es war ein kleiner Venustempel. Erfrischungen aller Art wurden ihm von kleinen Mädchen angeboten, die Genien glichen. Sie bat ihn um Verzeihung, ihn hieher geladen zu haben. Sie müsse gestehen, der von ihm getanzte Fandango habe einen unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht, sie wünsche herzlich, seine nähere Bekanntschaft zu machen. Er reise, hätte sie vernommen, nach Italien. Sie hätte ein Paar Jahre in Mailand gelebt, aber damals nicht Gelegenheit gefunden, Florenz, Rom, Neapel zu sehen. Ihr Verlangen, dieses schöne Land zu durchreisen, sey von Tage zu Tage größer geworden, indessen hätte sie es ohne einen schützen-

den Begleiter als Dame nicht wagen wollen. Sie habe von ihrem Vater ein anſehnliches Vermögen ererbt, das meiſtens in liegenden Gründen beſtände, die gut rentirten und verpachtet wären. Sie hätte keine nahe Anverwandte und keinen Freund. Herr Giller, der ihr zu Ehren die geſtrige Fête gegeben, ſey nichts weniger als geliebt, ſondern ſie hätte ſeine Bemühungen um ſie geduldet, um ſich an ihm zu rächen. Im 15ten Jahre ihres Alters hätte er ihr Liebe geheuchelt und unerfahren und unbefangen hätte ſie ſeinen Schwüren geglaubt und ſich ihm mit ganzer Seele hingegeben. Jedermann hätte ſie für ſeine Braut gehalten und ſie ſelbſt nicht anders geglaubt, als daß er ihr Bräutigam ſey. Er ſey auf Reiſen gegangen, habe Anfangs oft, dann weniger, endlich gar nicht mehr geſchrieben. Niemand habe ihr Nachricht von ſeinem Aufenthalte geben können oder wollen. Sie hätte bald darauf ihre Eltern verloren; ein nichtswürdiger Vormund habe ſie zwingen wollen, ſeinen Sohn zu heyrathen; andere angeſehene und wohlhabende Männer hätten ihr ihre Hand geboten, ſie hätte alle ausgeſchlagen, weil ſie noch immer die ſüße Hoffnung genährt, Giller kommt wieder. Sie hätte ihren Wohnſitz von Trogen hieher verlegt und ſich und ihre Zeit in ſtiller

Einsamkeit den Musen gewidmet. Da sey unvermuthet Biller zurückgekehrt. Er habe sie besucht, habe seine Schwüre erneuert und sie um ihre Unschuld betrogen. Er habe indessen sein Haus in St. Gallen eingerichtet, und gerade als sie erwartet habe, daß er sein Verlobungsfest mit ihr öffentlich feyern würde, habe sie die Nachricht von seiner vollzogenen Heyrath mit einem sehr edeln, sehr schönen Mädchen erhalten. Ein hitziges Fieber habe sie dem Grabe nahe gebracht; indessen ihre ungeschwächte Natur und die Hülfe des geschickten Arztes Wegelein hätten sie gerettet. Haß und Rachlust hätten sich aber von da an ihrer ganzen Seele bemächtiget. Sie hätte diese tief im Innern ihres Herzens verschlossen, hätte stets mit Achtung, mit Liebe von Biller gesprochen, seine Wahl gebilligt und nur gesagt: auch sie würde ihn glücklich gemacht haben. Bald darauf hätte sie vernommen, daß Biller ein Böswicht sey, der mehrere Mädchen betrogen, daß er seine Frau tyrannisire, daß er Bachanalien fevere, wie einst in klein Trianon, kurz, der verworfenste Mensch sey, den man sich denken könne. Sie habe ihn stets entschuldigt, ihm stets das Wort geredet. So habe sie dem großen Ziele, ihn ihrer Rache zu opfern, näher zu kommen gesucht.

Eine gemeine Rache, Gift oder Dolch, habe ihr nicht genügt für die empfangene Beleidigung. Qualvoll hätte er sein niederträchtiges Leben enden sollen, nicht schnell. Das würde ja eine Wohlthat für den Böſewicht gewesen seyn.

Es konnte nicht fehlen, daß ihm meine Aeußerungen und meine erdichtete Gelaſſenheit hinterbracht wurden. Er erſtaunte über dieſen Edelmuth. Er kam an öffentliche Orte, wo er mich zu ſehen glauben konnte. Ich ſpielte die Beſcheidene, die Gleichgültige. Ich ſuchte ihn nicht, ich vermied ihn nicht; aber ich reizte gelegentlich ſeine Eiferſucht und umgab mich mit einem Kreiſe von jungen Leuten, die nur zu bekannt und fähig waren, ein Mädchenherz in Verſuchung zu führen. Ich ließ abſichtlich kleine Geſchichtchen von Rendezvous, von Waſſerfahrten, von einer Badereiſe nach Hohenems, einer Brunnenkur zu St. Moritz im obern Engadin verbreiten. Sein Stolz erwachte, ſeine Eiferſucht wurde rege, er konnte den Gedanken nicht ertragen, ſich vergeſſen, ſich zurückgeſetzt zu ſehen. Er ſchrieb mir in den zärtlichſten Ausdrücken, verſicherte, ſeine Frau nie geliebt zu haben, deutete auf Trennung von ihr, wenn ich ihm verzeihen könnte.

Der Vogel war zwar im Garn, aber noch nicht in meinen Händen. Ich bot ihm scheinbar die Hand der Sühne. „Unser Schicksal, schrieb ich ihm, wird von einer höhern Hand bestimmt und geleitet. Ehen, sagten unsere Väter, werden nur im Himmel geschlossen. Wir wären vermuthlich sehr unglücklich gewesen, wenn das priesterliche Band uns vereinigt hätte, wir können sehr glücklich seyn bey wechselseitiger Freundschaft und Achtung. Suchen Sie sich die meinige zu erwerben, ich werde mich bestreben, stets die Ihrige zu verdienen."

Er kam hieher und warf sich zu meinen Füßen und flehete reuevoll, dem Scheine nach, um Vergebung, um Liebe, und schwur bey allen Göttern, ewig nur mir anzugehören.

Er war mir völlig gleichgültig geworden; seine Laster hatten ihn mir verächtlich gemacht. Ich hob ihn auf, bot ihm die Hand zum Kuß und sagte: Giller, es sey alles vergessen! Ich bin tief, tief gekränkt; suchen Sie meine Liebe, wenn anders die Ihrige aufrichtig ist, zu verdienen. Sie wissen, Weiberherzen sind schwach und die erste Liebe ist die heftigste. —

Er war entzückt, wiederholte seine Schwüre und ließ bey seinem Abschiede einen diamantenen

Schmuck von 5000 Thaler an Werth, auf meiner Toilette liegen. Ich war entzückter als er, den Böſewicht meiner Rache opfern zu können. Wie ich ſeine Treuloſigkeit beſtrafen wollte und will, kann Sie wenig intereſſiren; nur ſo viel ſey Ihnen anvertraut: ſie ſoll ſchrecklich ſeyn.

Kein Wort von ihren Lippen ging dem aufmerkſam horchenden Serravalle verloren. Da ſandte ihm die Vorſehung einen Gehülfen, der ihn der Mühe überhob, für ſeine Pläne, einſtens Minna noch die ſeine zu nennen, zu arbeiten. Sie durfte indeſſen nicht wiſſen, wie nahe ihm Biller anging, durfte nicht erfahren, daß ihr Intereſſe das ſeinige wäre. Noch ſah er bey aller dieſer Offenheit der Clara nicht ein, wie ſie dazu komme, ſich einem Fremden zu entdecken, den ſie zum Werkzeug ihrer Rache machen zu können wohl nicht hoffen durfte. Er nahm daher blos allgemeinen Antheil an ihrem unglücklichen Schickſale, ſuchte ſeine That noch ſchwärzer zu ſchildern als ſie war, billigte ihre Rache und bedauerte, daß ſeine Beſtimmung ihn nach Italien rufe, um einen thätigen Antheil bey Beſtrafung eines ſolchen verworfenen Mannes nehmen zu können. Er warnete ſie, ſehr vorſichtig zu Werke zu gehen, ſich nicht zu übereilen und beſonders den

Liebling des Herrn Biller, den Italiäner Matthäo, nicht aus den Augen zu lassen.

Da kommen wir auf einem Wege in unsern Meinungen zusammen, Signor. So lange dieser sein Gefährte ist, kann ich meinen Plan nicht ausführen. Wird ihm dieser Schlaukopf, dieser Bandit, entrissen, oder fällt er, durch Gift oder Dolch, gleichviel; so ist Biller in meiner Gewalt, nichts rettet ihn aus meinen Händen. Um mein Ziel schneller zu erreichen, bitte ich Sie, mich mit nach Italien zu nehmen. Dort finde ich entweder unter Matthäos Anverwandten Jemanden, der ihn nach Italien zurück lockt, wo er unter einer andern Firma auftreten kann, wenn ich ihn mit Geld versehe, oder ich finde einen Bravo, der in meine Dienste tritt, dessen Existenz ich an die meinige fessele und dieser expedirt Matthäo in das Reich der Schatten und bestraft den treulosen Biller. Ich will und kann Ihnen nicht zur Last fallen. Sie haben einen Kammerdiener bey sich, ich nehme ein Kammermädchen mit mir. Wir tragen die Kosten gemeinschaftlich; ich lebe blos unter Ihrem Schutze und bin eine Anverwandtinn von Ihnen. Ich spreche Deutsch, Französisch und Italiänisch sehr fertig, und besitze manche andere Kunstfertigkeit, mich in

Italiänischen Gesellschaften zu produciren und Ihrem Stande keine Schande zu machen. Ich habe keine andere Leidenschaft, es kann keine andere mich je beherrschen; nur Rache, blutige Rache füllt mein ganzes Herz. Rächen will ich mich, oder umkommen.

Serravalle überlegte, daß er als lediger Mann und Fremder in einer solchen Gesellschaft seinem Rufe nicht schaden könne; es kitzelte seinem Stolze, eine solche Gesellschafterinn mit sich zu führen; dem Baron von Müller gab er nur Winke über diese Avantüre und sagte, es freue ihn, Giller auf diese Weise Wehe zu thun, bat aber die Damen dringend, ja seiner angebeteten Minna die Meinung zu benehmen, als ob er mit der Zuberbühler durchgegangen sey. Er schlug ein und wünschte nur, bald verreisen zu können.

Ich bin reisefertig, versetzte sie. Wechsel, Diamanten, baare Summen sind zu meiner Disposition. Mein Haus ist acordnet. Mein Haushofmeister besitzt mein ganzes Vertrauen. Ich kann ihm alles überlassen. Morgen schon können wir in aller Frühe verreisen, was auch wirklich geschah. Während denn Serravalle Tag und Nacht Wien zueilte und ohne irgend einen Zufall glücklich in dieser

ſchönen Kaiſerſtadt anlangte, wollen wir uns nach dem umſehen, was in St. Gallen geſchah.

Der Baron Müller war kaum mit Don Carlos nach Rorſchach abgereiſt, ſo machten ſich die beyden Schweſtern, Dorette und Liſette, auf den Weg nach St. Gallen, um ihre Freundinn Minna zu beſuchen. Sie fanden dieſelbe auf ihrem Sopha in Fieberhitze liegend. Sie waren allein und als die Schweſtern nach der Urſach ihrer Unpäßlichkeit fragten, ſo erzählte ſie ungeſcheut, was unſere Leſer ſchon wiſſen. Der Schreck über den Anblick des Bedienten des Don Carlos habe ſie ohnmächtig gemacht, und daher rühre ihr Fieber. Sie danke Gott, daß ſie den Inhalt des Billets nicht geleſen, daß ſie es nie in ihren Händen gehabt habe. Ihr Bruder hätte es ihr in Gegenwart vieler Perſonen vorgeleſen und ſie ausgeſcholten, daß ſie über ein ſo unbedeutendes Nichts erſchrecken könne. Er werde es in der morgenden Zeitung abdrukken laſſen und Jedermann einladen, das Original bey ihm in Augenſchein zu nehmen. Es könne auch nicht ein Schatten von Verdacht ihre Ehre beſchmuzzen. Sie könne ſich aber nicht zufrieden geben. Sie kenne ihren Mann. Nimmermehr würde der zugeben, daß nur Lorenzo, nicht Don Carlos ſelbſt,

bey ihr geweſen wäre. Sie ſehe in ihrem fieberhaf-ten Zuſtande nur Lorenzo und Don Carlos; ſie werde am Ende im Fieber nur von dieſen ſpre-chen und eben dadurch der Welt ſtrafbar ſcheinen. Sie ſey unausſprechlich unglücklich.

„Das ſagten wir dem Unbedachtſamen wohl, platzte Dorette heraus, er ſollte nicht ſchreiben.“

Kennt Ihr ihn denn? Habt Ihr ihn denn ge-ſehen?

„Was ſollen wir's läugnen. Er iſt bey uns über Nacht geweſen, und wollte Dich ſehen und ſprechen. Daran haben wir ihn gehindert.“

Das lohne Euch Gott! Er iſt doch nicht mehr in unſern Mauern? Um Gottes Willen macht, daß er fort kommt. Kommt mein Mann nach Hauſe und erfährt, was vorgefallen iſt, ſo läßt er ihn durch Matthes aufſuchen und ermorden. Bittet ihn in meinem Namen, er ſolle abreiſen und — mich ver-geſſen.

„Er iſt ſchon abgereiſt, liebe Seele. Er läßt Dich grüßen und bereut ſeine Unbedachtſamkeit. Er bezweifelte unſere Aufrichtigkeit, Dir Nachricht zu bringen, daß er noch lebe, daß er Dich noch — zu ſprechen gewünſcht hätte. Er geht nach Italien in Angelegenheiten ſeines Königs.“

Gott sey gelobt und Jesus Christus! Aber was wird mein Mann sagen, wenn er kommt?

„Er wird schimpfen und lächeln. Weiße Du, wo er hin ist?"

Ich frage ihn nie, wohin? wenn er verreist.

„Er soll nach Rorschach seyn, saaten mir Wilds, die er dahin eingeladen hat, die aber nicht dahin wollten, weil die Gesellschaft zu gemischt sey."

Wenn er nur keinen Schaden nimmt. Ich bin immer besorgt, er erhitze sich und werde krank.

Bey einer Tasse Thee wurde dies Gespräch noch ein Paar Stunden fortgesponnen. Der Doctor Zollikofer, die Mutter der Kranken, der Junker Schlumpf, die junge Madam Fehr, eine Tochter des reichen Statthalters Schlatter, eine Madam März, ein Herr Huber traten ein, sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen. Der Doctor fand das Fieber weit schwächer, rieth Zerstreuung an, ließ Spieltische bringen und arrangirte ein Paar Parthieen Triset, ein schönes Spiel, was man damals sehr gern spielte. Auch Madam Biller nahm Karten an, und associirte sich mit ihrer Freundinn Dorette Müller. So verging der Abend angenehm unter muntern Scherzen, obgleich Minna sich zuweilen des Seufzens nicht

enthalten konnte, und Dorette treulich einſtimmte.

Herr Giller, den Clara Zuberbühler ſo unerwartet in Rorſchach verlaſſen hatte, ahnete auch nicht im mindeſten die Urſache davon, ob es ihn gleich verdroß. „Weiberlaune, ſagte er zu Matthee. Laß uns ein wenig auf die Weinberge ſteigen; vielleicht finden wir dort bey einer braunen Winzerinn Entſchädigung.“ Sie wanderten, mit Degenflinten verſehen, den terraſſenartigen Berg hinan, kehrten bey einem Weinbauer ein, erfriſchten ſich mit Milch und ſprachen von dem Fremden. Glauben Sie mir, ſagte Matthee, dem Spanier traue ich kein Haar. Das iſt ein gefährlicher Menſch, und ich müßte mein Handwerk ſchlecht verſtehen, wenn ſein Lorenzo nicht bey ihm iſt, was ich bey Ihnen bin. Er verlor auch ſeinen Herrn nicht einen Augenblick aus den Augen. Und der maledetto Fandango. Cospetto di baco! Donna Clara hat Feuer gefangen. Per anima mia, Signor, ciete tradito.

„Narr! erwiederte Giller. Sie ſitzt in Lindau und mault, und er iſt in Rom oder Neapel.“

Con licenza, Padrone, ella vi la la barba. Ich habe sie beobachtet. Warum verreiste sie heute so früh?

„Sie hat Launen — bi ein Weib. Ritorna-moci!"

Langsam stiegen sie den Berg hinab, setzten sich in den Wagen und flogen nach St. Gallen. Seine Frau hatte noch ein Fieberchen. Er erkundigte sich, was vorgefallen sey, erfuhr bald die reine Wahrheit, fluchte, tobte, wüthete, drohete, speiste bey einer gemeinen Hure Abendbrod und der ganze Trost, den er von Matthco erhielt, war: Ecco l maladetto Spagnuolo!

Es vergingen drey, vier Tage — er erhielt keine Nachricht von Clara. Die Thränen, die Seufzer, das Fieber seiner Frau, die Besuche, welche sie erhielt, langweilten ihn. „Matthco, laß morgen früh um 7 Uhr anspannen, wir reisen nach Lindau." Mit dem Schlage stand der Wagen vor der Thür: ein flüchtiges: Adieu, Madam! war alles, was er sagte. Summm saß er neben Matthco im Wagen, der seinen Brasilianischen Rollentabak kaucte. Als er Lindau jenseit des Sees erblickte und den weiten Weg, den er noch machen mußte,

mit den Augen maß, fragte er Matthéo: Was meinst Du, wie ſie mich empfangen wird.

„Kalt, wegwerfend.“

Warum das? Ich habe ſie nicht beleidigt.

„Ein verrathenes Weib vergißt nicht ſo leicht, wie Sie glauben. Verſchmähete Liebe kocht Rache.“

Sie hat mir vergeben. Wir ſind ausgeſöhnt. Sie weiß, daß ich mein Weib haſſe.

„Aber ſie iſt nicht Ihre Frau, Sie wollen ſie nur zu Ihrer Hure machen.“

Was frägt ſie dem Namen nach, wenn ſie nur die Sache hat. Ich ſichere ihr ein Vermögen von 100000 Gulden.

„Sie bedarf Ihres Geldes nicht. Sie iſt an ſich ſelbſt reich genug und kann ihre Renten nicht verzehren.“

Wohl wahr! Sie ſieht aber doch, daß ich ſie liebe.

„Sie haben ſie nie geliebt.. Wer liebt, liebt nur eine auf einmal. Ein getheiltes Herz liebt gar nicht. Ueberhaupt, Herr, Sie kennen die Liebe nicht. Das Thieriſche iſt Ihnen alles, das Sentimentale nichts.“

Du predigst, Mattheo. Laß sehen, was Donna Clara sagen wird.

Sie umfuhren den See. Die Pferde träufsten von Schweiß. Er stieg, wie gewöhnlich, im Römischen Kaiser ab und ging zu Fuß nach Claras Campagne. Der Garten war verschlossen. Er zog die Glocke an. Der Haushofmeister Stettler erschien und öffnete freundlich die Pforte.

„Mademoiselle Zuberbühler zu Hause?"

Nein.

„Ist sie in der Stadt bey Bürgermeisters vielleicht?"

Sie ist verreist.

„Verreist? Sonderbar! Allein?"

Nein, sie hat Brigitten mitgenommen.

„Sonst Niemanden?"

Niemanden.

„Wohin ist sie gereist?"

Das weiß ich nicht.

„Auf lange?"

Sie würde mir schreiben, sagte sie beym Abschiede.

„Welchen Weg hat sie genommen?"

Johann hat sie nach Hohenems gefahren, und wurde zurück geschickt.

„Hat ſie Kleider, Geld, Juwelen, Wechſel mitgenommen?"

Ich bin zwar ihr Haushofmeiſter, ihr homme d'affaires, wie man das nennt; aber ihr Portefeuille hat ſie ſelbſt unter Schloß.

„Wie lange iſt ſie ſchon fort?"

Tags darauf, als ihr Geburtstag in Rorſchach gefeiert wurde.

„Veda la Furbazza maladetta!" rief Matthes.

„Hat ſie Beſuch gehabt?"

Ja.

„Wer war es? Woher?

Ein Fremder. Er ſprach Italiäniſch mit ihr.

„Veda il Birbante, lo Spognuolo. Oibo! Son l'roleta io?"

„Alter! treib keinen Spaß mit mir. Sprichſt Du die Wahrheit?"

Nie habe ich gelogen. Warum jetzt?

„Führe mich in ihr Zimmer. Ich will hier übernachten."

Zwar habe ich keinen Befehl hierzu; doch ſind Sie Freund meiner Herrſchaft. Ich bin aber nicht eingerichtet, Sie nach Würden zu bewirthen. Die Kchinn, das Hausmädchen, Johann und Chri-

stian sind abgelohnt. Die drey Kinderchen sind wieder bey ihren Eltern. Der Gärtner bekommt Pension. Ich habe nur eine alte Magd zu meiner und meiner Frauen Bedienung.

„Hat sie den Papagey mitgenommen?"

Sie hat ihn. Burgermeisters Karl geschenkt.

„Wer hat den Affen?"

Der Gärtner soll ihn füttern.

„Wo ist Belline?"

Dies kleine treue Thierchen nahm sie mit. Mein Stettler, Brigitta und Du, ihr allein wart mir auf Erden treu, sagte sie beym Einsteigen.

Geller durchlief die Zimmer; er fand alles in gewöhnlicher Ordnung, nur die Schatoulle vermißte er. Es ist richtig, sagte er mit verbißner Wuth zu Matthco, sie ist mit dem Spanier nach Italien entflohen.

„L'ho detto io. Voglio cercarla, trovarla, ammazzarla."

Piano, Matteo. Bisogna villeggiare, non bisogna precipitar.

„Lieber Stettler, wenn Sie Nachricht von ihr erhalten, sagte er weich und verstellt, so theilen Sie mir dieselbe mit. Sie wissen, ich nehme Antheil, warmen Antheil an ihrem Schicksale. Ich

kann nicht begreifen, daß sie, ohne mir Adieu zu sagen, verreisen konnte.

Der Entschluß wurde zu schnell gefaßt. Sie wird Ihnen gewiß nächstens schreiben.

Giller schlich zum Römischen Kaiser zurück, brachte den Abend unter Verwünschungen und Plänen, sich zu rächen, hin, wurde dabey von Matheo vortrefflich secondirt und reyste am andern Morgen früh nach St. Gallen zurück, wo er nichts angelegentlicheres hatte, als die Nachricht zu verbreiten: Demoiselle Clara Zuberbühler habe sich von dem Spanier, mit dem sie den Fandango in Rorschach getanzt, entführen lassen. Minna erschrak unwillkührlich bey dieser Nachricht, die er ihr mit einer Art von Triumph erzählte; die ganze Stadt glaubte daran, nur der Baron und seine Schwestern zweifelten. Sie kannten Serravalle's heiße, brennende Liebe und verglichen damit, was er ihnen geschrieben hatte. Sie errieethen bald, daß gemeinschaftliche Rache sie vereinigt habe.

Serravalle kam in Wien an, und miethete sich, seinem Stande und seinen Glücksgütern gemäß, ein großes Quartier, legte sich Dienerschaft und Pferde zu, ohne jedoch einen öffentlichen Charakter anzunehmen. Man rüstete sich hier auf

das furchtbarste zur Fortsetzung des Krieges mit Frankreich. Man hatte mit England ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen und achtzehn Millionen Thaler als ein Anlehn erhalten. Katharina ließ hoffen, dieser Allianz beyzutreten; die Italiänischen Mächte waren insgesammt gegen Frankreich erbittert, Schwedens König verschloß seine Augen gegen seines Volkes wahres Interesse und fürchtete Zernichtung seines Handels mit Frankreich; Preussen hatte ein hin und her schwankendes System, es war kein Friedrich mehr da; alles dies ließ Serravalle hoffen, daß seine Vorschläge dem Wiener Hofe angenehm seyn würden. Selbst Oesterreichs Seehandel im mittelländischen Meere mußte dabey gewinnen, wenn England gedemüthigt, wenn der Handel zwischen England, Frankreich, Holland und Spanien getheilt, wenn dieses eine von den Nachbarn unabhängige Macht würde und seine Amerikanischen Schätze mit ganz Europa theilte.

Leise trat er bey Metternich, Colloredo, Gallo, Palfy, Esterhazy, Lichtenstein und Erzherzog Carl mit seinem Projecte auf. Keiner hatte Sinn dafür, als Lichtenstein und Carl. Carl nahm es auf sich, seinen Bruder für

den Plan zu gewinnen; allein Franz wollte nicht davon sprechen hören. Es sey ein schrecklicher Gedanke, den Sohn gegen den Vater aufzuwiegeln, den Vater durch den Sohn zu dethronisiren. Die Geschichte der Sächsischen Kaiser und die Russische gäben zwar Beyspiele solcher entsetzlichen Unthat; aber wie blutig hätten sie geendet. Die französische Revolution biete solche Verworfenheit des menschlichen Herzens und Geistes in Menge dar; nur ihn solle man mit solchen entehrenden Vorschlägen verschonen. In die innern Angelegenheiten Spaniens werde er sich nicht mischen; aber stets werde er den Vater gegen den Sohn in Schutz nehmen, und sein Gesandter in Madrid sollte mit erster Depesche den Auftrag erhalten, diesen schwarzen Mordanschlag einer gottlosen Hofkabale zu entdecken. Dem Don Carlos Serravalle ließ er den Zutritt bey Hofe verbieten.

Serravalle war wie aus den Wolken gefallen, als Erzherzog Carl ihm diese Antwort brachte. Er faßte sich jedoch bald, da er noch keinen der Mitverschwornen entdeckt hatte und da er wußte, daß der Oesterreichische Gesandte in Madrid dies patriotische Project insgeheim begünstigte. Er gab den Verbündeten sogleich Nachricht von den

Gesinnungen des Kaisers, und überließ diesen, den Kaiserlichen Gesandten davon zu benachrichtigen. Er machte sich nun genau mit den militairischen Einrichtungen Oesterreichs bekannt, erwarb sich die besondere Gnade der Erzherzoge Carl, Ferdinand und Johann, lernte die Seltenheiten in und um Wien kennen, schrieb öfters an den Baron Müller, an seine Freunde in Spanien, an Abt Benedette, der in Rom angekommen war, und ging in Gesellschaft seiner Cousine Clara nach Venedig.

Sein Geschlecht blühete auch hier und hatte einst dem Staate einen Dogen gegeben. Die vornehmsten Familien empfingen ihn mit Achtung und Freundschaft und boten ihm ihre ungeheuren Paläste zur Wohnung an. Er dankte allen und bezog nur eine bescheidene Wohnung in der Nähe des St. Markus Platzes, ohnweit der Pontalto. Er hatte hier eine herrliche Aussicht über den Kanalmaggiore und ergötzte sich an dem Gewühle der vorüberfliegenden Gondeln. Nach Venetianischer Sitte miethete er einen Gondoliere, das heißt einen Venetianischen Lohnkutscher, für sich und einen für Donna Clara. Er brütete hier Anfangs nur Revolutionspläne für Spanien, Donna Clara brütete andere zur

Vollziehung ihrer Rache. Ihr ganzes Dichten und Trachten war nur dahin gerichtet, einen Venetianischen Banditen zu finden, der ihre Rache übernähme, ohne daß sie sich selbst dabey der Gefahr aussetze. Der Zufall kam ihr dabey mehr zu Hülfe als ihr Nachsinnen. Eines Tages fuhr sie mit ihrer Brigitta durch Venedigs Wasserstraßen spazieren. Ihr Gondoliere versah es und stieß so hart an eine andere vorüberfahrende, daß beyde zurück prallten und die Gesellschaft allarmirt wurde. Ein schwarz gekleideter Mann von ehrwürdigem Ansehen zog die Umhänge und fragte mit Ernst: Gianotto, war das Vorsatz?

„Nein, Herr! Es war blos Unvorsichtigkeit und ich bitte demüthig um Verzeihung."

„Wen fährst Du?"

„Zwey fremde Damen, bey denen ich seit acht Tagen in Diensten bin."

„Kennst Du sie?"

„Nein, ich weiß nur, daß Donna Clara mich gut bezahlt."

„Wer ist ihre Gesellschafterinn?"

„So viel ich weiß, ihre Kammerfrau."

„Bitte die Damen im Namen des Senatore Chiaramonte mir zu erlauben, ihnen mein

Compliment zu machen und sie um Verzeihung zu bitten, daß Du und meine Leute sie erschreckt haben.“

Rasch zog Clara ihre Umhänge und verbeugte sich tief gegen den Senator, legte dann den Schleyer zurück und bat um Verzeihung für ihren Gianotto, der sonst ein sehr guter Bursche und ein geübter Gondoliere sey.

„Ich kenne ihn, versetzte Chiaramonte, sehr gut. Er ist eine gute Haut, buona lana, es ist Schade, daß er so arm ist. Seine sechs Kinder halten ihn nieder.“

„Perdono, Illustrissimo! Viel Kinder, viel Seegen Gottes. Wir essen uns alle täglich einmal satt, die Kleinen auch wohl zweymal.“

Brigitta ließ eine Thräne fallen, Clara griff unwillkührlich in die Tasche und suchte Geld.

Dem Senator gefiel diese Rührung, er wünschte ihre nähere Bekanntschaft zu machen und bat um Erlaubniß, ihr aufwarten zu dürfen. Sie nannte ihm ihre Wohnung, ihren Namen, Serravalle's Namen und beyde Gondeln schifften weiter.

„Wer war dieser Herr, fragte Clara den Gianotto.“

„Der Senator Chiaramonti, ein sehr reicher und angesehener Mann bey uns; ma ha il diabolo nel corpo.“

„Was will das sagen, lieber Gianotto, ich verstehe das nicht.“

Ciò vuoldire, er versteht keinen Spaß, er verzeiht keine Beleidigung, sie widerfahre ihm, seiner Familie, oder dem Staate. Er war Mitglied de' Dieci und de' Cinque; aber er hielt zu streng auf Recht und Gerechtigkeit, man mußte ihn ausmärzen. Er hat seinen eignen Schwager ersäufen lassen, der schlecht von der Regierung gesprochen und nach Wien zu gehen gedrohet hatte. Er wird allgemein gefürchtet, aber doch sehr geschätzt und geliebt. Er ist ein Freund und Wohlthäter der Armen, auch der meinige; er betet seinen Rosenkranz täglich einmal durch; er beichtet alle vier Wochen und läßt täglich in seinem Pallaste Messe lesen. Aber auch wehe dem, den er auf unrechten Wegen ertappt. Er besoldet mehrere Bravos, bezahlt gut und wird gut bedient. Unter seinem Schutze darf es Niemand wagen, Ihnen ein Haar zu krümmen.“

Das war ein Mann wie ihn Clara suchte und bedurfte. Sie dankte ihrem Genius, der sie so zufällig mit ihm in Bekanntschaft gebracht hatte,

und war voll Ungeduld bis er ihr seine Aufwartung machen würde. Gianotto gab ihr noch eine Anecdote von seiner strengen Gerechtigkeitsliebe, als er Präsident des Consiglio de' Cinque war, zum Besten.

Ein Oesterreichischer Oberst, aus einer angesehenen Familie der Monarchie, wurde von Wien nach Venedig gesandt, um ein gewisses Grenzgeschäft mit dem Senate zu beendigen. Der Auftrag war ihm unerwartet geworden, und man ließ ihm nicht Zeit genug, sich eine neue Staatsuniform in Wien machen zu lassen. Bald nach seiner Ankunft in Venedig ließ er einen Schneider holen, trug diesem auf, was er an Kleidungsstücken gemacht haben wollte, und gieng selbst mit ihm zu einem grossen Tuchhändler, die benöthigte Waare auszunehmen. Nach getroffener Wahl wurde die Rechnung gemacht; er bezahlte in Zechini di Venezia und vergaß, nachdem er bezahlt hatte, seinen seidnen Beutel mit dem noch übrigen Gelde wieder einzustecken. Er gieng nach Hause und dachte nicht mehr an seinen Beutel, bis er etwas bezahlen sollte, das sein Bedienter eingekauft hatte. Er fand den Beutel nicht, und erinnerte sich nun, daß er diesen Morgen den Kaufmann bezahlt und dort vielleicht sein Geld

habe liegen lassen. Er gieng selbst hin und erkundigte sich darnach; allein weder der Kaufmann noch seine Leute wollten den Beutel gesehen haben. „Vielleicht hat ihn der Schneider unversehens mit eingewickelt, sagte der Kaufmann, mein Lehrbursche weiß, wo er wohnt, er soll Sie zu ihm begleiten, vielleicht erhalten Sie auf diesem Wege Ihr Geld wieder.“ Der Oberst wird zum Schneider geführt. Dieser sitzt bey der Arbeit, schlürft ein Gläschen Triester Rosoglio, ißt ein Stückchen Bologneser Wurst und hat keinen Beutel gesehen, keinen Beutel gefunden. Das Geld war fort. Einige Tage nachher fährt er mit einigen Venetianern spatzieren und man spricht von der vortrefflichen Polizey-Einrichtung in Venedig, und behauptet, es könnte auch nicht der geringste Diebstahl geschehen, von dem die Polizey nicht sogleich Nachricht erhielte. Der Oberst lacht und sagt: „Da ehre mir Gott die Wiener Polizey, oder die Pariser als Sartines und Lenoire Polizeydirectoren waren; dort wäre mir mein Geldbeutel nicht unter den Händen weggestohlen worden, oder er wäre längst wieder in meinen Händen. Hier lauert man nur auf Worte der Fremden, bestehlen läßt man den Fremden, wenn der Dieb nur die Taschen der Herren Nobili verschont. „Das war bitter

und Chiaramonti erhielt noch am gleichen Abend Nachricht von den Aeußerungen des Obersten und traf sogleich seine Maaßregeln. Er hatte bald erforscht, daß der Schneider der Dieb gewesen war; denn dieser hatte seit einigen Tagen mehr Aufwand gemacht, als er verdient haben konnte.

Des folgenden Morgens um 8 Uhr wurde der Oberst auf die Signoria, das heißt das Rathhaus, gefodert. Er erschien. Man führte ihn in ein schwarz tapezirtes Zimmer. Hier saßen fünf schwarz gekleidete Herren auf etwas erhöhten Lehnstühlen. An einem Tische saß ein Geheimschreiber. Dem Präsidenten gegenüber standen zwey Schergen in rothen Scharlachmänteln, mit blinkenden Schwerdtern in der Hand.

„Sie sind Oesterreichischer Oberst und in Angelegenheiten Ihres Hofes zu Venedig, redete Chiaramonti ihn an, und heißen?"

Der Oberst nannte seinen Namen, seinen Stand und sein Geschäft.

„Sie haben sich bey dem Kaufmann Cantini neu kleiden lassen?"

Der Oberst bejahete es.

„Sie haben dort Ihren Geldbeutel verlohren. Wissen Sie, wie viel Sie noch am Gelde übrig hatten?“

„Ohngefähr 30 Ducaten,“ versetzte der Oberst.

„Sie haben sich gestern sehr unanständige Ausdrücke über unsere Polizey erlaubt und behauptet, wir ließen Fremde ungestraft bestehlen, wenn nur unsere Taschen verschont blieben. Dies verdiente eine harte Rüge. Indessen Sie sind der Sohn eines braven Vaters, den wir schätzen; Sie sind Oberst und vor allen Dingen, Sie sind Geschäftsträger eines benachbarten Hofes, sonst würden Sie gleiches Schicksal mit dem Diebe Ihres Geldes gehabt haben. Er ist bestraft.“

Zu gleicher Zeit gab er dem einen Schergen einen Wink. Dieser öfnete einen Wandschrank und in demselben war der Schneider schon aufgehangen und hatte den Beutel des Obersten mit dem Gelde in der Hand. Der Oberst erschrak entsetzlich.

„Nehmen Sie Ihr Geld, fuhr Chiaramonte fort.“

Der Oberst weigerte sich dessen und bat, es der Wittwe des Schneiders zu schenken.

„Das haben wir erwartet, sagte der Präsident. Hier ist ein Wechsel auf unseren Banquier. Er wird

sie bezahlen. Hüthen Sie sich ein andermal, Böses von unserer Polizey zu sagen, Sie dürften nicht so wohlfeil wegkommen."

Clara wünschte, eine Venetianerinn zu seyn. „Wie wollte ich den Buben bestrafen, der mich um meine Unschuld betrog. Schändlicher, treuloser Böswicht, du sollst mir nicht entgehen!" Stärker als je war ihr Vorsatz, sich zu rächen.

Erst zwey Tage nachher ließ sich Chiaramonte bey ihr melden und entschuldigte sein langes Ausenbleiben. Seravalle war nicht zu Hause. Auf die feinste Weise erkundigte er sich nach ihren Verhältnissen mit diesem. Sie gestand ihm freymüthig, daß diese blos freundschaftlich wären, daß der Zufall sie zusammengeführt hätte und daß sie unter seinem Schutze reise, da sie unverheyrathet sey. Unverhohlen müsse sie ihm indeß entdecken, daß nur Rache sie nach Venedig geführt habe. Schändlich wäre sie um ihr ganzes Lebensglück von einem Böswicht in ihrem Vaterlande betrogen worden. Sie dürste nach Rache. Er sey von einem Italiäner, und wenn sie nicht irre, einem gewissen Matthco Maffei, stets umgeben; sie könne ihm nicht anders beikommen, als durch einen Italiänischen Bravo, der erst dem Matthco das Lebenslicht ausblase,

dann den Betrüger ermorde. Einen solchen ihr treu ergebenen Mann wünsche sie zu finden, und jede Summe, die er fodere, solle ihm verheißen seyn.

„Mattheo lebt also in Ihrem Vaterlande? Er war Toricellis schändlicher Gehülfe. Wir haben ihn ganz aus den Augen verlohren, und sind es uns selbst schuldig, ihn aus dem Wege zu räumen. Er hat den Bruder meiner Mutter unschuldig ermordet. Sie sollen aus meiner Hand einen Bravo erhalten, der zehn Mattheo aufwiegt. Es ist Ihres Gondolieres Bruder und heißt Federigo. Morgen tritt er seine Dienste bey Ihnen an. Sie befehlen; er gehorcht. Keines Ihrer Geheimnisse dürfen Sie ihm verheelen, er darf alles sehen, hören, wissen, was Sie thun; er schweigt; nur in Angelegenheiten unserer Regierung mischen Sie sich nicht. Sie nähren ihn als Ihren Domestiken und bezahlen ihn nach Gefallen; er bleibt in Ihren Diensten so lange Sie ihn nöthig haben.

Clara konnte ihre lebhafteste Freude nicht verbergen, einen solchen Diener gefunden zu haben. Sie dankte dem Senator auf das verbindlichste und wünschte, daß er den Gehalt des Federigo bestimmen möchte. Als er dies nicht wollte, überreichte sie ihm eine Banknote von St. Carlo von 2000 Dukaten

für die Familie und versprach, ihm jährlich 100 Dukaten und freye Station zu geben.

Sie bezahlen wie ein Doge von Venedig und sollen auch wie er bedient werden. Er ließ sich nun umständlich erzählen, wie sie verführt, betrogen worden war, erkundigte sich nach Serravalle's Planen und Absichten, die sie nicht kannte, und versprach ihr, daß Federigo noch vor Anbruch der Nacht sich bey ihr einfinden sollte.

Federigo, ein großer, ansehnlicher, von der Sonne braun gebrannter, kraftvoller, junger Mann von 25 Jahren, trat mit einem Billet des Senators bey ihr ein. Sein schwarzes Auge sprühte Feuer; Muth und Entschlossenheit, auch das schwerste zu unternehmen und auszuführen, lagen auf seinem ganzen Gesichte verbreitet. Son al di Lei servizio, Signora Padrona. redete er unsere Schweizerinn an. Vs. S. Illustrissima mi commandi, sara servita. Cognosco il mio debito, son Veneziano. —

„Ich freue mich, lieber Freund, Euch in meine Dienste zu nehmen. Der Senator Chiaramonte hat mir viel Gutes von Euch erzählt. Seyd Ihr auch mit dem Gehalte zufrieden?"

Contentissimo, Signora Padrona. Mia famiglia è salvata. Mio fratello comprera qualche bene per poter ben elevar suoi fanciulli. Quant a me, son garzone e troverò sempre un buon servizio. Son ouest'uomo. Commandi qualch'altro?

„Für heute nicht. Mein Reisegesellschafter hat einen Bedienten, einen Spanier von Geburt, bey sich. Er ist ein braver Mann und treu wie Gold. Er spricht eure Muttersprache. Macht mit Lorenzo nähere Bekanntschaft, es wird Euch nicht gereuen."

Federigo war mit dem Empfang zufrieden. Seine Donna hatte ihn für sich eingenommen. Er liebte den Ernst, der auf ihrer Stirne gelagert war. Ihr großes Geschenk ließ ihn auf hohe Abkunft schliessen; die von Chiaramonte erhaltene Instruction bestimmte ihn, Leib und Leben für sie bey jeder Gelegenheit zu wagen und ein geheimes Etwas, das er sich nicht erklären konnte, zog ihn zu seiner Donna so gewaltig hin, daß er gleich jetzt mit allen Bravos Venedigs es aufgenommen hätte, wenn es ihr Wille gewesen wäre. Er suchte Lorenzo auf, fand ihn mißmuthig, kurz von Worten, stolz und dennoch höflich. Er wies ihm ein Zimmer neben

dem seinigen an und machte ihn mit der innern Einrichtung ihres Hauses bekannt, stellte ihn auch seinem Herrn Don Carlos vor, und äußerte sich gegen diesen, daß er für diesen Italiäner alle Achtung habe. Es sey nur Schade, daß er kein Spanier sey. Er würde sonst Brüderschaft mit ihm machen.

„Unter allen Völkern und Zungen giebt es Schurken und brave Leute. Lerne ihn erst näher kennen und findest Du ihn dann Deiner Freundschaft werth, dann binde ihn näher an Dein Herz.“

Am andern Morgen sagte Federigo zu Lorenzo: Freund, Schwermuth ruht auf Deiner Stirne. Was fehlt Dir? Du mußt Dich zerstreuen, Du mußt Venedig kennen lernen.

„Ich kenne es und wollte, ich hätte es nie kennen lernen.“

Hat Dich Jemand beleidigt?

„Wer dürfte das ungestraft wagen?“ indem er seinen Dolch zog.

Hast Du irgend einen Verlust gehabt? Bist Du bestohlen worden?

„Mich kann, mich darf Niemand bestehlen. Ich führe nur wenig Dinge von Werth bey mir; mein

Glück blüht in Spanien, und meines Herrn Eigenthum verwahre ich auf das sorgfältigste.“

Bist Du krank?

„Am Körper nicht, wie Du siehst, aber meine Seele leidet.“

Schenke mir Dein Zutrauen. Vielleicht kann ich Dir einen guten Rath geben.

„Es sey! Wenigstens kann meine Offenherzigkeit Niemandem schaden. Vor einigen Tagen gehe ich auf dem St. Marcusplatze noch spät spatzieren. Da landet eine Gondel, welche ein junger Mann von höchstens zwanzig Jahren führt. Eine Frau mit sechs Kindern, zwischen 2 und 10 Jahren, steigt aus, ein junges Mädchen von 16 bis 17 Jahren folgt ihr. Das war einmal ein froher Tag, sagte die Mutter zu den Kindern. Den verdanken wir dem guten Bruder. Ja wohl, der gute Oheim, stimmte eins der kleinen Mädchen ein, dem wird es auch noch recht wohl gehen. In vergangner Nacht hat mir geträumt, er wäre ein vornehmer, ein reicher Mann geworden und hätte eine schöne Frau geheyrathet und wir lebten bey ihm auf seiner Campagne und wären alle so glücklich. Ja, und du Giulia, auch Du hätteſt geheyrathet und verreiſteſt in einem großen Seeſchiffe, gröſſer noch als uns

ser Buccentauro, in ein fernes Land; da weinten wir alle bey Deiner Abreise.

Du bist nicht klug, erwiederte Giulia, wie kannst Du doch so dummes Zeug träumen! Nun, Du wirsts wohl noch erleben, sagte die Kleine. Mich dünkt, ich sehe Dich noch, wie Du Abschied nahmst.

Dies Familiengespräch interessirte mich. Alle waren zwar arm, aber sehr reinlich gekleidet und alle schienen mit ihrem Zustande sehr zufrieden. Ich folgte ihnen auf dem Fuße nach und merkte mir das Häuschen wohl, wo sie zu wohnen schienen. Des andern Tages machte ich mir ein Gewerbe dahin und erkundigte mich nach dieser Familie. Ich hörte, daß es eine Gondoliere-Familie wäre, daß der Vater bey einer Dame in Diensten stehe, ein Bruder zu der Dienerschaft des Senators Chiaramonte gehöre, und der jüngste um Lohn Waaren transportire. Eine unverheyrathete Schwester werde von den Brüdern ernährt, so wie die alten Eltern, welche auf dem Lande wohnten, und welche die Familie gestern besucht hätte. Ich suchte einen Vorwand, bey der Familie eingeführt zu werden, und that, als ob ich eines Gondoliere bedürfe. Die Familie strickte Netze. Alles hatte das Gepräge der Reinlichkeit, der Ordnung. Mein Mann, sagte sie, steht bey

einer Dame in Dienſten und wird gut belohnt. Sein Bruder Federigo dient einem vornehmen Herrn, und der jüngſte iſt nicht zu Hauſe. Man hieß mich niederſetzen. Eine blendende Schönheit war die Tante der Kinder, die ſich Giulia nannte. Ich war bezaubert von ihrem Anblick, ich konnte keine Worte finden und hätte doch ſo gern mit ihr geſprochen. In ihrem Anſchaun verlohren hörte ich nicht mehr, ſah ich nicht mehr, was um mich her vorgieng. Der junge Mann von geſtern war eingetreten. Ich hatte ihn nicht bemerkt. Er rüttelte mich am Arme und fragte bedeutend: Che cerca quì Vos Sria? Die Frage überraſchte mich; ich ſtammelte etwas, ich weiß ſelbſt nicht was. Er faßte mich hart an die Bruſt, zeigte mir mit der andern Hand die Thüre und rief: Marcia fuori! — fort mit dem Herrn!

Die Mutter, die Kinder, alle ſtanden auf, eilten zu dem jungen Manne, und das kleine Mädchen ſagte: Caro zio, quellò 'l Signor chi sposera nostra zia Giulia, lo stesso ch'io ho visto nel sogno. Lieber Onkel, dies iſt der Herr, der unſere Tante Julia heyrathen wird, der nämliche, den ich im Traum geſehen habe. Ich war wie vom Donner gerührt, der Arm des jungen Mannes er-

schlaffte, er starrte mich an, die Kinder schmeichelten mir, Giulia wandte ihr Gesicht abwärts.

„Wer sind Sie," fragte mich nun der junge Mann höflicher. „Was führt Sie in diese arme Hütte?"

„Neugierde, Theilnahme, etwas anderes vielleicht noch zog mich hieher. Ich habe gestern Abend ihr Gespräch belauscht, als sie aus der Gondel stiegen. Ich kam hieher, blos um eine solche Familie kennen zu lernen und vielleicht ihr wohlzuthun. Ich sah Ihre Schwester, und ich sehe, ich bin unglücklich."

„Herr, wer Sie auch seyn mögen, so hören Sie, auf krummen Wege schleicht man nicht in dieses Haus. Sie sind ein Ausländer, ein Spanier vermuthlich; reich, von Stande, alles, was Sie wollen — aber wir sind honnette Leute, brave Leute, und haben Protection. Versuchen Sie es, sich unserm Hause wieder auf funfzig Schritt zu nähern, so blase ich, ich Giuseppe Cantaro, Ihnen das Lebenslicht aus, so wahr Gott im Himmel lebt! Kommen Sie mir zuvor, so habe ich noch zwey Brüder und mehrere Cameraden, die mich rächen werden. Dann wandte er sich zu seiner Schwester:

Giulia guardati! È un Forestiere. Julie, hüthe Dich! Er iſt ein Ausländer.“

„Son innocente, son innocente, ich bin unſchuldig, ſchluchzte dieſe. Si, si, rief die Kleine, è innocente com' egli. Ja, ja, ſie iſt unſchuldig, wie er.

„Haben Sie die Güte mir zu folgen, ſagte er dann höflich und begleitete mich bis um die nächſte Ecke, drückte mir die Hand und ging weiter.“

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit hatte Federigo der ganzen Erzählung des Lorenzo zugehört, und es blieb ihm auch nicht der geringſte Zweifel, daß Lorenzo auf ſeine Familie geſtoßen war. Die kleine Luſtreiſe zu den alten Eltern, der Name Giuſeppe Cantaro, Giulia, die ſechs Kinder, alles ſtimmte auf das genaueſte. Der Traum ſeiner kleinen Nichte war ihm das auffallendſte. Sollte wohl das Schickſal dieſen Lorenzo zum Gatten deiner Schweſter beſtimmt haben? Es lohnt ſich wenigſtens der Mühe ihn zu prüfen, ob er ihrer, ob er unſer werth iſt. Vor einmal muß ſein Geheimniß auch das meinige bleiben. Er ging zum Beſuch bey der Familie ſeines Bruders Gianotto. Das Erſte, was man ihm erzählte, war die gehabte Avantüre mit dem Fremden. Kein Wort war anders,

als Lorenzo es erzählt hatte. Er schien wenig darauf zu geben und sagte zu Giulia: Sorella, guarda il tuo cuore! Schwester, bewahre dein Herz.

Ach! sie hatte es schon verlohren. Sie konnte nichts anders mehr denken, als Lorenzo.

Nur wenige Tage noch, da erhielten Lorenzo und Federigo den Befehl von ihrer Herrschaft, sich zur Abreise nach Florenz anzuschicken. Nur ein Brief werde noch erwartet. Serravalle hatte auch in Venedig nur wenig Theilnahme für sein Project gefunden. Die Republik wollte sich damit nicht befassen, und einzelne Privatmänner mißbilligten es sogar, nicht weil es unrecht sey, den Sohn wider den Vater zu empören, denn in der Politik sey alles recht und gut, was nütze, sondern weil der Prinz von Asturien ein Schwachkopf sey und nicht Kraft genug besitze, eine solche Rolle gut zu spielen. Er beschloß also, Florenz zu besuchen, und theilte der Donna Clara seinen Vorsatz mit, welche ihn dahin begleiten zu dürfen wünschte. —

So standen die Sachen in Venedig, als Giller durch einen Reisediener erfuhr: Clara Zuberbühler lebe in Venedig in dem Hause eines

Spaniers Serravalle und mache einen beträchtlichen Aufwand. „Was meinst Du, Matheo, fragte er diesen, willst Du nach Venedig reisen, und Serravalle spediren?“

Warum nicht? Ein Colpo, è tutto è fatto. Ein Stoß und alles ist geschehen.

„Aber Lorenzo.“

Den soll ein Anderer erdolchen.

„Was brauchst Du zur Reise?“

„Mille Zechini sono sufficientissimi. Tausend Ducaten sind mehr als hinreichend.“

Der Cassier Gillers mußte sie ihm am folgenden Tage auszahlen. Er erhielt Päße als Kaufmann zu St. Gallen und Empfehlungen an mehrere Venetianische Handelshäuser. Deutsch gekleidet, das Gesicht verstellt, die Augenlieder gefärbt, einen großen Backenbart, weite Beinkleider, steife Halskrause tragend und mit den besten Päßen versehen, ging er über Chur, durch das Veltlin, nach Brescia, Bergamo und Venedig. Er, der hier so gut bekannt war, hatte den Serravalle bald aufgefunden. Ihm beyzukommen hielt indessen schwerer als er wähnte. Lorenzo begleitete ihn überall. Er mußte sich Gehülfen suchen. Er machte Bekanntschaft mit dem Gondeliere der Donna Cla-

ra, Gianotto; dieſer führte ihn bey Federigo und Giuſeppe ein, und endlich rückte er mit ſeiner Abſicht näher. Lorenzo, erzählte er, hat meinen Bruder, der ihn betrunkner Weiſe ſchimpfte, erſtochen. Ich bin von der Familie beauftragt, ihn zu rächen und habe nicht Muth genug, es zu thun. Wollt Ihr 500 Zechinen verdienen? Gern, ſagte Federigo, wenn Lorenzo wirklich ſtrafbar iſt. Wer iſt dieſer Lorenzo? fragte er dann. „Er iſt ein Corſe von Geburt und Begleiter eines Spaniers, Namens Serravalle."

Wo hat er Deinen Bruder gemordet?

„In Turin."

Wie heißeſt Du?

„Vincenz Catani?"

Du ſollſt von mir hören. Ich liefere ihn Dir todt oder lebendig in die Hände. Wo beziehe ich den Lohn?

„Ich bezahle im voraus."

Deſto beſſer. Ich nehme das Geld und halte Wort.

Wer war froher, wer war glücklicher, als Mattheo. War nur erſt Lorenzo aus dem Wege, mit Serravalle hoffte er bald ſelbſt fertig zu werden.

Federigo hatte seinen Plan bald gemacht. Ist Lorenzo schuldig, so sterbe er. Ist der Turinese nur ein gemeiner Mörder, hat er mich belogen, dann falle er durch Lorenzo's eigne Hand. Er ging zum Senator Chiaramonte und erzählte den ihm gewordnen Auftrag, auch Lorenzo's Geschichte mit seiner Schwester.

„Uebereile Dich nicht, prüfe! Morde keinen Unschuldigen. Nur der Bube falle, den die Gerechtigkeit oft wegen seiner Gräuelthaten nicht erreichen kann.“ Er schlug die Listen der eingegangnen Fremden nach. „Kein Vincenz Catani von Turin ist einpassirt. Das ist eine Lüge.“ Er sah das Namensverzeichniß aller seit einem Jahre in Turin meuchelmörderisch Gefallnen nach; kein Catani fand sich darunter. In einem großen Buche waren alle Namen Turinesischer Familien verzeichnet und die Familie Catani war nicht darunter zu finden. „Er ist ein Betrüger. Frage Lorenzo, ob er je in Turin war, ob er Händel daselbst hatte. Beobachte den Fremden genau, ob er nicht etwa ein Venetianer ist. Nimm ihn mit in Gesellschaft, sprich Patois mit deinen Kameraden, führe ihn zu Mädchen; sieh, ob er sich verräth. Bringe ihn endlich Lorenzo unter Augen, und dann wirst

Du wahrnehmen, ob ſie ſich kennen. Statte mir Bericht ab.“

„Lorenzo, fragte Federigo am Abend bey einem Glaſe Eis, warſt Du auch ſchon in Turin?“

Niemals.

„Ich dächte doch, Du hätteſt mir von Turin, von der Superba, von Victor Amadeo, vom General Colli erzählt?

Das iſt nicht möglich. Wir ſind durch Frankreich, die Schweiz und Deutſchland nach Venedig gekommen. Willſt Du unſre Reiſepäſſe ſehen?

„Ich glaube Dir. Warum ſollte ich daran zweifeln. Haſt Du in Deinem Vaterlande Turiner gekannt?“

Niemals meines Wiſſens. Unſer Haus hielt keinen Umgang mit dem Geſandten von Turin.

„Kannteſt Du vielleicht Turiner in Paris?“

Schornſteinfeger und Schuhputzer in Menge aus Savoyen, aber keinen Turiner, ſo viel ich mich erinnere. Wie kommſt Du zu dieſen Fragen?

„Davon nachher. Haſt Du einen Vincenz Catani, oder ſonſt einen Catani gekannt?“ Er fixirte ihn ſcharf bey dieſer Frage.

Niemals.

Federigo ſtattete bey Chiaramonte Bericht ab und vernahm von dieſem, daß Serravalle niemals in Turin geweſen, daß der Fremde wahrſcheinlich ein Böſewicht ſey. Er ſuchte ihn auf und beredete ihn, mit ihm zu einer Kupplerinn zu gehen. „Das iſt mir recht, ſagte Matthéo. Ich liebe die Sprache der Venetianerinnen.“ Man ſang Conzonetti amoroſi. Matthéo ſtimmte ein; man führte Comödien von Gozzi und Goldoni aus dem Stegreif auf, Matthéo übernahm einige Rollen; man tanzte nach der Mandoline, Matthéo accompagnirte.

„Anima mia, bey Gott, ſagte Federigo zu ſich ſelbſt, der iſt ein Venetianer.“ Von allen Seiten trank man ihm zu. Er wurde endlich betrunken. Federigo durchſuchte ſeine Taſchen, fand drey Dolche, ein Stilet und zwey Terzerole bey ihm und ein Fläſchchen mit Aqua tofana. Seine Waffen gab er ihm wieder, das Fläſchchen zerbrach er.

Als Matthéo erwachte, befand er ſich unter Mädchenhänden. Er fand ſeine Waffen, ſein Geld, und bedauerte das zerbrochene Fläſchchen, bezahlte und ging in ſein Quartier.

Als Federigo nach Hause kam, fragte er Lorenzo: Bist Du dem Schiffermädchen etwa nachgeschlichen?

„Auf mein Gewissen, Nein!"

Hast Du keinen Versuch der Art gemacht?

„Nein, gewiß nicht."

Hast Du etwa eine Liebschaft hier?

„Wie könnt' ich eine andere lieben, seitdem ich Giulia gesehen habe?"

Man will Dich ermorden.

„Mich? Wer? Was hab' ich gethan? Ich kenne keinen Feind."

Man will Dich ermorden. Fünfhundert Zechinen sind für Dich geboten. Du mußt etwas werth seyn. Hast Du Herz? Willst Du Deinen Mörder kennen lernen, oder soll ich Deine Flucht begünstigen?"

„Ein Spanier flieht nie vor seinem Feinde. Lorenzo hat Waffen und hat sterben gelernt."

Wir gehn in Santa Maria zur Messe. Dort sollst Du Deinen Mörder kennen lernen, dort habe ich ihn hinbestellt.

Lorenzo kleidete sich schnell an und beyde gingen nach Santa Maria. Matthee war schon, laut getroffner Verabredung, im Chor. Als Bekannte grüßten sich er und Federigo. Eccolo!

ſagte dieſer zu Lorenzo. Dunkel erinnerte er ſich einzelner Züge dieſes Mannes, aber er erkannte ihn nicht.

Mattheo und Federigo gingen bey Seite. „Heute Abend, ſagte dieſer, ſieht er die Sterne zum letztenmale. Er iſt ganz in meiner Gewalt. Er geht mit mir, wohin ich will. Erſt trinken wir bey Cerichelli, dann werfe ich ihn in den Canal all' Aſino. Um 2 Uhr treffen wir uns bey Cerichelli.“ Dann ging er zu Lorenzo zurück. „Höre, ſagte er dieſem, es ſcheint mir, Du ſeyſt ein ehrlicher Kerl und er ein Schurke. Das Beſte iſt, Du machſt Deine Sache mit ihm allein aus. Ich mag die 500 Zechinen nicht verdienen. Wer von euch Beiden fällt, erhält ſie. Du biſt im Vortheil. Er glaubt, ich werde Dich ermorden. Du kannſt gegen ihn auf Deiner Huth ſeyn.“

Chiaramonte erhielt von allem ſchleunige Nachricht. Dieſer verkleidete ſich, nahm zwey ſeiner Braves mit ſich und ging zu Cerichelli. Die Geſellſchaft verſammelte ſich nach und nach. Lorenzo, Federigo, Matthéo erſchienen und nahmen Platz. Man ſpielte um eine Pinta nach der andern und trank.

Federigo stand auf. „Höre einmal Lorenzo, sagte er, daß alle Gäste es hörten, kennst Du denn wohl diesen Vicenzo Carani von Turin?

„Ich kenne ihn seit diesem Morgen, da Du mit ihm in Santa Maria sprachst?"

„Hast Du ihn früher nie gesehn?"

„Daß ich nicht wüßte."

„Hast Du nicht seinen Bruder ermordet?"

„Ich? Wo?"

„In Turin."

„Ich war niemals in Turin."

Chiaramonte und noch ein Paar Stimmen riefen: „Das ist nicht möglich! Wir wissen, Lorenzo war nie in Turin."

„Er wollte Dich unter diesem Vorwande morden lassen und bezahlte 500 Zechinen für Dein Leben, sagte Federigo ernst und laut."

Wie ein Pfeil mit Blitzes Schnelle sprang Lorenzo ihm an die Kehle, warf ihn nieder, kniete ihm auf den einen Arm, hielt den andern fest nieder, riß ihm Dolch und Terzerole aus dem Gürtel, warf sie weit weg, zog sein Stilet und sagte:

„Sieh Bube, ich könnte Dich ungestraft niederstoßen und Deine verfluchte Seele zur Hölle schicken, aber ich will es nicht thun. Ich habe kein Men-

ſchenblut an meinen Händen kleben, ich bin unſchuldig an Mord Deines Bruders. Amici, führt mich und ihn zum Richter. Meine Unſchuld muß klar werden, wie die Sonne am Himmel. Es muß kein Verdacht auf mir ſitzen bleiben. Ich bin ein Spanier, ich bin ein Edelmann, ich bin nicht, was ich ſcheine. Freundſchaft, Liebe, Dankbarkeit macht mich zum Begleiter meines Herren, der meinesgleichen iſt, wenn wir ins Vaterland zurückgekehrt ſind."

Mit nervichtem Arme ſchüttelte er dann den Entwaffneten und fragte noch einmal, wer biſt Du?

„Ich heiße Matthes. Wir ſahen uns nur einmal in Rorſchach."

O alle Teufel! Du biſt der Diener des ſchändlichen Giller. Nun ſehe ich ein, daß Du erſt mich, dann Serravalle morden wollteſt. Gelobt ſey die Santa Vergine, daß Dir Dein Anſchlag nicht gelang.

Chiaramonte gab einen Wink und die ganze Geſellſchaft begleitete ihn auf die Signoria. Raſch kleidete er ſich um, erſchien als Senator, verhörte die Zeugen, ließ Matthes unter die bleyernen Dächer bringen und zwey Tage nachher erdroſſeln und in den Canal werfen, Fiſche zu mäſten; eine

Urſach, warum viele Venetianer keine Karpfen eſſen. So endete Mattheo.

Du gefällſt mir Lorenzo, ſagte Federigo zu ihm. Du biſt herzhaft, entſchloſſen, groſsmüthig, Herr Deines Zorns, Herr Deiner Leidenſchaft, der ſchrecklichſten, die ich kenne. Es glüht, es brennt in Deinen Adern wie Höllenſtein, und dennoch haſt Du Wort gehalten, du haſt Giulia nicht wieder geſehen. Wiſſe denn, dieſe Giulia liebt Dich unausſprechlich, verzehrt um Deinetwillen in Schmerz, ſie iſt ſehr krank, ſie iſt meine Schweſter.

„Sangue di Dio! Santa Verzine! Io muoro di gioja, di dolore. Mia testa si rompe! Sarebbe possibile! Giulia tua sorella?" Um Gottes Willen! Heilige Jungfrau! Ich ſterbe vor Freude, vor Schmerz. Mein Kopf zerſpringt mir! Wäre es möglich! Julie deine Schweſter?

„Si, mia sorella. Vieni, visitarla." Komm, ſie zu beſuchen.

Sie gingen nicht, ſie liefen nicht, ſie flogen.

Mit blaſſen Wangen und roth geweinten Augen lag das ſchöne Mädchen auf einer Matratze hingegoſſen. Sie ſchrie laut auf, als Lorenzo und ihr Bruder eintraten. Ehrerbietig kniete Lorenzo bey ihr nieder, ſchlug das Kreuz, nahm dann ihre

Hand und küſte ſie. Mit mehr Ausdruck und Wärme hat nie ein Jüngling ſeine erſte Liebe erklärt, hat nie ein Mädchen ſie empfangen, hat nie ein Mahler ſie nachgebildet. Nur Maria mag ſo gefühlt haben, als der Engel Gabriel, oder Joſeph von Arimathia, vor ihr im Tempel ſtand, und ſagte: „Maria, du ſollſt einen Sohn gebären.“ Ihr Auge glühte, ihre Wangen färbten ſich, der Buſen wallte hoch auf, ſie lispelte: Ben venuto, mio Caro. Willkommen, mein Lieber. Die Kleinen ſprangen herbey, hiengen ſich an Lorenzo, wälzten ſich über die cara zia, erſtickten ſie faſt mit ihren Küſſen und Federigo erdrückte eine Zähre, die an ſeinen Wimpern hieng, er ſeufzte und dachte an ſeine Padrona la Signora Clara.

Die Brüder Gianotto und Giuſeppe wurden herbey gehohlt, das Verlobungsfeſt am gleichen Abend gefeyert, der Pater Confeſſore ſegnete ſie ein, weyhete die Ringe, ſchenkte beyden Amulete und Exvotos, theilte den Kindern Heiligen Bilder aus, ſprach ein Pater, aß und trank, wurde reichlich bezahlt und ſchlief ſein Räuſchchen aus.

Federigo bat um Erlaubniß, vor der Abreiſe von ſeinen alten Eltern Abſchied nehmen zu dürfen; Lorenzo und die ganze Familie begleiteten

ihn und wurde als künftiger Schwiegersohn vorgestellt. Lorenzo übergab ihnen eine ansehnliche Summe für seine Giulia, Federigo hatte die 500 Ducaten auch mitgebracht; ein Gütchen zu kaufen wurde beschlossen und dahin zu ziehen bis Federigo und Lorenzo von Rom zurückkehren würden. Die ganze Familie befand sich dadurch in Wohlstand versetzt und pries die Vorsehung, welche diesen Fremden herbey geführt hatte.

„Siehst Du wohl, Tante, sagte die kleine Ursula zur Giulia, siehst Du wohl, daß mein Traum eingetroffen ist. Auch Du Oheim Federigo wirst noch reich und glücklich werden. Dann denke auch an Deine Ursula.“ Federigo seufzte und schwieg. Die Familie kehrte zur Stadt zurück. Lorenzo erzählte dem Don Carlos, wie er hätte von Matheo sollen ermordet werden, wie Federigo ihn gerettet und wie er sich mit Federigo's Schwester verlobt habe. Serravalle schüttelte den Kopf und sagte blos: ancor un infelice amoroso. Uno sposo senza moglie. Noch ein unglücklicher Liebhaber. Ein Bräutigam ohne Frau.

Der Held unserer Zeit, Napoleon der Große, hatte sich bey einem Aufstande der Pariser gegen den Convent so sehr ausgezeichnet, hatte so vortreff-

liche Dispositionen zur plötzlichen Dämpfung deſſelben gemacht und ſeine mit Kartätſchen geladenen Kanonen hatten ſo nachdrücklich gewirkt und eine ſolche Niederlage unter dem Pariſer Pöbel angerichtet, daß ihm das Directorium ohne Bedenken das Kommando der Italiäniſchen Armee übertrug, während dem Jourdan und Moreau über den Rhein gehen, die vorliegenden teutſchen Fürſten erdrücken und den Krieg in das Herz von Oeſterreich ſpielen ſollten. Carnot hatte dieſen gewaltigen Plan entworfen, dieſe drey groſſen Feldherrn, obgleich Jourdan meiſtens unglücklich focht, ſollten ihn ausführen. Der Italiäniſchen Armee fehlte es an allem. Sie hatte nicht einmal die unentbehrlichſten Kleidungsſtücke; es fehlte ſogar an Schuhen. „Jenſeits der Gebirge, in dem fetten, reichen Piemont finden wir das Alles, ſagte Napoleon zu ſeiner Armee. Ein ſauter Tag, und wir haben alles in Ueberfluß.“ Er ſchlug die Piemonteſer und Oeſterreicher den 12ten April bey Montenotte, den 13ten bey Milleſimo, den 14ten bey Dego, paſſirt den 20ſten den Tanaro, ſchließt den 28ſten einen Waffenſtillſtand mit dem Könige von Sardinien, beſetzt Cera, Coni, Tortona und Aleſſandria, geht den 9ten May

bey Piacenza über den Po, gewinnt den 11ten die Schlacht bey Lodi und zieht den 14ten schon triumphirend in Mayland ein. Er setzt den 21sten May über den Mincio, erobert Verona und bald darauf Bologna, Urbino, Ferrara, besetzt Livorno, läßt alle dasige englische Güter confiscieren, bombardirt den 26sten Juli Mantua, schlägt Aues Dannowich bey Lonato, Wurmser bey Castiglione, Davidowitsch bey Roveredo, gewinnt den 7ten September das Treffen bey Bassano, den 15ten bey San Giorgio und endigt die Unterwerfung Italiens durch die dreytägige Schlacht bey Arcole, wo Massena, Augereau, Berthier, Lannes, Menard, Joubert sich mit Ruhm bedeckten.

Im Anfange des Jahres 1797 vermählte er seine Schwester Pauline mit dem Divis. General Leclerc, schlug Alvinzi bey Rivoli, Wurmser bey Mantua, nahm den Feldmarschall Provera mit seinem ganzen Corps gefangen, Mantua durch Capitulation, besetzt Faenza, Ankona, Loretto und Tolentino, schließt hier mit Pius VI. Frieden, erhält eine Verstärkung durch Bernadotte, liefert dem Erzherzog Karl ein Treffen am Tagliamente, bemächtigt

ſich der Städte Gradiska, Görz, Trieſt, Clagenfurt und Grätz und ſchließt endlich den 18ten April auf dem Schloſſe Eckenwalde bey Leoben mit Oeſterreich einen Präliminar-Frieden, worauf er ein Manifeſt gegen Venedig ergehen läßt, eine Liguriſche und eine Cisalpiniſche Republik kreirt, und ſchließt endlich zu Campo formio bey Udine einen Definitiv-Frieden mit dem Gr. v. Cobenzl, der dem Hauſe Oeſterreich eine unheilbare Wunde zufügte. —

Serravalle freuete ſich über dieſe Fortſchritte des jungen Helden aus Corſica; aber in Venedig zitterten die Ariſtocraten. Sie wußten nicht, welche Parthie ſie ergreifen ſollten. Sie fühlten nur allzuſehr, wie viel ſie von ihrer ehemaligen Macht, ihrer Größe, und ihren Tugend verlohren hatten. Ihr Schatz war leer; ihre Flotte unbedeutend; ihre Landmacht ohne Feldherren, ohne Uebung, ohne Disciplin. Die ganze Volksmaſſe taugte wenig, die Nobili gar nichts. Sie hatten ſich rühmlich gegen Genua, gegen die Türken geſchlagen, und das vereinigte Heer von Frankreich, Oeſterreich und dem Pabſte hatte ſie nicht erſchreckt. Jetzt gaben ſie alles verlohren und ſuchten nur noch

Rettung in der strengsten Neutralität, welche sie beyden kriegführenden Mächten zusicherten.

Als Napoleon als Sieger in Mayland eingezogen war, hielt es Serravalle für das Beste, nach Florenz zu gehen und dort Benedetto's Ankunft aus Rom zu erwarten, wo dieser bereits eingetroffen war. Seine Freunde in Spanien waren durch den Oesterreichischen Gesandten nicht compromittirt worden. Man hatte seine in Wien gethanen Vorschläge als die unreife Frucht eines politischen Schwärmers angesehen, den die Pariser Patrioten angesteckt hätten. Er war bey Hofe gleichsam vergessen.

Er und sein Lorenzo, Donna Clara, ihr Federigo und Brigitta, la Modestina, wie sie im Hause hieß, traten ihre Reise von Venedig über Bologna nach Florenz an und freueten sich, diese Stadt kennen zu lernen, welcher die Italiäner mit Recht den Beynamen la Superba gegeben haben und wo das reinste Italiänisch gesprochen wird. Lorenzo und Federigo sprachen von ihren Lieben in Venedig, Serravalle von seiner Minna, Clara von ihrer Rache, die sie an Giller nehmen wolle und Brigitta sprach mit der kleinen Belline, dem Schooßhündchen ihs

rer Dame. Federigo behandelte die Donna Clara mit einer Achtung und Delicateſſe, die ſie oft in Erſtaunen ſetzte. Er wachte des Nachts vor ihrem Zimmer, wenn ſie ſchlief, er litt nicht, daß jemand Anderes ſie bediente, als er oder Brigitta; er kam allen ihren Wünſchen zuvor; er ſtudirte recht darauf, ihr etwas Angenehmes erweiſen zu können, und bey allen dieſen Aeuſſerungen der treuſten, aufrichtigſten Liebe und Anhänglichkeit blieb er ſtets in den Schranken der Beſcheidenheit und der tiefſten Ehrfurcht. Er ſetzte ſich nie in ihrer Gegenwart, er näherte ſich ihr nie, oder ſie hatte ihm Befehle zu geben, er ſprach nie anders, als leiſe, wenn er ihr antworten muſte, weil er bemerkt hatte, daß ſie das Stille liebe. Sie hatte bald keine Worte mehr nöthig, um mit ihm zu ſprechen; ein Blick, ein Wink, eine Miene genügte, um verſtanden, um bedient zu ſeyn. „Welch ein Menſch! ſagte ſie oft zur Brigitta, ich glaube, er iſt allwiſſend, er kann wenigſtens hexen.“

Eines Tages fragte ſie ihn: „Federigo, haſt Du denn auch etwas gelernt? Kannſt Du leſen, ſchreiben?“

So ziemlich.

„Bringe mir doch etwas von Deiner Hand.“

Er zog einen Brief aus der Tasche, den er an seinen Vater geschrieben hatte.

„Darf ich das lesen?" fragte sie ihn.

Warum nicht? Es sind die Ergießungen eines kindlich liebenden Herzens an einen alten Vater, den ich vielleicht nicht wieder sehen werde; denn er ist 73 Jahr alt.

Sie las den Brief einmal, und noch einmal, und zum drittenmale. Welch ein edler Styl, welche erhabene Gesinnungen, welche Uneigennützigkeit, welche Grundsätze! Und das alles bey einem Manne aus der dienenden Klasse!

„Hast Du denn das selbst geschrieben? concipirt meine ich."

Ich werde mir doch nicht dictiren lassen, wenn ich an meinen Vater schreibe?

„Spielst Du ein Instrument, singst Du?"

Ich spiele die Guitarre und die Violine und singe ein wenig; aber ich bin kein Sänger.

„Willst Du wohl eine Probe machen?" indem sie ihm ihre Guitarre darreichte.

Er stimmte, griff dann mit seltener Gewandheit in die Saiten und sang dann: Non dubitare, bel Idol mio, sarò fedele, constante ognor.

„Laß es gut seyn, lieber Federigo, Dein Gesang rührt, erschüttert mich. Ach! ein Böswicht sang mir — es ist noch nicht lange her — auch das sedele, constante ognor, aber er hat mich schändlich betrogen.“

La vendicherò io, Signora. State tranquilla. Ich werde Sie rächen. Beruhigen Sie sich.

„Ja, Du sollst mich rächen, Federigo. Nur noch eine kleine Zeit Geduld. Ich will, Du sollst mich rächen.

Hast Du sonst noch etwas gelernt?“

Ich verstehe die Gondel zu leiten, Fische zu fangen, Wildpret zu schießen; ich kann tanzen, reiten, fechten und verfehle meinen Mann auf 30 Schritt mit meinem Messer nie. Sonst habe ich nichts gelernt.

„Das ist mehr, als mancher König kann. Dein Vater ist ein Landmann; wie, wo hast Du dies alles gelernt?“

Mein Vater war nicht immer auf dem Lande. Erzogen hat mich Montechiaro. Er war mein zweyter Vater.

Bestimmtes dachte sich Clara bey allen diesen Fragen noch nichts; aber doch flog ihr der Gedanke durch den Kopf: wie, wenn Du diesen Sohn der

Natur an Dich fesseln könntest durch Bande der Liebe? Kannst Du ihn wohl lieben? Wenn ein Mädchen sich erst diese Frage aufwirft, dann hat auch die Liebe schon Wurzel gefaßt in ihrem Herzen.

Federigo wurde für heute entlassen und erhielt ein Geschenk für seinen Vater.

Serravalle besuchte in Gesellschaft der Donna Clara die Bibliotheken, die Gemälde- und Antiken-Sammlungen des Großherzogs und der Florentinischen Großen. Bey dem Anblick der Statue Cosmus des Großen auf dem Platze vor dem Schlosse Pitti, rief er aus: „O Götter, nur einen solchen Mann schenket meinem geliebten Vaterlande!" Clara wurde hier wieder heiter; sie fand viele Teutsche und Italiäner mit teutschen Sitten. Sie sammelte Antiken, Camäen, Hetrurische Vasen und kaufte einige Gemälde aus der Toscanischen Schule. Serravalle wurde bey Hofe mit der seinem Stande gebührenden Achtung zwar empfangen; allein der Minister Manfredini kam ihm zuvor, indem er ihm sagte: Unser Hof ist schon von Wien aus von Ihren Plänen unterrichtet. Der Großherzog denkt zwar anders, als sein erlauchter Bruder; allein sein Einfluß in der gegenwärtigen Krisis ist zu unbedeutend, seine ganze Lage zu pre-

cair und gefährlich, als daß er sich in die Angelegenheiten einer auswärtigen Nation mischen könnte. Ueberhaupt sind solche Regierungs-Veränderungen äußerst bedenklich und in unseren stürmischen Revolutionszeiten sehr gefährlich. Solche Neuerungen führen oft Begebenheiten herbey, die man sich nicht hätte träumen lassen. Wer hätte je geglaubt, daß die Franzosen ohne König fertig werden könnten? Wer je geglaubt, daß sie der vereinigten Macht von beynahe ganz Europa widerstehen würden, und noch dazu einen bürgerlichen Krieg führen könnten? Große Staaten müssen nach andern Grundsätzen beherrscht werden, als ein kleiner, oder als eine Familie. Mißbräuche aller Art werden sich immer und ewig, auch bey den bestmöglichst eingerichteten Staaten, wo die gesetzgebende und die vollziehende Macht noch so vorsichtig von einander geschieden sind, einschleichen; denn Vollkommnes ist nicht auf Erden zu finden. Ihr Herren Philosophen mit warmen Herzen habt zwar Volksglück stets vor Augen, Volksglück zu eurem Ziele. Wißt ihr denn aber auch, was ihr damit eigentlich haben wollt? Gebt dem Volke Sitten durch Erziehung, gebt ihm Gelegenheit zur Beschäftigung, verhüthet, daß nicht einige Bürger zu reich, andere zu arm werden, straft

nur selten und immer mit Weisheit und Milde, wenn ihr müßt, so werdet ihr ein glückliches Volk beherrschen, die Junta, die Cortes, oder der Conseil des Königs mag Gesetzgeber seyn. Erzieht eure Prinzen durch die weisesten und rechtschaffensten Männer des Landes zu künftigen Regenten; laßt sie von unten auf Aemter im Staate bekleiden; laßt sie gehorchen lernen, und sie werden einstens die Kunst zu herrschen verstehen. Was machte Friedrich den Einzigen zum Soldaten, zum Finanzier, zum Staatsmann, zum weisen Gesetzgeber, zum Philosophen? Die Härte seines Vaters, da er im zehnten Jahre schon exerciren und Schildwacht stehen mußte; die Härte seines Vaters, da er ihn als Referendair und Beysitzer der Kammer von Cüstrin arbeiten ließ; der Umgang mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit und der Briefwechsel, den er mit ihnen unterhielt, während seines Aufenthalts in Rheinsberg; seine Reisen in die Provinzen seines Reichs, wo er die Gebrechen des Volks kennen lernte; die arbeitsamen, patriotisch gesinnten, genügsamen, ächtaltteutschen Männer, mit denen er sich umringte; die Schule der Leiden, welche er durchlaufen, die Riesen, welche er bekämpfen mußte. Erzieht euch gute Regenten, so werdet ihr gute Regenten haben.

Können Sie sich wohl überzeugt halten, daß Ihr Vaterland unter der Regierung des schwachen, unerfahrnen Sohnes glücklicher seyn wird, als jetzt, da es der Principe della Pace beherrscht? Jener wird seine Creaturen, die ihm schmeicheln, bereichern, wie dieser. Helfen Sie das Unglück einer Revolution, eines bürgerlichen Krieges, nicht über Ihr Vaterland bringen, Serravalle, ich bitte Sie.

Serravalle konnte sich nicht verhehlen, daß viel Wahres in dieser von Manfredini erhaltnen Lehre enthalten war; er hatte indessen einmal dem Vorurtheile, es werde unter der Regierung des Sohnes besser seyn, zu viel Gewalt über seinen Verstand eingeräumt, er glaubte, auch ohne Mitwirkung der befreundeten Höfe müsse diese entscheidende Katastrophe dennoch herbey geführt werden. Er war neugierig zu vernehmen, was Benedetto in Neapel und Rom ausgerichtet haben werde. Ehe wir indessen mit ihm Florenz verlassen, müssen wir noch eines kleinen Abentheuers erwähnen, das unsere Brigitta bestand, und das sie um ein Haar von ihrer Donna Clara getrennt hätte.

Jungfer Brigitta war ein in der Einfalt des Herzens erzogenes gutes Mädchen, die Tochter eines

Landpfarrers in Toggenburg, Namens Grob. Bis in das dreyßigste Jahr ihres Alters hatte sie im Hause ihres Vaters gekocht, gestrickt, genäht, gestickt, den Bauern Putz und ihren eignen besorgt, bey Tische vorgeschnitten, gewaschen, geplättet, Obst gedörrt und Most gepreßt, kurz, alle wirthschaftliche Angelegenheiten des Hauses besorgt. Sie sang Davids, oder vielmehr Lobwassers Psalmen recht gut, konnte den Zürcher Katechismus mit allen Beweisstellen an den Fingern hersagen, und war eine gute Vorleserinn, in welcher Kunst sie der alte Vater geübt hatte. Weiter wußte sie in der Gottes Welt nichts. Der Vater hatte sie nur ein Paar mal mit nach Zürich und Constanz genommen. Sie kannte die Welt, und die Welt sie nicht. In ihrem Dorfe wohnte kein Edelmann, kein Gutsbesitzer, kein Kaufmann. Es lag zu sehr abgesondert, im Gebirge, und die Einkünfte waren so geringe, daß er nicht Schätze sammeln konnte, nur dürftig mit seiner Familie zu leben hatte. Er starb; die Mutter war schon früher vorangegangen, wohin Brigitta zu folgen hoffte. Sie kannte die Liebe nicht. Die Dorfjungen wagten es nicht, ihr Auge aufzuheben bis zu ihr. Der Cantor, oder Schulmeister, war verheyrathet und ein bejahrter Mann. Mit wem hätte

ſie wohl glimmern ſollen? „Der Heiland und die Bibel ſind mein Schatz", antwortete ſie dem alten Vater, wenn er zuweilen den Wunſch hatte, ſie verſorgt zu ſehen. Der Vater ſtarb an einer Verkältung, die er ſich im Gebirge zugezogen hatte, ein anderer Prediger bekam die Pfarrey, Brigitta mußte das Haus räumen. Sie zog nach St. Gallen, weil ſie glaubte, ſich hier mit Sticken und Nähen am leichteſten nähren zu können. Der Zufall wollte, daß Clara ein Kammermädchen, die zugleich eine Art Haushälterinn vorſtellen könnte, ſuchte; eine Freundinn empfahl ihr die Brigitta; ſie nahm ſie in Dienſte und war ſehr zufrieden mit ihr.

Bis zur Zeit ihres Aufenthalts in Florenz hatte ſie auch nicht die geringſte Anfechtung weder vom Teufel, noch von der Liebe gehabt, welche ſich ſonſt gern geſellen und oft einen gewaltigen Spuk im Kopfe und Herzen der alten Jungfern zu machen pflegen. Man denke, Jungfer Brigitta war nun zwey und dreyßig Jahr alt. Sie war ziemlich gut gewachſen, hatte mehr Embonpoint, als nöthig war, eine weiche, weiße Haut, eine hübſche Hand, ein ſchönes Gebiß, aber einen groſſen Fuß, ein mit Haaren und Warzen beſetztes Geſicht, eine breite

Naſe, einen groſsen Mund und ein kleines Auge. So etwas konnte nun einem Schönheitskenner freylich nicht behagen. Es ging denn aber doch bey ihr nach dem Sprichwort: Ein jedes Töpfchen findet ſein Deckelchen.

Serravalle hatte, der ſchönen Ausſicht und Lage wegen, ſeine Wohnung bey einem Teutſchen Maler gewählt, der ſich hier niedergelaſſen und verheyrathet hatte. Auſser der Familie und den Domeſtiken des Malers wohnte noch ein junger Teutſcher Kavalier im Hauſe, der hierher geſchickt worden war, einzig, um die Italiäniſche Sprache zu erlernen. Er hielt ſich einen Sprachmeiſter, ſtudirte fleiſsig und ging ſehr ſelten aus.

Die Domeſtiken des Hauſes waren Italiäner, ſo wie die Gattinn des Malers; dieſer war bald auſser dem Hauſe, bald in ſeiner Werkſtatt beſchäftigt und ſah ihn allenfalls nur bey Tiſche; Serravalle und Clara ſchwärmten in höhern Zirkeln herum, oder beſahen die Merkwürdigkeiten von Florenz; Lorenzo und Federigo begleiteten die Herrſchaft überall, hatten viel Kunſtſinn und lernten bald Meiſterſtücke von Stümperarbeiten unterſcheiden. Es blieb alſo unſerm deutſchen Landsmanne zur Unterhaltung in ſeiner Mutterſprache

nichts übrig, als Jungfer Brigitta. Ach, wie fand er ſich ſo ſelig, wenn er ihr, ohne erſt Worte zu ſuchen, von ſeinem Vater, ſeiner Mutter, ſeinen Geſchwiſtern und ſeinem ſchönen Ritterſitze in Mähren erzählen konnte; wie war ſie ſo glücklich, der das Italiäniſche gar nicht in den Kopf wollte, ihm von Toggenburg und Zürich und dem ſchönen Bodenſee und ihrer Wirthſchaft erzählen zu können. Sie fanden ſich daher öfters in der im Garten befindlichen Akazienlaube, er mit einem Buche, ſie mit einem Strickkörbchen und der Belline ein und hatten ſich immer etwas Neues zu erzählen, wenn es auch ſchon zehnmal da geweſen war. Er war zwey und zwanzig Jahre alt, lebte noch in ſeiner Unſchuld und ſtudirte nun eben ſo unſchuldig den Petrarca, den Sänger der Liebe, den ihm ſein unvernünftiger Sprachmeiſter in die Hände gegeben hatte. Brigitta wurde bald ſeine Laura. Er vermißte zwar gli occhi da fuoco, il fronte, le labra, la bocca; aber i denti, il petto, la mano waren da. Ah che beltà! rief er freudig aus. O quante bellezze insieme, son radunate nel mio Bene!

Er wagte es nach und nach, ihre Hand zu berühren, den Finger zu drücken, den Arm mit den

Augen zu messen. Er stieg hinauf bis zu dem Jnnenischen Busen, sah das Heben und Beben und Leben desselben, verlor sich im Anschaun dieses Meisterwerks der Gottheit, sank zu ihren Füßen nieder und brachte endlich ächt Petrarkisch die zwey Worte heraus: „Vi adoro! Ich bete Euch an.“

„Was machen Sie, mein lieber Baron? sagte sie, ihren Arm um ihn schlingend, stehen Sie auf. Ich bin ein Mensch, wie Sie. Du sollst nur Gott anbeten und ihm allein dienen, sagt die Schrift.“

Er hatte seinen Arm um ihren Nacken geschlagen, sie drückte ihn an ihr weiches Herz, er hatte nicht die Kraft, zu küssen, sie wußte nicht, wie man küssen müsse, sie schieden, ohne sich geküßt zu haben; aber der Bund der Liebe war geschworen. Brigitta war ganz umgeändert. Clara, so sehr sie auch mit sich selbst beschäftigt war, bemerkte bald, daß Brigitta nicht mehr die vorige war. Sie kleidete sich mit mehr Sorgfalt, sie stand längere Zeit vor dem Spiegel, sie wusch sich mit wohlriechenden Wassern, sie war zerstreut, hatte zuweilen kleine Geistesabwesenheiten, vergaß die wichtigsten Bestellungen, sang fleißig Psalmen und hielt sich fast immer nur im Garten und in der Akazienlaube auf. Sie theilte ihre Beobachtungen ihrem Federige

mit, und dieser hatte es denn bald heraus, daß der junge Edelmann und Brigitta ein Liebesromänchen spielten. Serravalle nahm es auf sich, jenen, Clara aber diese zu sich selbst zurückzuführen. Bey der frommen Brigitta hielt es nicht schwer, sie auf das Ungereimte eines solchen Liebeshandels aufmerksam zu machen, da der Vater des jungen Barons nur aufhören dürfe, ihm Geld zu schicken, der Maler, ihm Wohnung und Tisch zu geben, so würde ihm das Liebesfieber bald vergehen und er doch wohl nicht als Bettler mit ihr herumlaufen wollen; aber der junge Hasenfuß sprach von Entsagung auf alle Ansprüche, die ihm die Geburt gegeben hätte, von Holzhauen und Taglöhnern, von Auswandern nach Astrachan, der Krimm, oder Amerika, wollte endlich sogar lieber sterben, als sich seine Brigitta entreißen lassen, kurz, wollte keinen vernünftigen Vorstellungen Raum geben. „Nun gut, sagte Serravalle, schreiben Sie Ihrem Herrn Vater, willigt der ein, und können Sie Brigitten ernähren, so will ich mich Ihrer vermeintlichen Glückseligkeit nicht widersetzen; Brigitta ist wirklich ein gutes Mädchen."

„Sagen Sie, ein Engel. Es giebt ihres Gleichen nicht auf Erden! Sie ist die wiedererstandene

Laura, Laura's Geist wohnt in ihr; nur weniger grausam und spröde ist sie, als jene. Ich will meinem Vater schreiben; erfüllt er meinen heissesten Wunsch nicht und will Brigitta nicht mit mir entfliehen, so sterbe ich" — „oder werden ein zweyter Petrarca," unterbrach ihn Serravalle.

Ganz insgeheim wurde nun Anstalt zur Abreise nach Rom gemacht. Brigitta fügte sich und schrieb dem verliebten Ritter, um doch etwas zu thun, ein zärtliches Adio, das er des Morgens beym Erwachen von der Gattinn des Malers erhielt. Er fluchte, wüthete, wollte nachreisen, wollte sich todtschiessen, sich in den Arno stürzen, ins Kloster gehen, und that am Ende von allem dem nichts, sondern kratzte in alle Wände seines Zimmers die Worte: l'ingrata Brigitta! Die undankbare Brigitta.

Die Vetturini förderten Serravalle und seine Gesellschaft schnell nach Rom. Hier fand er seinen geliebten Abt Benedetto von Salamanca, der in Neapel und Rom ein geneigteres Ohr gefunden hatte, als er in Wien, Venedig und Florenz. Das Resultat davon werden wir weiter unten unsern Lesern in nuce vorlegen, jetzt haben wir wichtigere, den Helden unserer Geschichte persönlich angehende Begebenheiten mitzutheilen.

Die Engländer unterbrachen die unmittelbare Correspondenz der Spanier mit Italien. Unsere reisenden Politiker konnten von dorther wenige Nachrichten erhalten und dahin geben. Empfindlicher noch war ihnen die erschwerte Correspondenz nach der Schweiz, woran die Französischen Armeen sie hinderten. Seit einigen Monaten wußten sie gar nicht, was dort vorging, wußten nicht, was Giller beym Ausbleiben seines Matthco für Maaßregeln ergriffen hatte, wußten nicht, wie er seine Gattinn jetzt behandele, wie sie, wie die Müllersche Familie lebe. Man beschloß also, den Federigo nach St. Gallen, den Lorenzo nach Madrid zu senden, um Nachrichten von der Lage der Dinge einzuziehen.

Serravalle miethete sich ein Paar Römer, Transtiberianer, zu seinem Schutze, Federigo versprach, seinen Bruder Giuseppe der Donna Clara zu senden. Mit Geld und Wechseln versehen, traten die Freunde ihre Reise über Loretto und Ancona nach Venedig an, besuchten dort ihre Lieben, verweilten nur einige Tage, durchliefen die Lombardey und trennten sich in Genua. Hier schiffte sich Lorenzo ein und ging nach Barcellona; Federigo überstieg die

Boccheta und nahm seinen Weg über Turin und den Bernardin nach der westlichen Schweiz und endlich nach St. Gallen. Er hatte den ausdrücklichen Befehl von seiner Donna, dem Giller kein Haar zu krümmen; nur sollte er sich nach dessen Familien-Verhältnissen auf das genaueste erkundigen, sollte ihre Besitzungen in Augenschein nehmen, dem Haushofmeister Stettler in Lindau den allmählichen Verkauf ihrer liegenden Gründe empfehlen und sich als ein Freund des Serravalle im Müllerschen Hause produciren. Lorenzos Aufträge waren blos politisch und gienaen blos dahin, Serravalles und Benedettos Freunde über die Gesinnungen der Italiänischen Höfe in Ansehung Spaniens zu belehren und sich zu unterrichten, wie weit der Plan zu der Entthronung des alten Königs gediehen sey.

Wind und Wetter begünstigten unseren Lorenzo so sehr, daß er mit dem gewöhnlichen Packetboot die Reise von Genua nach Barcellona in fünf Tagen vollendete, und in der neuen Fonda del gran Commercio einkehrte, um ein Paar Tage auszuruhen. Ein Kaper von Algier hätte ihn beynahe erwischt, wenn nicht ein Windstoß und die nahe Spanische Küste den Kaper an der Verfol-

gung des Packetboots gehindert hätten. Barcelona zählte damals 126000 Einwohner und war in einem sehr blühenden Zustande, wie sich denn überhaupt die Catalonier durch ihre außerordentliche Thätigkeit vor andern Spaniern auszeichnen. Die ganze Provinz gleicht einem blühenden Garten. Waizen, Roggen, Gerste, Mais wird fast überall, Flachs, Hanf und Reis hie und da gebaut. Der Weinstock und der Olivenbaum, die Mandel, die große Haselnuß, die Orange und Citrone, die Feige, das Johannisbrodt, der Apfel, die Wallnuß, die Kastanie, die Myrthe, der Korkbaum, sind hier zu Hause.

In dieser schönen Provinz hatten die Spanischen Patrioten eine Menge Anhänger. Sie sind von Natur rauh, barsch und heftig, voll hohen Stolzes und kräftigen Selbstgefühls, arbeitsam, thätig, muthvoll, tapfer, kühn, von Freyheitsgeist beseelt, und niemals haben sie ihren Nacken freywillig unter fremdes Joch gebeugt. Ewig streben sie nach Unabhängigkeit, opfern aber auch alles auf für eine Regierung, die ihr Zutrauen erworben hat. Sie sind unversöhnliche Feinde, wenn ihre Rache einmal gereizt worden ist, dagegen aber auch die treusten Freunde. Er braust leicht auf, er tobt, er lärmt,

aber unter dieſer rauhen Hülle verbirgt er ein edles Herz. Der Katalonier liebt ſeine Provinz, ſeine Religion, ſeine Gebräuche; kirchliche Ceremonieen, Feſte, Bälle, lärmende Fröhlichkeit ſind ſein Element, nur Stiergefechte ſind nicht nach ſeinem Geſchmack. Kurz, in ihm vereinigen ſich Kraft mit Einſicht, Arbeitſamkeit mit Lebensluſt, Leidenſchaftlichkeit mit Güte, und die gröſte Barſchheit mit vieler Herzlichkeit. Konnte man dieſes Volk für die Regeneration Spaniens gewinnen, ſo war die Sache ſo gut als gemacht. Nichts ſtand auch hier im Wege, als ihr unauslöſchlicher Haß gegen die Caſtilianer.

Lorenzo hatte Zutritt in den Tertullias der Groſen, er beſuchte das Schauſpielhaus, das ſchönſte in ganz Spanien, die Bälle, der Wein- und Coffeehäuſer, die Muralla de Mar, Saria, und andere Volksverſammlungen, und überall nahm er zu ſeiner Freude Mißvergnügen über die Maaßregeln des Principe della Pace wahr, der von der Regierung entfernt werden müſte. Er durchſtreifte die reiche Provinz Valencia, fand hier ein fröliches, vergnügungsſüchtiges Völkchen, von Leichtſinn, Unzuverläſigkeit, Veränderlichkeit und Fanatismus zuſammengebacken, kurz, unem-

pfänglich für Serravalles Plan. Er ließ ſich den Alicante von Torrente ſchmecken, gab Briefe an den Herzog von Montforte ab, beſuchte die Huerta de Alicanta, wo er, wie im Toscaniſchen, die Weinſtöcke, Pomeranzen-, Citronen-, Feigen-, Mandeln-, Aprikoſen-, Kirſchen-, Pflaumen-, Granaten-, Maulbeer- und Pfirſich-Bäume in der ſchönſten Miſchung ſah, während die dazwiſchen liegenden Felder mit Mais und Waizen, Gartengewächſen und Hülſenfrüchten und Futtergräſern auf das mannigfaltigſte angebaut waren, wo alle Schönheiten des Valencianiſchen Himmels, alle Reichthümer des Valencianiſchen Ackerbaus vereinigt ſind, wo ſich der Reiſende in ein Elyſium gezaubert wähnt, und wo alles das höchſte und ſeligſte Lebensgefühl weckt, wurde von dem Marquis de Jura Real, einem Anverwandten des Serravalle, freundſchaftlich aufgenommen, verlohr beym Spiel mit den Damen ſeine Piaſter und genoß ſein jetziges umherſchweifendes Leben auf der Alameda, der ſchönſten Promenade in Europa.

Dieſer Spaziergang befindet ſich außerhalb der Stadt am linken Ufer des Turia und iſt 1800 Schritte lang. Die herrlichſten Platanen-, Orangen-, Citronen-Bäume ſind hier mit Ulmen, Pappeln

und einer Menge der seltensten südamerikanischen Bäume vermischt. Sie bilden mehrere Alleen, worunter die mittelste mit Marmorbänken versehen ist, auch bey trocknem Wetter täglich besprengt wird. Eine Menge kleiner, blumichter Canäle und höchst reizender Aussichten tragen ebenfalls zur Schönheit dieser wirklich prächtigen Promenade bey. Man kann hier selbst im Monat December unter dem grünenden Schatten des Frühlings wandeln. Der Graf Carlet und der Marquis de la Romana nahmen ihn zu einer Procession mit, welche dem Heiligen Vincenz zu Ehren gehalten wurde. Man preßte, man drängte sich, man knüpfte Intriquen an und brachte sie mit zärtlicher Eile zu Ende. Niemand geniirte sich, jedermann sündigte auf dieselbe Manier. Nie wurden so viele Freyheiten erlaubt, nie so viele Opfer auf dem Altar der Liebe gebracht, als hier; Lorenzo nahm jedoch keinen Antheil daran. An diesem Abend vergaßen die Grandes ihr blaues, der alte Adel sein rothes und der neuere sein gelbes Blut.

Einige Freunde Serravalles gaben ihm Empfehlungen nach Murcia mit, die ihm aber bey einem so indolenten und trägen Volke wenig hoffen ließen, denn hat der Murcianer einmal sei-

nen Cigaro angebrannt, so kann die Welt untergehen, er rührt sich nicht.

Kein Murcianer verläßt seine Provinz, er nimmt weder Hof- noch Kriegsdienste, er studirt nicht, er widmet sich weder der Kunst noch der Literatur, er thut gar nichts. Monninos, oder der Graf Florida Blanca, ist der einzige Murcianer, der seinem Vaterlande Ehre gemacht hat.

Lorenzo eilte, daß er nach Granada kam und von da über Cadir, Sevilla, Cordova und Badajoz nach Madrid zu gehen. So wenig er auch Gourmand und Trinker war, so ließ er sich doch auf dieser Reise den Malaga, den Xerez, den Rota, Montella, Guindas, Tierno, Moscatel und Pedro Ximenes schmecken. Die windbeuteligen und prahlsüchtigen Andalusier schienen ihm zwar nicht geeignet, viel auf die gewünschte Regierungsveränderung wirken zu können, indessen ihr wilder Karakter, ihr Trotz, ihre Unverschämtheit, ihre Geschmeidigkeit, ihre Majos und Majas waren zu benutzen. Die Majas sind die bezaubernsten Geschöpfe, welche man sehen kann; nichts geht über die Schönheit, die Grazie und die Lebhaftigkeit der Andalusischen Weiber, die reizendsten Europäerinnen hat

Granada und Malaga. In Granada bewunderte er den alten Maurischen Pallast der Alhambra, oder der Citadelle, wünschte, daß Carl V den neuen nicht gebaut haben möchte und daß die sinnvolle Hieroglyphe, eine Hand die nach dem Schlüssel greift, und über dem Thore in Stein gehauen ist, immer bedeutungsvoll bleiben möchte.

Das den Engländern als marinarische Position für ihre Flotte und als merkantilischer Stützpunkt für ihren Handel im Mittelmeer so wichtige und unentbehrliche Gibraltar, dessen Eroberung noch dem Genie Napoleons aufbehalten ist, durfte er nicht, so gern er auch wollte, in Augenschein nehmen.

In Sevilla zog die ungeheure Tabacksfabrike, der alte maurische Königspallast Alcazar und die prachtvolle Domkirche seine ganze Aufmerksamkeit auf sich und in dem Hieronymiten-Kloster Buena Vista besuchte er einen Bruder seines Vaters, der ihn in dem schönen Garten des Klosters herum führte und vortreffliche Gemälde zeigte. Der Graf de la Aguila, der Baron de Bruna, der Marquis de Loreto machten ihm den kurzen Aufenthalt sehr angenehm. Bruna begleitete ihn nach Xeres, um ihn bey dem gelehrten Marquis de

Villapanoz und der berühmten Carthause einzuführen, welche eine der schönsten Gemäldesammlungen in Spanien besitzt. In Isla de Leon machte er dem Marquis de Urena seine Aufwartung, der ein warmer Freund Serravalles war, und fuhr in dessen Gesellschaft nach dem wasserarmen Cadix. Alles athmete hier Vergnügen und Ueppigkeit; denn Cadix ist ja der Centralpunkt des Spanischen Welthandels. Don Joseph de Murcia, Don Martinoz, Don Alfonso Ocruley zeigten ihm ihre litterarisch-artistischen Schätze. Er fand Gemälde von Rubens, Vandyk, Paul Veronese, Piambo, Murillo, Velasquez, Titian, Leonardo da Vinci, Romano, Ribera, Jordan ꝛc. Münzen, Cameen und ein an amerikanischen Produkten reiches Naturalienkabinet. Den Commandanten von St. Sebastian, Rota, St. Catalina, Matayorda und St. Lorenzo, der Carracca oder des Arsenals, wartete er aus politischen Gründen auf, auch war er dem Marquis de la Caneda zu Puerto de Santa Maria empfohlen.

In Cordova hatte er Briefe an den Bischof abzugeben, welcher ihn sehr höflich empfing und durch einen seiner Vicarios die ehemalige Moschee der

Araber, jetzige Cathedralkirche, zeigen ließ. Die prachtvolle Architektur des Innern, die vortrefflichen Stuckatur-Ornamente, die neunzehn herrlichen Schiffe, die von Süden nach Norden, die neunzehn andern, welche von Osten nach Westen gehen, die vielen Kuppeln, Säulen, Gemälde, siebzehn grosien Eingänge, u. s. w. verdienen die gröste Aufmerksamkeit. Von hier aus durchlief er das schaafreiche und menschenarme Estremadura schnell, um in dem durch seinen Schleichhandel berühmten Badajoz einzutreffen. Er fand in dieser Provinz Geradheit, Ehrgefühl, Charakterstärke, biedere, treue, beständige Menschen von kräftigem Körperbau, vieler Verschlossenheit, vielem Ernste, der oft in Trübsinn ausartet. Ein solches Völkchen muste für die gute Sache gewonnen werden. Ohne sich bey den Römischen Ruinen und Monumenten in Merida aufzuhalten, stattete er dem Marquis de Miraval zu Plasencia, dem Duque di Alba zu Abadia, dem Grafen de Almagro einen Besuch ab, durchlief mit grosier Hast das arme, heiße Hypochondristen-Land la Mancha, lachte beym Anblik der vierzehn Windmühlen bey Mota del Cuerro, wogegen Donquirote seinen ersten Kampf begann und war entzückt, endlich in Occanna

einem Städtchen an der Neucaſtiliſchen Gränze, ſeinen Vater, ſeine Brüder, ſeine Freunde zu umarmen, die hier als ſehr wohlhabende Landedelleute lebten, und durch die Familie des Serravalle in Mexiko bereichert worden waren, aber doch ihren Spaniſchen Himmel dem Mexicaniſchen vorgezogen hatten.

Der Vater unſers Lorenzo, der geweſene Oberſt Talavera, freuete ſich zwar unendlich, ſeinen lieben Sohn wieder zu ſehen; allein er billigte Serravalle's Pläne nicht. „Ihr ſeyd auf unrechtem Wege, Euer Vaterland glücklich zu machen, ſagte er; denn ohne Krieg geht das nicht ab. Jeder Krieg drückt die Menſchheit mit unvermeidlichem Elende; aber kein Krieg iſt wohl ſchrecklicher, als ein Krieg, den Mitbürger gegen Mitbürger führen; alle geſellſchaftlichen Bande, ſelbſt die Bande der Freundſchaft und der Liebe werden zerriſſen. Der Vater bewaffnet ſich gegen den Sohn, der Bruder gegen den Bruder. Man erlaubt ſich die abſcheulichſten Verrätherenen, die boshafteſten Mißhandlungen; man predigt den Meuchelmord und beredet die Frau, den Mann an ihrer Seite zu erwürgen. Habt Ihr vergeſſen, was in Frankreich, in Brabant, in Lüttich geſchah? Glaubt Ihr,

es sey bey uns leichter, den übermüthigen Adel, die schwelgerische Geistlichkeit einzuschränken? Was wollt Ihr Paar hundert Menschen gegen den großen Haufen? Der König ist alt, laßt ihn in Ruhe sterben und dann drängt Euch an den Thron, um Gutes zu wirken."

Lorenzo sah wohl ein, daß sein Vater Recht hatte; indessen die Verbrüderung so vieler edeln Menschen- und Vaterlandsfreunde, davon er ein Register bey sich führte, der Beytritt mehrerer Aebte, Prälaten und Bischöfe, die Mitwirkung auswärtiger Mächte ließ ihn dennoch hoffen, daß Serravalle der Wohlthäter seines Volkes werden könnte, ohne daß man nöthig hätte, die Greuel eines bürgerlichen Krieges herbeyzuführen. „Man müsse, sagte er, den Ausgang des Krieges der Franzosen mit Oesterreich und England geduldig abwarten, sich indessen vorbereiten und einen günstigen Augenblick benutzen."

Nur einige Tage verweilte er im Schooße seiner Familie und stieg unvermuthet in dem Pallaste der Serravalle zu Madrid ab, wo er ein sehr willkommener Bote war. Er traf viele Große hier versammelt an, welche Spaniens Bewohner zu den glücklichsten Menschen würden gemacht.

Spanien in ein Elysium umgeschaffen haben, wenn Alcudia, Aranda, Campomanes, Medina Celi und die Königinn ihnen nicht immer entgegen gearbeitet hätten.

Höchst empfindlich und unangenehm war es diesen Männern, zu sehen, welche falsche Maaßregeln der Hof und das Ministerium gegen Frankreich ergriff. Es stellte sich, als ob es der Republik sehr wohl wolle und ließ doch alle Franzosen in Spanien auf das schrecklichste verfolgen. Kein Tag verging, wo nicht Franzosen eingezogen wurden; man hatte ganze Gesellschaften von den Kaffeehäusern; jeder Alkade nahm noch Häscher zum Einfangen an, deren Unterhalt auf das Verderben ihrer Nebenmenschen gegründet war; man nahm Spione in Sold; mancher Unschuldige wurde mit weg geschleppt; man fing mit der Exekution an, arretirte den Angeklagten, konfiscirte sein Vermögen und schickte ihn ins Zuchthaus. Hatte man Freunde, welche Geld spendiren konnten und wollten, so erkaufte man allenfalls seine Freyheit, aber ungerupft kam keiner davon. Die liebe Justiz hatte, im Einverständniß mit den Kerkerpächtern, das Unglück anderer Menschen zum Gegenstande kaufmännischer Spekulation gemacht. Nicht nur der Mann, sondern Weib und Kinder

wurden unvermuthet des Nachts aus den Betten gerissen, gebunden weggeführt und dem äussersten Elende Preis gegeben. Campomanes bot zu diesen Greueln selbst eine Zeitlang die Hand, er hoffte vermuthlich, es sollte zum Aufstande kommen; allein die Spanier freuten sich über das Schicksal dieser Ketzer. Montesquieu hatte sehr recht, wenn er behauptete, daß keine Tyrannen die Menschheit grausamer drükke, als jene, die unter dem heiligen Schatten der Gesetze und dem magischen Scheine der Justiz ausgeübt wird.

Der Graf Sifuentes that zwar diesen Greueln Einhalt, indem er fast alle Spione und Aufpasser, die ihr Leben in Müssiggang zubrachten, abdankte, den Betrügereyen Einhalt that, die Justizbeamten zur Rechenschaft foderte und ihre Raubsucht unterdrückte. —

Nachdem Lorenzo der patriotischen Parthey einen weitläuftigen Bericht über die Unterhandlungen in Italien und über die Stimmung der mitverbündeten Großen in den durchreisten Provinzen abgestattet hatte, ging er nach Buen Retiro, nach dem neuen Pallast, dem botanischen Garten, dem Pallast des Herzogs von Alba und fast täglich auf den Prado.

Hier iſt der Sammelplatz von Madrid Männer von Geſchäften erholen ſich hier von ihren Arbeiten und das Heer von Müſſiggängern zählt es zu ſeinen Berufsgeſchäften, den Nachmittag hier zu verſchlendern: der Soldat, der Mönch, der Weltgeiſtliche, der Kaufmann, der Künſtler, der Juriſt, der Arzt, der bunte Stuzer, die ſittſame Frau, das tugendhafte Mädchen, die Cokette, die Spröde, die feile Dirne und die Kupplerinn, alles wandelt hier neben einander friedlich die Alleen auf und ab. Sehen und geſehen zu werden, iſt eine Hauptſache von dieſer Promenade. Der Stuzer zeichnet hier die Gegenſtände ſeiner Eroberung auf und der Wollüſtling wählet mit Kennerblicken die neu aus den Provinzen angekommnen Dirnen aus; hier wirft die Cokette ihr Netz aus und das liebekranke Mädchen wirft ſchmachtende Blicke auf den blöden Schäfer hin, indeß die geübte Publerinn ihre Kundſchaft meiſterlich zu vergröſſern weiß. Hier gedeihen alle Liebeshändel, nirgends iſt das Beſtreben, gefallen zu wollen, gröſſer: hier würden unſere Teutſchen Damen nur Stümperinnen ſeyn. Kleidung, Anſtand und Gang hat ſo etwas Reizendes, Einnehmendes und Anziehendes, das faſt unwiderſtehlich iſt. Lorenzo hatte ſein Herz in Ve-

nebig aclaſſen, er hatte den Damen in Malaga widerſtanden, aber ſeine lüſternen Blicke hingen ſich doch an dieſe Grazien.

Der Luxus der feinen Welt erſcheint hier in ſeinem ganzen Glanze. Der Eine ſucht durch ſtolze Pferde, reiche Geſchirre und einen exaltiſchen Wagen die Bewunderung zu feſſeln, der Andere durch prächtige Livereyen, ein dritter durch Kutſchertalente u. ſ. w. Der Traurige vergißt hier ſeine Traurigkeit, der Elende ſein Elend, der Miſanthrop muß ſich erheitern, wenn er den göttlich ſchönen Himmel im anmuthigſten Blau gefärbt über ſich erblickt und das zahlloſe Sternenheer mit majeſtätiſchem Lichte funkelt. Das ſanfte Plätſchern der zahlreichen Fontainen, der ſtille Schatten der Alleen, das Feyerliche zur Nachtzeit erhöhen noch die unausſprechliche Anmuth dieſer nächtlichen Scene, verſcheuchen allen Gram aus der Bruſt des Elenden und verſöhnen den Unglücklichen mit den Leiden, unter denen er ſeufzet.

Wer Einſamkeit wünſcht, entfernt ſich in menſchenleere Gänge, wo er ſeinen Lieblings-Ideen ungeſtört nachhängen, ſeinen Kummer und Harm verſcheuchen und ſich in ſanfte Ruhe und Zufriedenheit

hinein phantaſiren kann, indeß fern tönende ſanfte Serenaden harmoniſch in ſeine Seele dringen.

Wer Fröhlichkeit liebt, hält ſich in der Nähe des fröhlichen Haufens auf, wo der feurige Spanier muntere Lieder zum Spiel der Zither ſingt, und die lebhafte Jugend zum Tanze reizt. Alles iſt hier in Bewegung, alles voll Ausdruck und voller Seele, alles ſo leicht, ſo ungezwungen und ſo angenehm, daß blos das Zuſehen das innigſte Vergnügen gewährt; ſelbſt das muntere Klappern mit den Caſtannuelas verräth viel Geſchicklichkeit und hat ſo viel Einklang mit dem Ganzen, daß man die Talente des geſchickten Tänzers bewundern muß.

Faſt noch angenehmer ſind jene Nachtmuſiken, die erſt um Mitternacht mit ganzen Banden aufgeführt werden. Die Stille der Nacht giebt den Tönen etwas feierlich-angenehmes, das das fern lauſchende Ohr mit Wohlbehagen erfüllt und Freude und Wonne in die Seele gießt. Die blinden Muſikanten zeichnen ſich dabey durch Reinheit, Feinheit und Ausdruck beſonders aus.

So angenehm ihm auch ſein Aufenthalt in Madrid gemacht wurde, ſo bald überzeugte er ſich, daß hier die Stunde noch nicht gekommen war, ſein Vaterland zu erlöſen.

Der nachdenkende, bedächtige, abstracte, sanfte, höfliche, gutmüthige, indolente und dennoch fröhliche Madrider entsprach seinen Erwartungen gleichfalls nicht. Bey dem ernsthaften, verschlossenen, rechtlichen, gutmüthigen, nach der strengsten Etikette lebenden Altkastilianer, dem Mann ohne Falsch, der mit dem Leoner gleichen Character hat, war ohnedem nicht viel zu hoffen. Er hatte theils nicht Zeit, theils keine Lust, die übrigen Spanischen Provinzen zu sondiren, und dazu kam, daß er sich nach seiner Giulia sehnte, deren Abwesenheit er stets vermißte. Er kannte indessen mehrere Große aus Biscaya, Arragonien, Asturien, Gallizien und Navarra, und beschloß, vor seiner Abreise nur die Gesinnungen dieser Männer und den Geist ihrer Provinzen noch zu prüfen und dann in Gottes Namen zu seinem Freunde Serravalle zurück zu kehren. Er wußte, daß der Marquis von Alava und der Graf von Vittoria, beydes Biscayer, keine Freunde des Herzogs von Alcudia waren; er wandte sich daher an diese, und beyde stimmten dahin überein:

„daß der Biscayer ein gewandter, muthvoller, leicht reizbarer, freyheitsliebender, tapferer, thätiger, arbeitsamer, gutmüthiger, ehrlicher und

natürlicher Feind jeder Niederträchtigkeit sey, und daß dieser Character nicht blos den Besitzern der Bauernhöfe, sondern auch den Parientes mayores oder Burgherrn eigen sey."

Wolle man Spanien in eine Republik verwandeln, wie Frankreich, da würden die Biscayer bald zuschlagen helfen.

Der Baron von Lamuela und der Graf Ubierca, beyde Arragonier, schilderten den Arragonier folgendermaßen: Kälte, Stolz, Muth, Kühnheit, Trotz, Anhänglichkeit an seine Provinz und Sitten, und dabey einen kraftvollen, unverwüstlichen Körper, machen die Haupteigenschaften des Arragoniers aus. Er ist voll Geist und Lebhaftigkeit, er denkt viel und redet wenig, er prüft lange, aber er handelt mit Entschlossenheit, er schmeichelt niemals, aber er ist ein treuer Freund, er droht selten, aber er ist ein furchtbarer Feind und daher ein vortrefflicher Soldat. Können wir ihn überzeugen, daß eine Reform in der Regierung nothwendig ist, so wagt er Gut und Blut für unsere Sache.

Die Asturier hatte Lorenzo in dem väterlichen Hause seines Freundes Cerravalle zur Genüge kennen lernen. Er wußte, welche rechtliche, feste, arbeitsame, unverdorbene, muthvolle und to-

ysere Menschen dies waren. Eben so kannte er auch den patriarchalischen Geist der Gallizier, ihre Bigotterie, ihre Ehrlichkeit, Mäßigkeit und Muth und ihren ernsten, festen, ruhigen Sinn. Für eine Revolution hegte er von ihnen wenig; denn die halbe Provinz hatte eine Zeitlang in Madrid als Last- oder Wasserträger gelebt, und war daher mit einem oder dem andern Grosen in Verhältnissen gewesen, die ihn zur Dankbarkeit aufforderten.

Was nun endlich die Navarresen anbetrifft, so sagte ihm sein Freund Caparosa: Es fehlt meinen Landsleuten nicht an Kühnheit und Tapferkeit, aber sie sind auch eigensinnig, trotzig, heftig, streitsüchtig und kommen ihren Nachbarn, den Franzosen nahe. Ich glaube nicht, daß sie zu unserem Zwecke groß tauglich, oder solcher Ideen empfänglich sind.

Dies war ohngefähr das Resultat der Reise unseres Lorenzo, womit er im Frühjahr 1797 aus Spanien nach Italien zurückkehrte, seine Gattin in Venedig besuchte, welche, wenn es möglich gewesen, noch schöner geworden war, und die an Ausbildung des Geistes viel gewonnen hatte, weil er ihr Lehrer hieß, und nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen ging er mit Französischen Pässen

nach Rom, wo er ſeinen Schwager Giuſeppe und Federigo den Serravalle und der Donna Clara fand, und den Abt Benedette als Biſchof von Taſalla begrüßte.

Ehe wir nun die ferneren Begebenheiten Serravalles, der unter den jetzigen Umſtänden nicht Luſt hatte, nach Spanien zurück zu kehren, erzählen, müſſen wir hier nun in einem neuen Capitel nachholen, wie ſich Federigo ſeines Auftrags in Lindau und St. Gallen entlediate. In dem erſteren Orte hielt er ſich nur eine kurze Zeit auf, übergab dem alten Stettler die Briefe ſeiner Padrona und eine gerichtliche Vollmacht, ihre Grundſtücke zu verkaufen, ihre Capitalien einzuziehen und ihr die Gelder durch das Haus Bawier in Chur, Zellweger in Trogen und Slatter in St. Gallen nach Venedig oder Livorno zu übermachen. Sie wollte ſich ganz unabhängig machen, ganz losreißen von ihrem Vaterlande, das ihr Gil. lers wegen ſo verhaßt geworden war. Stettler legte auch ſogleich Hand ans Werk; denn ſie verſprach ihm, daß ſie ihm ihre Campagne in Lindau zu eigen verſchreiben würde, wenn er ihre Geſchäfte zu ihrer Zufriedenheit beſorge.

Mit einem Kornschiff segelte Federigo nach Rorschach und reiste dann zu Wagen nach St. Gallen. Hier gab er sich für einen Venetianischen Kaufmann aus, der Levantische Baumwolle in hiesiger Gegend abzusetzen wünsche. Er führte wirklich einige Ballen bey sich, machte Anfangs etwas hohe Preise, schlug dann ab, schloß ansehnliche Contracte und bekam dadurch Gelegenheit, in den meisten vornehmen Häusern in St. Gallen und dem benachbarten Appenzell und Rheinthal Bekanntschaft zu machen, sondern zu Familien-Festen und anderen Lustbarkeiten eingeladen zu werden und als fremder Kaufmann Zutritt zu finden. Es konnte nicht fehlen, daß er auch in dem Hause des reichen und grossen Fabrikanten Giller Geschäfte zu machen suchte, und eben so wenig, daß auch dieser ihn bewirthete.

Als er Madam Giller zum erstenmale sah, hätte er sich beynahe verrathen; schon schwebte ihm das Wort auf der Zunge, Serravalle läßt sie grüßen. Wenn er auch nicht in ihre geheime Geschichte eingeweihet gewesen wäre, so hätte er doch an ihrem matten, niedergesenkten Auge, an der traurigen Miene, an dem Mangel aller Lebhaftigkeit, an stillen Seufzern u. s. w. errathen müssen,

daß diese schöne, im höchsten Wohlstand lebende Frau sehr unglücklich seyn müsse. Er näherte sich ihr so wenig als möglich, um keinen Verdacht zu erregen, sprach wenig, beobachtete nur. In andern Häusern erkundigte er sich, ohne eben großen Antheil an ihrer Lage zu nehmen, warum denn diese junge, schöne, reiche Frau so melancholisch zu seyn scheine, und warf nur die Idee einer kinderlosen, unglücklichen Ehe, oder einer vorhergegangenen Liebschaft hin. Das war nun so eben recht das Capitel der Weiber. Da wußte eine immer mehr als die andere von der traurigen Lage der Madam Giller und von dem häßlichen Character ihres Eherrn zu erzählen.

Bald hatte man ihr in Paris den Geliebten ihres Herzens guillottinirt und sie dann gezwungen, Giller zu heyrathen; bald war der Treulose, nachdem er sie in andere Umstände versetzt, nach Amerika gegangen und da Giller ihr die Cour gemacht, so habe sie, um unter den Deckel zu kommen, gern zugegriffen, der erfahrne Giller habe bald entdeckt, daß er betrogen sey und daher rühre die mißvergnügte Ehe; bald war sie mit einem Spanier durchgegangen, von ihren Verwandten wieder erwischt und zur Heyrath mit Giller genöthigt

worden; bald hatte ſie gewiſſe geheime Gebrechen, die ſie unfähig machten, Mutter zu werden; bald war wieder er es, der ſich durch Debauchen abgeſchwächt hatte; bald hatte er auch ein Dutzend Maitreſſen im Solde, und beſonders eine in Lindau, mit der er ungeheure Summen verſchwendet habe, welche aber von einem Spanier entführt worden und wie man höre, mit ihm nach Italien gegangen, dort aber verlaſſen worden ſeyn ſolle. Er ſah, wie ſehr die Menſchen geneigt ſind, ihren Nächſten, ohne dabey etwas Arges zu haben, zu verläumden und wie gern ſie ihre eigne ſchwache Seite zu verbergen und in die Geſchichte ihrer Bekannten einzuweben ſuchen.

Nur in dem Müllerſchen Hauſe erfuhr er reine Wahrheit, Wahrheit wie er ſie zu hören wünſchte. Man erzählte ihm mit wenigen Worten: Madam Giller ſey die reinſte, unſchuldvollſte Seele, welche man ſich nur denken könne. In Paris habe ein junger Spaniſcher Grandes ſie lieb gewonnen; allein ungeachtet ihrer großen Gegenliebe habe ſie ſich nicht entſchlieſſen können, ihr Vaterland und ihre Religion zu verlaſſen, ſie habe daher jene dieſen aufgeopfert und ſey nach St. Gallen zu ihren Eltern zurückgekehrt. Der reiche Giller habe ſich

ihrer Schönheit wegen um ihre Hand beworben und da er eine sehr vortheilhafte Parthie gewesen, auch erhalten; allein er habe, was man erst später erfahren, ein reiches, wohlerzogenes und tugendhaftes Frauenzimmer, eine gewisse Clara Zuberbühler, mit der er verlobt war, sitzen lassen und man spreche sogar von einem mit ihr erzeugten Kinde, das sie in den Gebirgen erziehen lasse, doch wolle man das nicht mit Gewißheit behaupten. Bald nach der Ehe habe er dennoch die alte Bekanntschaft mit dieser Clara wieder anzuknüpfen gesucht und diese, sey es nun aus weiblicher Schwachheit, oder aus Stolz, ihre Nebenbuhlerinn zu kränken, oder auch aus einer andern verborgenen Absicht, sey wieder öffentlich mit ihm umgegangen, habe Besuche und Geschenke von ihm angenommen und Giller habe angefangen seine Frau auf das schändlichste zu behandeln und sich über Ehre und Schande wegzusetzen.

Unvermuthet habe diese Clara auf einem Balle eben den jungen Spanier, der Madam Giller geliebt und hier durchgereist, kennen lernen, habe mit ihm einen Volero, oder Fandango, das wisse man nicht recht, getanzt und sey einen Tag nachher von diesem Spanier entführt worden; wenigstens glaube man das so im Publiko, sie

hingegen hätten Ursach, anderer Meinung zu seyn. Herr Giller habe geflucht und getobt wie ein Rasender und nun seine Mißhandlungen gegen seine unschuldige Frau verdoppelt. Lange habe man nichts von dem Spanier vernommen, endlich habe Giller selbst verbreitet, er befinde sich mit der Clara, welche seine Maitresse geworden, in Venedig. Er habe auch einen gewissen Italiäner, Namens Mattheo, der bey ihm in Diensten gestanden, nach Venedig gesandt, um Nachrichten einzuziehen, aber dieser sey nicht zurückgekommen und man habe gar nichts von seinem Schicksale erfahren. So viel wisse man indessen, daß der Spanier und die Clara von Venedig nach Rom gegangen wären und daß sie ihm vermuthlich nach Spanien folgen werde, da sie hiesigen Kaufleuten mehrere Capitalien habe aufkündigen und ihr homme d'affaires ganz kürzlich erst in den Zeitungen habe bekannt machen lassen, daß er beauftragt sey, die liegenden Aecker, Wiesen und Weinberge, wie auch Zehenden und Bodenzinsen, besonders auch das schöne neuerbaute Haus ihres Vaters zu Trogen zu verkaufen. Die arme Madam Giller sey unendlich zu bedauern; denn ihr Mann überlasse sich den niedrigsten Ausschweifungen und biete ihr gleich-

sam damit Trotz, indem er ihr zugleich ihre ehemalige Liebe gegen den Spanier vorwerfe. Diese Relation war der Wahrheit vollkommen angemessen und gab Federigos Hoffnungen neue Nahrung. —

Durch mich, oder durch meinen Bruder Giuseppe vielleicht, soll Donna Clara an diesem Treulosen gerochen werden. Er ist nicht werth zu leben, der Niederträchtige, der zwey zur Glückseligkeit erschaffne Wesen in einem Augenblick so zu sagen unglücklich gemacht hat. Servavalle hat zwar die verlohrne Minna zu rächen hoch geschworen; aber er soll, er darf das nicht. Ihn kann das nicht zum Glücke führen; seine Hände müssen rein seyn, wenn er sie vielleicht einstens eben dieser Minna noch bieten wollte. Was hat er auch für ein Unrecht zu rächen? Worüber hat er sich zu beklagen? Ihn hat ja Giller nicht beleidigt. Als dieser seine Hand der Minna anbot, war die ihrige frey; sie hatte ihn ja lange schon ihren religiösen Vorurtheilen geopfert. Ich aber, mein Bruder, die wir so wie unsere ganze Familie der Donna Clara unser Glück, unsern Wohlstand verdanken, wir dürfen mit Fug und Recht der so schändlich Betrognen Rächer seyn. Und wer weiß, setzte er leise hinzu,

wer weiß, wie weit ihre Dankbarkeit gegen uns gehen kann. —

Mit dem Lokale von St. Gallen machte er sich auf das genaueste bekannt. Er lernte die Namen aller Familien, aller Straßen, aller Häuser sogar kennen und stiftete einige Freundschaften mit jungen Leuten, die mit ihm eine wechselseitige Correspondenz zu unterhalten versprachen. Ein Paar Tage endlich vor seiner Abreise gab er in einem der größten Säle eines Zunfthauses ein splendides Diner und darauf einen glänzenden Ball, wozu sechs und achtzig Familien eingeladen waren, die ein Ensemble von 400 Personen ausmachten. Serravalle hatte ihm dies besonders aufgetragen.. Er hatte dazu, als ob es ganz zufällig geschehe, den Geburtstag der Madam Giller gewählt, welche gleichfalls eingeladen war, und als man ihm eben so zufällig bey Tische sagte, daß heute der Geburtstag der Madam Giller wäre, so machte er sie, wider ihren Willen, zur Königinn des Festes und bat Herrn Giller, ihm zu erlauben, daß er das Vergnügen haben könnte, seine Frau Gemahlinn zur Menuet aufzuführen. Giller konnte dagegen nichts haben, sondern fand sich vielmehr damit geschmeichelt, und obgleich hie und da, aus besondern Rücksichten, eine

Dame gern die Stelle der Madam Giller eingenommen hätte, so kamen doch alle darin überein, daß das Ohngefähr nicht glücklicher hätte wählen können und daß Niemand mehr diese Ehre verdiene, als sie. Alles war ungemein fröhlich, besonders die Damen, denen es so selten erlaubt war, in St. Gallen selbst zu tanzen, sondern welche dieses Vergnügen stets in den Aebtischen Landen oder im Appenzell suchen mußten, und jedermann lobte die Freygebigkeit des reichen Venetianischen Baumwollenhändlers. Das Zunfthaus selbst hatte er illuminiren und die Fenster mit allegorischen Gemälden, die sich insgesammt auf Gastfreundschaft, Liebe und Treue bezogen und leicht zu erklären waren, schmücken lassen, nur eins blieb etwas dunkel. Ein Löwe legte sich zu den Füßen eines Bären und präsentirte ihm einen Wappenschild worauf geschrieben stand: Er lebt! Die jungen Gelehrten machten indessen den Damen folgende Erklärung. Der Venetianische Löwe macht dem St. Gallischen Bär sein Compliment und sagt ihm, daß er noch lebe. Er selbst schwieg darüber, Niemand errieth ihn, als der Baron Müller und hielt ihn sogleich für einen Freund, oder wohl gar einen Vertrauten Serravalles. Was ihn völlig in dieser Meinung bestärkte, war

das Feuerwerk, welches Federigo nach Mitternacht auf dem Brühl den Damen zu Ehren abbrennen ließ. An einer in Feuer gesetzten Pyramide brannten die beyden Buchstaben M und S in einander geschlungen mit grünem Feuer und wurden am Ende des Feuerwerks von einer Rakete in die Wolken geführt. Man deutete dies auf eine heimliche Liebschaft des Federigo mit einer Demoiselle Mariane Slatter, welche ein sehr schönes und artiges Mädchen war.

Den folgenden Tag schickte Federigo einige Abschiedskarten aus und nahm in einigen Häusern persönlich Abschied. Bey dem Baron Müller brachte er noch einen Nachmittag in seinem Burggarten zu und trug kein Bedenken, da es ihm dieser nahe genug legte, sich für den Freund und Vertrauten des Don Carlos und der Donna Clara zu erklären und dieser liebenswürdigen Familie von dem Befinden jener Nachricht zu ertheilen. Von seiner Absicht, den Giller zu bestrafen und so die Donna Clara zu rächen, ließ er sich nicht das Geringste merken, wohl aber bat er die Damen, der Madam Giller gelegentlich zu sagen, daß Serravalle ihr das Fest gegeben hätte, daß er lebe und nie aufhören werde, sie zu lieben. Ihr und sein

Name wären gen Himmel geflogen, sie möchte zuweilen an das vereinigte M und S denken.

So schied er von St. Gallen und Giller dachte nicht daran, daß dieser Venetianer ihn früh oder spät für seine Bosheiten bestrafen würde. An dem ihr zu Ehren gegebenen Feste war ihr so wohl und so weh, daß sie sich einer solchen gemischten Empfindung von Freude und Schmerz nie erinnern konnte. Sie tanzte wenig, was sie sonst nie that, bezeigte ihrem Manne außerordentlich viel Aufmerksamkeit, ließ sich sogar zu Schmeicheleyen herab, erschrak hinterher über sich selbst, ergötzte sich an dem Hüpfen ihrer Freundinnen, an dem Wirrwarr der großen Gesellschaft, an dem Feuerwerke, an der Illumination, und dann war sie wieder auf einmal niedergeschlagen, traurig, es war ihr so weinerlich zu Muthe, eine Thränenperle quoll aus ihrem schönen blauen Auge. Giller war an diesem Feste ungemein aufgeräumt, ausgelassen sogar und machte Eroberungen in der Küche. Im Hause war er bald darauf wieder der gewöhnliche Tyrann und behandelte seine edle Gattinn, diese sanfte Dulderinn, ärger, als eine Magd. Er zeigte sich ihr täglich in seiner ganzen Verworfenheit. —

Federigo ging über Lindau, Chur, Parvan, Filisur, den Albula, durch das Engadin über den Bernina nach Tirano und von dort aus in das benachbarte Venetianische und so weiter nach Venedig in die Arme seiner Geliebten. Die eingegangnen Gelder der Donna Clara setzte er in Chur bey den Banquiers von Salis und Bavier in Wechsel um, badete sich in Alvenen, aß auf dem Albula Forellen, freuete sich des Wohlstandes im Engadin, passirte die fürchterlichen Einöden und Gletscher des Bernina, besuchte den Baron Bassi in Poschiavo und stieg in das wunderschöne Veltliner Thal nach Tirano hinab, wo er der Madonna seine Ehrfurcht bezeigte, von dem Podesta Guicciardi freundschaftlich aufgenommen und über Albosagio bis an die Venetianische Gränze jagend begleitet wurde.

Er fand seine alten Eltern, seine Schwester, seinen ältern Bruder, dessen Kinder, alle im erwünschtesten Wohlseyn und kehrte nach einem achttägigen Aufenthalte in ihrer Mitte zu seiner Donna Clara nach Rom zurück, welche ihn noch nicht so bald erwartet hatte, und indessen von seinem Bruder Giuseppe mit der größten Aufmerksamkeit und Treue bedient und begleitet worden war.

Er erzählte ihr treu und wahr alles, was er geſehen, gehört und gethan hatte, gab Rechnung von ſeinen Ausgaben, überbrachte anſehnliche Wechſel und erhielt ein eben ſo anſehnliches Geſchenk, das mit den ſüßen Worten begleitet war: guter Federigo, ich bin Dir vielen Dank ſchuldig. Ich bleibe Deine Schuldnerin.

Eben ſo erzählte er auch nun Serravalle alles, was er von Madam Giller wußte; jedes Wort, das er von ihren korallen Lippen aufgefangen hatte, mußte er wiederholen, und das Feſt mußte er mit den kleinſten Umſtänden beſchreiben. Serravalle fand, wie alle Verliebte, viel Tröſtliches für ſich in Madam Gillers Benehmen, und ſchwur darauf, ſie hätte die brennenden Herzen mit den Buchſtaben M. und S. gewiß verſtanden, ſo wie die Allegorie mit dem Löwen und Bär.

Die Geiſtlichkeit verdient unſtreitig die größte Sorgfalt eines jeden Staats, und dieſer Stand, wenn er das wirklich iſt, was er ſeyn ſoll, iſt gewiß der ehrwürdigſte auf Erden. Ein Stand, der die eben ſo mühſame als hohe wichtige Pflicht über ſich nimmt, ſich dem Glücke ſeiner Nebenmenſchen aufzuopfern, der dahin ſtrebt, ihnen den Weg zur Glückſeligkeit zu zeigen, der ſie frühzeitig lehrt, den

gefährlichen Sturm der Leidenschaften zu dämpfen und den schweren Kampf zahlloser menschlicher Leiden mit heiterer Stirn zu kämpfen, für jede Wunde des Unglücks mit liebevoller Hand lindernden Balsam darreicht, und dann noch die trostreiche, entzückende, alle Qualen des Lebens versüßende Aussicht in die endlose Glückseligkeit jenseits des Grabes, bald als das gewünschte Ende der Leiden, bald als gehoffte Belohnung der Tugend, zeigt, so ein edler Stand verdient gewiß den Menschen geheiligt zu seyn. Heil also dem Lande, wo es solche Geistliche giebt!

In Rom und andern Ländern der katholischen Christenheit übertrieb man aber die Achtung, welche man den Geistlichen schuldig ist; man verehrte sie als Gesalbte des Herrn, als Stellvertreter Gottes, und doch waren die meisten nur Tagediebe, die abgefeimtesten Böswichter und ausschweifendsten Wollüstlinge; sie benutzten ihr Ansehen nur, um sich als Gewissensräthe in allen Familien einzuschleichen, verführten Weiber und verprassten den Schweiß des Armen in Müssiggang und Wohlleben. In Rom und in Spanien war dies mehr als irgendwo der Fall, nahm man nun noch ihre große Unwissenheit und ihren Fanatismus dazu, so ließ sich wohl leicht

berechnen, daß von einer solchen Geistlichkeit nichts für das Wohl des Staats zu hoffen war. Es gab aber unter der hohen Geistlichkeit dennoch hie und da Männer von Kopf und Herz, welche mit Aufopferung ihres eignen Interesses die in der Kirche eingeschlichenen Mißbräuche gern abgeschafft wissen wollten, und die überzeugt waren, daß nur durch Veränderung der Regierungsform, durch eine Erschütterung des ganzen Staatsgebäudes diese erwünschte Volksglückseligkeit zu bewirken wäre. Sie kannten aber auch die Schwierigkeiten, welche ein solches Unternehmen nothwendig bey sich führte. Das Volk ist nicht gewohnt, über politische Gegenstände vernünftig nachzudenken und gründliche Untersuchungen anzustellen. Es hört zwar auf den lockenden und reizenden Vortrag seiner Häupter, allein es ist unendlich schwer, dasselbe im Zügel zu halten, wenn es seine Kraft kennen lernt. Mehrere Kardinäle, Bischöfe und Aebte stimmten mit Benedetto und Serravalle vollkommen darin überein, daß die Entthronung der Königinn und die Entfernung ihres Lieblings aus Spanien das beste Mittel seyn würde, die Spanische Nation aus dem doppelten Despotismus zu reißen, unter welchem sie schmachtete; allein wie dies zu bewerkstelli-

gen ſey, darüber waren die Stimmen getheilt und alle trauerten dem Thronerben nicht Kraft, nicht Selbſtſtändigkeit genug zu. Von ihm iſt wenig oder nichts zu erwarten; das war die allgemeine Stimme.

Pius VI. befand ſich gerade damals in einer ſo kritiſchen Lage mit Frankreich, und der Held des Jahrhunderts hatte ihm ſo bedenkliche Vorſchläge gethan, daß er in ſeinem hohen Alter nicht Luſt hatte, ſich in die Spaniſchen Händel zu miſchen. Er ſcheute das Beyſpiel ſeines Vorfahren Ganganelli, der an Aqua toffana ſtarb, weil er gegen die Bourbonne zu gefällig geweſen war. Er rieth daher den Spaniſchen Patrioten, geduldig abzuwarten, was endlich aus Frankreich werden würde, und dann, ohne die ganze Verfaſſung über den Haufen zu werfen, an einer Reform zu arbeiten.

Bey ſo bewandten Umſtänden waren unſere reiſenden Spanier zur politiſchen Unthätigkeit verdammt, und es blieb ihnen nichts übrig, als ſich entweder an Roms Alterthümer, Gemälde, Kirchen und Frauenzimmer zu halten, oder ihren Wanderſtab weiter zu ſetzen. Da nun, wie die Leſer wiſſen, Serravalle, Lorenzo, Federigo verliebt, Clara mit ihren Plänen zur Rache beſchäfftiget, Benedetto ein Geiſtlicher war, der in Rom

keine Blößen geben durfte, so blieb der einzige Giuseppe und allenfalls Brigitta noch übrig, welche ein Liebesabentheuer bestehen konnten.

Giuseppe, der die politische und religiöse Sklaverey nicht kannte und wenig oder nichts zu thun hatte, gerieth in Gefahr, der Liebe in die Hände zu fallen und in ihren Stricken beynahe seine Freyheit zu verlieren.

In einem heißen Lande, wie Italien, beherrscht die Wollust alle Stände mit wilder Glut; nicht nur ledige, junge Leute, sondern auch Vornehme, Räthe, Richter, ihre Secretaire, Kaufleute, Handwerker, Tagelöhner und Soldaten, alle jagen dem sinnlichen Vergnügen nach; selbst die Diener Gottes unterhalten insgeheim Maitressen, Ehemänner besolden Freudenmädchen, um täglich einige Stunden in ihrer Gesellschaft zu vertändeln. Inzwischen hat die Justiz strengen Befehl vom Heiligen Vater, die Stadt von lüderlichen Dirnen zu säubern, und jeder Richter ist in seinem Viertel durch seine Spione sehr genau unterrichtet; aber öfters sind diese Richter, oder wohl gar noch höhere Personen, Anbeter von solchen Liebespriesterinnen, und diese sind dann sicher. Gemeine Dirnen, denen das Glück nicht so vornehme Kunden beschieden hat, sind

gewöhnlich mit den Polizeydienern einverſtanden; dieſe theilen den Erwerb mit ihnen, eſſen, trinken und beluſtigen ſich in ihrer Geſellſchaft, laſſen ſich beſchenken und ſtatten dann, wenn auf eingelaufene Beſchwerden ſie zur Unterſuchung abgeſchickt werden, falſche Berichte ab, oder geben der bedrohten Dirne zeitig Nachricht, um ſich durch die Flucht noch retten zu können. Bisweilen läßt die Juſtiz auch einem Freudenmädchen eine Zeitlang ungeſtört ihr Handwerk forttreiben, bis ſie durch eine ausgebreitete Kundſchaft ſich ſattſam bereichert hat, dann fällt ſie unvermuthet über ſolches her, nimmt alles weg, und ſchickt ſie nackend und blos ins Mämſellen-Gefängniß, oder transportirt ſie über die Grenze.

Nachdem Giuſeppe ſich in Rom gehörig beſehen und horizontirt, auch einige luſtige Bekanntſchaften unter den Domeſtiken der Großen gemacht hatte, ſeine Donna auch unter dem Schutze des Herzogs von Braſchi und den Getreuen des Seravalle in vollkommenſter Sicherheit wußte, ſo gelüſtete es ihm denn doch zuweilen, ſich nach den Römiſchen Schönheiten umzuſehen und ſie mit den Venetianiſchen zu vergleichen. Für ſentimentale Liebe war er nun eben nicht geſtimmt, aber fiel ihm etwas ins Auge, das er zu erobern der Mühe werth hielt,

ſo ſetzte er alles daran, um ſeinen Zweck zu erreichen. Nun fand ſich in dem Hauſe des Cardinals Doria, der ihm gegenüber ſeinen Pallazzo hatte, ein Mädchen, das ſich öfters am Fenſter ſehen ließ und von der die Servitu im Hauſe meinte, ſie gelte mehr im Hauſe, als alle übrige. Der Cardinal hatte ſie mit von Genua gebracht und man glaubte, ſie ſey eine geborne Franzöſinn. Sie ſchien unſerm Giuſeppe nicht gebildet genug, um die entzückende Seligkeit einer verfeinerten Liebe empfinden zu können. Die platoniſche Liebe ſchien ihr nicht einmal dem Namen nach bekannt zu ſeyn und kaum hatte ſie ihn ein paarmal geſehen, ſo lud ſie ihn durch ſehr vernehmliche Zeichen ein, daß er ſie beſuchen ſollte.

Er machte mit einem Koch des Cardinals Bekanntſchaft und da dieſe Leute ſtets durſtig ſind, ſo kam er nie zu ihm, ohne ein Paar Flaſchen in der Taſche zu haben. Er trank vor ſein Leben gern Monte Pulſano, und da ſein Herr mit ihm darin einerley Geſchmack hatte, ſo war der Kellermeiſter gar nicht freygebig damit und daher unſer Giuſeppe um deſto willkommner.

Leicht brachte Giuſeppe das Geſpräch auf die ſchöne Genueſerinn und hörte denn, daß ſie

Antoinette Montmollin heiße und von Neufchatel gebürtig sey. Ihre Eltern hätten eine Plantage von zwey Millionen Gulden an Werth in St. Domingo gehabt, welche durch die Neger ruinirt worden sey. Ihr Vater sey gestorben, dem sie eigentlich dies Vermögen würde zu danken gehabt haben, ihre Mutter lebe von einer kleinen Leibrente auf einem Gütchen bey Valangin und die Tochter sey von einem französischen Offizier entführt und dann dem Kardinal Doria in Genua überlassen worden, den sie beherrsche. Ma, setzte er hinzu, non vaglia niente, la la puttana.

Das war etwas für unsern Giuseppe. Läßt sie sich denn wohl sprechen, fragte er den Koch.

Perchè nò? Ella ha quasi sempre compagnia, quando il Cardinale è fuori di casa. Volete far la sua conoscenza? Warum nicht? Sie hat fast immer Gesellschaft, wenn der Cardinal nicht zu Hause ist. Wollt Ihr ihre Bekanntschaft machen?

Giuseppe bejahete das lachend und versprach, Achtung zu geben, wenn der Cardinal nicht zu Hause sey.

Lasciate farmi, Laßt mich machen, sagte der Koch. Vi chiamerò io! ich werde euch rufen.

Ein Paar Tage nachher kam er in Galopp und rief: Subito, venito adesso ella è tutta solletta.

Giuſeppe beſann ſich nicht lange, begleitete den Koch und wurde ihr als ein Nobile venetiano vorgeſtellt. Sie demaskirte ſich bald, die Ungeſtüme ihres Temperamentes durchbrach bald die lüſtigen Schranken der Tugend und eilte zum ſinnlichen Genuſſe. Schäferliebe, langes Schmachten und Seufzen, ſanftes ſehnendes Girren war nicht nach ihrem Geſchmacke, das feine geiſtige Vergnügen, das Liebe gebildeten Seelen zu geben vermag, kannte ſie nicht, alſo —.—

Giuſeppe kehrte ſehr vergnügt zurück, und verabredete mit ihr ein gewiſſes Zeichen, das am Fenſter erſcheinen würde, ſo oft er zu ihr kommen könnte. Dieſe angenehme Bekanntſchaft unterhielt er einige Zeit lang und büßte dabey wenig anders als einige Stunden Zeit und ein Paar Dutzend Flaſchen Monte Pulſano ein, die er mit dem Koch des Cardinals ausſtach. Seine häufigen Beſuche erregten den Neid eines Kammerdieners, der auch gern mitgetrunken hätte und wohl merkte, daß hie etwas zum Grunde liegen müſſe, warum der Signor Veneziano den Monte Pulſano ſo reichlich ſpendete.

Er legte ſich daher auf die Lauer und entdeckte bald, daß Giuſeppe ſich mit Hülfe des dicken Kochs in das Schlafgemach der Antoinette ſchlich. Er gab dem Cardinal davon Nachricht, und dieſer trug ſeinen Schweizern auf, daß ſie, wenn ſie von dem Kammerdiener Befehl erhielten, einen Fremden im Pallaſt zu arretiren, ſogleich gehorchen ſollten.

Der argloſe Giuſeppe wurde zur Schäferſtunde eingeladen, bey der Geliebten überraſcht und in ein unterirdiſches Gewölbe eingeſperrt. Antoinette hatte indeſſen noch ſo viel Gegenwart des Geiſtes, den Serravalle von dieſem Vorfalle durch den Koch zu benachrichtigen, und dieſer verwandte ſich dann ſo nachdrücklich bey dem Cardinal Doria, daß er denſelben, ohne weitere Strafe los gab. Mademoiſelle Antoinette aber wurde in ein Kloſter der Minoritinnen geſchickt, um das heiße Blut ein wenig abzukühlen. Sie fand indeſſen doch, vermuthlich durch Federigos und Giuſeppes Vorſchub, Gelegenheit, daraus zu entfliehen, und ſich in Schutz des Spaniſchen Geſandten zu begeben. Hier theilte ſie ihren Freunden noch folgende merkwürdige Umſtände, ihre Familie und Abkunft betreffend, mit.

Mein Vater, dessen Namen ich führe, hieß Montmollin, und meine Mutter war eine Duperou. Er ging in seinem 19ten Jahre als Kaufdiener nach St. Domingo zu einem nahen Anverwandten, erbte dort, nach einem Aufenthalt von wenigen Jahren, eine Plantage mit 300 Negern und kam zum Besuch nach Neufchatel. Er wurde als ein reicher Mann überall mit Achtung empfangen und befand sich nirgends besser, als im Hause des Maitre des Clefs Duperou. Er tändelte mit der Tochter des Hauses, und diese Tändeley hatte zur Folge, daß meine Mutter geboren wurde, als er nach St. Domingo zurückgekehrt war.

Man gab ihm Nachricht davon; er fand sich aber außer Stande, sein Unrecht wieder gut zu machen; denn er hatte eine reiche Plantage-Besitzerin geheyrathet. Jedoch schickte er ansehnliche Summen sowohl zur Unterstützung der Familie, als zur Erziehung meiner Mutter. Seine Ehe in St. Domingo blieb kinderlos, seine Gattin starb, er empfand Sehnsucht nach seiner in Neufchatel lebenden Tochter, meiner Mutter, traf die nöthigen Einrichtungen mit seinen Plantagen und kam nach Neufchatel zurück, als meine Mutter ohngefähr 25, er einige 50 Jahr alt war. Meine Mutter führte

seinen Namen nicht, sie war nicht auf seinen Namen getauft worden, auch war sie gestorben; aber er und die ganze Stadt wußten, daß meine Mutter seine Tochter war. Das Amerikanische Clima hatte auf seinen Körper nachtheilig gewirkt, er glaubte nicht lange zu leben und machte sein Testament. Er setzte meine Mutter zur Erbin seines ganzen Vermögens ein und machte einige Legate für Schulen und einigen Vettern, davon der eine Chatelain, der andere Advokat des Königs war. Zu seinem Glück, oder vielmehr meiner Mutter Glück war der Notarius, der das Testament gemacht hatte, ein Schurke und verrieth den Vettern das Testament. Diese giengen nun, thörichter Weise, das Testament bey Lebzeiten meines vermeinten Vaters an, und bewiesen aus Gesetzen und Statuten des Fürstenthums, daß der Erblasser einem, oder einer Fremden nicht mehr als ein Drittheil seines Vermögens vermachen könne, und daß er die übrigen zwey Drittheile der Familie lassen müsse. Die Vaterschaft konnte mein Vater nicht beweisen; aber er hatte einen klugen Advokaten, einen gewissen Herrn Convert, nachmaligen Chatelain von Val de Travers, der rieth ihm, das Testament zurück zu nehmen und dem Conseil zu erklären, daß er aus Unwissenheit und Unbe-

kanntschaft mit den Gesetzen diesen Fehler begangen habe und hiemit das Testament kassire, nächstens aber ein anderes ganz gesetzliches zur hohen Approbation des Conseils einreichen werde. Diese Erklärung wurde abgegeben, das Testament annullirt und die ergangnen Kosten zwischen den Partheyen getheilt.

Die Herren Vettern jubelirten laut über den gewonnenen Proceß und freueten sich, nun einen fettern Bissen von der reichen Erbschaft zu erhaschen. Allein, welch ein Donnerschlag schmetterte ihre Hoffnungen danieder, als Sonntags darauf von allen Kanzeln der Name **Montmollin** und **Düperon** als Bräutigam und Braut erschallte, als beyde bey ihren Freunden und Bekannten die gewöhnlichen Visiten machten und Gratulationen annahmen. Er legte die mit ihr geschlossenen Ehepacten dem Conseil des Königs vor, und dieser mußte sie unterzeichnen. Unterzeichnete er nicht und sagte: Mamsell **Düperon** ist Ihre Tochter, Sie können sie nicht heyrathen, und nöthigte man ihn zu schwören, daß sie wirklich seine Tochter sey, so setzte er sie als solche zu seiner Erbin ein; war sie es nicht, so mußte man die Heyrath gestatten, und er gab ihr nun das Vermögen als seiner Gattin.

Die Hochzeit wurde wirklich mit großem Pompe vollzogen, das Armen- und Waysenhaus reichlich bedenkt. Am folgenden Morgen war mein verstorbener Vater verreist, hatte seine Haus- und ganze Wirthschaft meiner Mutter übergeben, behielt sich eine gewisse Rente vor, die er zu Pontarlier verzehrte und besuchte meine Mutter gewöhnlich dreymal im Jahre auf einige Tage. An seinem und meiner Mutter Geburtstage und an ihrem beyderseitigen Hochzeittage. Einem seiner Herzensfreunde trug er die Besorgung seiner ökonomischen Angelegenheiten auf, und dieser mußte auch für einen künftigen Erben sorgen. Ich bin die Frucht dieser Bemühung, habe aber weder meinen wirklichen Vater, noch meinen Großvater kennen lernen. Die Revolution in St. Domingo hat uns arm gemacht. Das übrige wissen Sie.

Napoleon schloß zwar mit Oesterreich den Frieden zu Campo Formio und opferte die Venetianer ihrer Treulosigkeit halber auf, und unterwarf sie der Oesterreichischen Herrschaft, weil sie im Rücken seiner Armee einen Volksaufstand zu erregen und ihm den Rückzug abzuschneiden gesonnen waren; allein er ließ Rom und Neapel nicht aus den Augen, seine siegreiche Armee richtete ihren

Marſch nach Rom und nöthigte unſeren Serra-valle, ſich nach Neapel zurück zu ziehen, und da auch dieſes Reich ſelbſt hart bedrängt wurde und er bemerkte, wie die vom Deſpotismus gegeißelten Neapolitaner geneigt waren, das Joch abzuſchütteln, ſo hielt er es für das Beſte, ſich mit ſeinen Gefährten nach Malta einzuſchiffen und dort ruhig abzuwarten, bis der Sturm vorüber ſey.

Er verſahe ſich mit den nöthigen Päſſen, Donna Clara begleitete ihn, Brigitta, Lorenzo, Federigo, Giuſeppe wollten ſich ſo wenig als Biſchof Benedetto von ihm trennen, kurz, er reiſte nach dieſer Felſen-Inſel ab, ohne ſich länger als einige Tage in Neapel aufzuhalten. Die Ueberfahrt war glücklich. Die Herren waren des Meers gewohnt, nur Clara und Brigitta litten etwas von der Seekrankheit und konnten die Schönheiten der Natur nicht bewundern, welche ihnen die Küſten von Italien, von Sicilien und der feuerſpeyende Aetna darboten. So lange ſie noch im Golfo von Napoli waren, befanden ſie ſich wohl und waren entzückt von den himmliſchen Ausſichten, die ſich ihren Augen von allen Seiten darboten, aber ſo bald ſie im offnen Meere ſegelten, mußten ſie ſich zu Bette legen und hier den

Ueberfahrt der Seekrankheit geduldig abwarten. Sie erreichen ohne alle andere Abenteuer die Insel Malta, liefen in den Hafen von la Valette ein, stiegen ans Land und bezogen eine Wohnung bey dem Ritter von Osuna, einem jüngern Sohne des Herzogs gleiches Namens, und fanden hier eine Menge Briefe aus Spanien, davon wir hier nur den einen des Herzogs von Ripperda im Auszuge mittheilen wollen, theils weil er den Gesinnungen des Serravalle eine andere Richtung gab, theils weil er einen Mann betrifft, dessen Schicksale in neuern Zeiten ein so grosses Aufsehn erregt haben.

„Du weißt, lieber Serravalle, welche beynahe unüberwindliche Schwierigkeiten wir zu besiegen haben, wenn wir unsre Landsleute beglücken und in Spanien eine andere Regierungsverfassung einführen wollen. Ehe Godoy nicht gestürzt wird kommen wir nicht zu unserem Zwecke. Godoy, Herzog von Alkudia und Principe della Pace ist der Liebling des Königs und der Königinn. Jagt er auf der Jagd, so muß er ihr die Zeit vertreiben, kommt er nach Hause, so spielen sie drey Karten. Er war Anfangs gemeiner Leibgardist und Cortejer der Madam Campomanes. Kurz vor Karl IV Tode kannte ihn der ganze Königinn als einen

guten Zitter-Spieler kennen und dieses musikalische Talent und seine schöne männliche Figur erwarben ihm bald die Gnade der Prinzessinn. Zuerst wurde er von einer Stelle in die andere befördert, bis er zuletzt Oberst derselben war; nun kam die Reihe an die Orden und bey dem letzten schenkte ihm der König einen Degen, der 150000 Piaster werth war, und die Königinn ein Tafelservice, das das Degengeschenk an Werth noch weit übertraf. Bald darauf erhob ihn der König zum Grande der ersten Klasse und schenkte ihm ein Herzogthum dazu. In Zeit von zwey Jahren wurde er aus dem Stande zu dieser schwindelnden Höhe des Glücks emporgehoben, vor ihm muß sich jetzt alles beugen; er gebietet über die Königinn, diese beherrscht den König und so ist er eigentlich das große Triebrad, um das sich die ganze Regierung von Spanien bewegt. Sein Ansehen ist in diesem Augenblicke allmächtig, von ihm hängt Alles ab. Er stürzt Minister und erhebt andere, alle Beförderungen sind sein Werk. So lange er Liebling des Königs und der Königinn bleibt, so lange darf es niemand wagen, gegen ihn laut zu werden. Er läßt Grande von Madrid verbannen, schickt andere nach den Colonien, oder wohl gar nach den Festungen und bestraft sie willkührlich.

Alles zittert vor ihm und verehrt ihn äuſerlich eben so sehr, als es ihn innerlich haſſet und verabſcheut.

Dieser Haß der Groſſen könnte uns nützlich seyn, wenn er nicht auf der andern Seite sich mit einer Menge Creaturen umringt hätte, die ihm gleichsam zur Leibwache dienen. Die Königinn hat ihn so sehr bereichert, daß er eine Menge von Müſſiggängern beſolden kann, die ihm zum Schutze dienen. Sein Haus ſtrotzt von Gold, Silber und andern Koſtbarkeiten und er beſitzt mehr Juwelen, als vielleicht die übrigen Granden zuſammen genommen nicht aufweiſen können. Der Finanzmeiſter Lopez Graf von Lerena kann nicht neue Operationen genug erſinnen, um das Gold der Nation in ſeine Tasche zu ſpielen. Er iſt stets bey Hofe, der König ſieht ihn als ein Glied ſeiner Familie an und lebt mit ihm auf dem vertrauteſten Fuſe. Er hat das Amt, Sr. Königl. Majeſtäten zu entweiſen, ein Amt, das das glänzendſte und einträglichſte im Lande iſt.

So lebt Godoy geſchützt von dem Könige und der Königinn, vor allen unſern Intriguen ſicher und ruhet und alle Pfeile des Haſſes prallen kraftlos von ihm zurück. Er kann jeden Plan gegen ihn gleich in der Geburt erſticken. So lange Ehrgeiz

ihn nicht verleitet, eine Stelle im Miniſterium zu übernehmen, ſo lange ſieht er feſtenfeſt. Thäte er dies, dann würden ihn Geſchäfte vom Hofe entfernt halten, die warme Anhänglichkeit des Königs und der Königinn könnte ſich verlieren, und dann eine gut angezettelte Cabale ſein Glück wankend machen. Jetzt herrſcht er ohne Verantwortung; wer will ihm ſchaden? —

Die Königinn hat ſich als ſchlaue Italiänerinn durch ſtete Aufmerkſamkeit die Neigung, die Achtung und das Zutrauen des Königs in einem ſo hohen Grade erworben, daß es dem Könige noch nie eingefallen iſt, eine kleine Liebſchaft anzuſpinnen. Er iſt ein liebevoller Gatte, ein guter Vater und ein nachſichtiger Herr. Unglücksfälle ſeiner Unterthanen können ihn bis zu Thränen rühren; es fehlt ihm bloß an Geiſteskraft, er konnte ſich bey der empfangenen Erziehung nicht zu jener Würde empor heben, wozu ein Regent berufen iſt. Er ſieht nur durch fremde Brillen.

Der Kronprinz iſt bigott, abergläubiſch und hochmüthig. Pfaffen haben ihn erzogen; die Vernunft kann nicht empor kommen, wir können nichts von ihm erwarten. Uns bleibt nichts anders übrig, als eine neue Dynaſtie auf unſern Thron zu ſehen.

Welchen Prinzen, oder welchen Mann von großen Herrscher-Talenten die Vorsehung dazu ausersehen haben mag, das wird die Zukunft lehren." —

Wir wissen bereits, daß Napoleon und Joseph die Männer sind, welche Spanien beglükken sollen. Daß Englands Intriguen und Gutachten, daß die gegen einander erbitterten Parthenen des Königs, des Prinzen von Asturien und der Patrioten diesen Wechsel der Regierung für Spanien so blutig gemacht haben, ist nicht ihre Schuld. Vielleicht fand aber die Vorsehung nöthig, auf diese Weise erst den Auswurf der Nation bey Seite zu schaffen, um die überbleibenden desto dauerhafter zu beglücken.

Das überwundne Holland, Teutschland und Italien gab den Franzosen Muse, auf einen Hauptschlag zu denken, der die Engländer demüthigen und zum Frieden geneigter machen sollte. Es wurde in Toulon und andern Häfen des Mittelmeers eine beträchtliche Flotte ausgerüstet, Truppen marschirten von allen Seiten aus den innern Provinzen nach den Küsten und man stellte sich, als ob man eine Landung in England unternehmen wollte. Der Held des Jahrhunderts wurde zum Generalissimus der Englischen oder Küsten-Ar-

mee ernannt und ging, ehe man ſichs verſah, unter Segel, vereinigte eine Armee von 40,000 Mann in den Gewäſſern Siziliens und erſchien, ehe man ſichs verſah, vor Malta. Die Franzöſiſche und Spaniſche Zunge erklärte ſich gleich geneigt, die Franzoſen in Malta aufzunehmen, man gab noch her, was man hatte, und was Frankreich bedurfte, ſegelte ſchnell weiter, landete bey Abukir und nahm Aleſſandria. Hätte der Admiral der erhaltenen Ordre gemäß ſich gleich nach Candia eingeſchifft, oder hätte er ſeine Flotte zerſtreut und einzelnen nach den Italiäniſchen und Franzöſiſchen Häfen zurückkehren laſſen, ſo würde ſie gröſtentheils gerettet worden ſeyn, wenigſtens hätte der kühne Nelſon dieſelbe nicht auf der Rhede von Abukir in die Luft geſprengt und Napoleon hätte von Zeit zu Zeit in Egypten unterſtützt werden können, um ſich dieſe Provinz zu unterwerfen und von da aus die Engländer in Indien zu bekriegen, wie es ſeine Abſicht war.

Cerravalle ging von Malta aus mit Napoleon als Volontair nach Egypten und focht meiſtens unter ſeinen Augen mit ausgezeichneter Tapferkeit. Lorenzo begleitete ihn; aber Donna Clara, Brigitte, Federigo und

Giuseppe konnten sich zu dieser gefährlichen Reise nicht entschließen. Sie mietheten eine Maltesische Feluke und ließen sich nach Sizilien übersetzen, von da sie bey wieder hergestellter Ruhe über Neapel und Rom nach Venedig rückkehren zu können hofften. Wir wollen sie auf dieser Reise begleiten und sie zu den ihrigen zurück führen, bis daß auch Serravalle und Lorenzo mit Napoleon aus Egypten zurückkehren, in Bastia landen, sich hier nach Livorno einschiffen und von da ihren Weg bis zu dem an der Brenta liegenden Landgütchen fortsetzen, wo die ganze Familie vereiniget war, und auf Lorenzos Rückkunft sehnsuchtsvoll wartete. Donna Clara eilte nicht, dahin zu kommen, denn Federigo war ja bey ihr. Giuseppe aber wurde schon von Syrakus aus voran geschickt, um den alten Eltern die tröstliche Nachricht zu bringen, daß ihre Söhne auf der Rückreise begriffen wären. Der Schwester Giulia verschwieg man weislich noch, daß Lorenzo mit Serravalle nach Egypten gegangen sey.

Donna Clara und Federigo durchkreuzten auf Maultieren zu ihrem Vergnügen die fruchtbare und schöne Insel Sizilien, besuchten den fürch-

terischen Aetna, lagerten sich im Schatten des ungeheuren Kastanienbaums, näherten sich dem Crater und wurden durch die schneidend kalte Luft genöthigt, sich bis zur Holz-Region und zur Hütte eines Einsiedlers zurückzuziehen. Sie bewunderten die Ueberbleibsel der Griechischen, Carthaginensischen Römischen und Sarazenischen Prachtgebäude in Syracus, Catanea und andern Orten, bewunderten die Gastfreyheit und den Reichthum des Sicilianischen Adels, bedauerten das in der Sklaverey lebende und von Pfaffengeist und Aberglauben niedergedrückte Volk, tummelten sich in den fröhlichen Gesellschaften des Adels zu Palermo weidlich herum, denn Donna Clara schien ihre rachsüchtigen Pläne immer mehr und mehr zu vergessen und an keine Rückkehr nach der Schweiz zu denken, und langten endlich in Messina an, das zur Hälfte in seinen Trümmern lag, dessen Hafen aber noch immer sehr lebhaft war und eine herrliche Aussicht nach Reggio hinüber, jenseits der Meerenge, darbot. Federigo fand hier einen alten Bekannten aus Venedig, der die Dienste der Republik verlassen hatte, und eine Neapolitanische Fregatte kommandirte. Mit ihm besuchte er die benachbarten Thäler und Klöster und dieser führte ihn glücklich

über die Meerenge, ohne von der den alten Schiffahrern so furchtbaren Scilla und Charybdis verschlungen zu werden, nach Reggio. Die Verheerungen, welche das letzte Erdbeben in Calabrien angerichtet hatte, reizten ihre Neugierde weniger, als das schöne Sorrent, Tassos Vaterstadt und Grab. Sie konnten sich gar nicht losreissen von den herrlichen Ufern, welche den Meerbusen von Sorrent umkränzen; sie sind lieblicher noch, reicher und ergötzen das Auge des Schauers mehr noch, als selbst die von Neapel. Der Abt Bertola hat sie wahr und reizend geschildert. Die Ufer des Guarda-See's, die Borromeischen Inseln im Lago maggiore halten kaum eine Vergleichung mit ihnen aus. Das kleine Haus und das kleine Zimmer, wo Tasso geboren wurde, war für unsere Donna Clara ein Heiligthum. Hier pflegte sie zu beten, hier kämpfte sie mit sich selbst, um ihre so gerechte Rache gegen den Verführer ihrer Unschuld zu unterdrücken, der jedoch der Vater eines Sohnes war, den sie seit seiner Geburt nicht gesehen hatte, für den sie aber doch als Mutter fühlte, und den sie als ihren Sohn anzuerkennen gesonnen war, so sauer ihr dies wurde. Seine eignen Gewissensbisse mögen mich rächen, sagte ihr

zuweilen ihr Herz, nein, rief dann wieder das schändlich betrogene Gefühl, nein, ich habe geschworen, mich zu rächen; Gesetze bestrafen einen solchen Böswicht nicht, in solchen Fällen ist Selbstrache erlaubt, von dem Naturgesetz geboten. So viel gewann sie denn doch über ihr empörtes, tief gekränktes Herz, daß sie sich nicht übereilen, daß sie dem Schächer noch Zeit zur Buße geben wolle.

Sie verlieben wonnetrunken endlich das göttliche Sorrent, so pflegten sie es zu nennen, und mietheten sich am Hafen, oder der Rhede von Neapel eine lustige Wohnung, wo sie den Vesuv auf einer, das Voracbirge von Pausilippo auf der andern Seite in der Perspective hatten. In Neapel ging zwar alles bunt über eck, die Anhänger der Franzosen, die Hofparthei, die Englisch Gesinnten, die Patrioten, alle, waren entweder Verfolgte oder Verfolger; bald hatte diese, bald jene Parthey die Oberhand. Herzoge, Fürsten, Markesen, Barone und Lazaroni verlohren die Köpfe, wurden an den Mastbäumen aufgehangen, massakrirt, oder blieben in offner Fehde. Man plünderte die Häuser seiner Gegner, man schändete Weiber und Mädchen, man spießte Säuglinge an die Bayonnette, man verübte alle ersinnliche Arten von Grausamkeiten, und

lief doch in die Kirchen, Messe zu hören und das Blut des heiligen Januario fließen zu sehen. Nicht sowohl die Lazaroni von Neapel, sondern die schrecklichen Calabrier verübten diese Grausamkeiten unter dem Commando des Cardinals und Bischofs Ruffo, und nur seinem Schutze verdankten Federigo und Donna Clara Leben und Freyheit. Die arme Jungfrau Brigitta kam einmal so sehr ins Gedränge, daß sie beynahe das kostbarste verlohren hätte, was man doch nicht gern verliehrt, wenn man es bis in die dreyßiger Jahre conservirt hat.

Um sich aber doch nicht der Gefahr auszusetzen, gelegentlich doch als ein Opfer der Volkswuth zu fallen, so beschlossen sie, einige Monate auf der Insel Ischia in der Einsamkeit hinzubringen, die dortigen Bäder zu gebrauchen, und nur sich und der Freundschaft zu leben; denn Federigo hatte sich schon so sehr fest in die Gunst der Donna Clara gesetzt, daß sie ihm auf das freundschaftlichste begegnete und mit ihm als Bruder und Schwester lebte. Sie konnte es sich nicht bergen, daß sie mehr für ihn empfand als bloße Achtung, und er betete sie an, ohne ihr zu verrathen, daß sie sein Götze war.

Die Insel Ischia ist, so wie Procida, das Product eines unterirdischen Feuers. Ein Vulkan spie sie aus, ein Erdbeben wird sie vielleicht einstens wieder in die Fluthen vergraben. Man sieht ihr überall den Vulkanischen Ursprung an. Unsere Fremdlinge durchliefen die Thäler, erkletterten die Berge, beobachteten die im Neapolitanischen Busen ein- und auslaufenden Schiffe, ergötzten sich an der heiligen Einfalt der Bewohner dieser Insel, fischten mit ihnen in den Buchten, machten in einem kleinen Boote die Tour um die Insel, sahen das Wüthen des entfernten Vesuvs, spielten mit den Kindern ihres Wirths, lasen, schrieben Briefe an ihre Geliebten in Venedig und der Schweiz, kurz, genossen ihr Leben in stiller Zurückgezogenheit auf die angenehmste Weise. Ihre Ruhe wurde lange durch nichts gestört, bis endlich ein Brief von Venedig durch ihren Banquier in Neapel einlief, der auf beyde einen sehr verschiedenen und seltsamen Eindruck machte. Giuseppe schrieb an seinen Bruder Federigo aus einem Venetianischen Kloster, was die Leser hier in einer freyen Uebersetzung finden werden.

Geliebter Bruder!

Du wirst in Versuchung gerathen, zu glauben, ich hätte den Verstand verlohren, wenn ich Dir sage, daß ich in dem Kloster St. Paolo lebe und aus Vorsicht eine Franciscaner-Kutte angezogen habe, welche mir mein Freund, der Prior Castelli, großmüthig angeboten hat. Die Gefahr ist indessen so gut als vorüber; Chiaramonte hat sich meiner nachdrücklich beym Gubernio angenommen, der Podesta Battista Misani vertheidigt mich, Zeugen werden beschwören, daß ich nur aus Nothwehr einem Fremden, der mich in Mataro anfiel und den Dolch ins Herz stoßen wollte, zuvorkam, und ihn mit drey tüchtigen Faustschlägen in die Hölle gesandt habe. Dieser Kerl war keinen Dolchstich werth; ich hätte mich für entehrt gehalten, wenn sein Blut geflossen wäre.

Ich muß Dir das Alles weitläufig erzählen, wie ich dazu gekommen bin, damit Du nicht etwa Deinen Bruder beschuldigst, er hätte sich einer Niederträchtigkeit schuldig gemacht.

Ich lebte, weil Du und Lorenzo es so haben wollten, bey unsern Eltern auf dem Lande, und die drey ältesten Kinder des Bruders Gianetto wurden hier von den Großeltern erzogen und zur Schule

und Arbeit angehalten. Er wurde dadurch ungemein erleichtert, und da ihm Lorenzo für die Schweſter Giulia eine anſehnliche Penſion durch den Banquier Battaglia monatlich pünktlich auszahlen ließ, ſeine Frau ein gutes häusliches, arbeitſames Weib iſt, ſo konnte er mit ſeinem Verdienſte nicht nur recht gut fertig werden, ſondern er lebte in einer Art von ſichtbarem Wohlſtande, den man der Freygebigkeit des Senators Chiaramonte und unſerer Unterſtützung zuſchrieb.

Ich, meinerſeits, beſuchte ihn wöchentlich ein Paarmal, blieb auch wohl zuweilen eine Nacht in Venedig, klimperte den Mädchen etwas auf der Guitarre vor, und ging, wenn man mir recht gute Worte gab, mit einer zu Bette.

Heute ſind es gerade vierzehn Tage, da führte mich mein böſer Genius mit unſerm Bruder Giacotto, der mir zu Gefallen den Abſtecher mit machte, gegen Abend nach Mortera. Da war Muſik, Tanz, Spiel, Wein und Mädchen in Ueberfluß. Wir trafen viele Bekannte darunter, doch auch manches fremde Geſicht, und beſonders fielen mir zwey Kerle auf, deren Phyſiognomie für mich etwas abſcheulich Widriges und Zurückſtoßendes hatte.

Der eine war ein groſser, starker, vierschrötiger plumper Kerl, mit einem wahren Ochsenkorfe. Die Haare waren fuchsroth und borſtenartig, seine Wangen und Nase glühten wie Purpur, seine Augen standen weit hervor und waren katzenartig, sein Mund war groß, die Lippen aufgeworfen, das Kinn abgeschliffen und die Stimme heiser. Er trug grünen Rock, Weſste und Hosen, einen eben solchen runden Huth, Halbstiefeln und ein Jagdmeſser an der Seite.

Wer ist dieſser Mastochſe, fragte ich einen Kameraden, und erhielt zur Antwort: „Un Tirolese, servodi casa da quel Signore presso la finestra.“ Ein Tiroler, und Bedienter jenes Herrn am Fenſter.

Ich nahm weiter keine Notiz von ihm, näherte mich aber jenem Herrn am Fenſter, machte ihm einen Kratzfuß und erkundigte mich nach ſeinem Befinden, als ob er ein alter Bekannter geweſen wäre. Er wechſelte die Farbe, ſchlug die Augen nieder und antwortete blos: „Sta bene.“ Ich befinde mich wohl. Er veränderte bald darauf den Platz und ging auf den Hof; sein Tiroler folgte ihm, noch ein Bergomacker und zwey Venettianer, die ich kannte, folgten in kurzen Zwiſchenräumen. Mir

fiel das auf. Ich sagte laut zu meinem Bruder: „Guardati! Ho qualche sospetto.“ Sey auf deiner Huth ich habe einigen Arawohn.

„Si,“ flüsterte mir ein Mädchen ins Ohr, „guardatevi, vostro Fratello sarà ammazzato, sono cinque contro due. Si avete dieci zechini a spendere, miei fratelli v'assisteranno.“ Ja, hüthet euch. Euer Bruder soll ermordet werden. Es sind fünf gegen einen. Wenn ihr zehn Zechinen anwenden könnet, sollen euch meine Brüder beystehen.

Glücklicherweise hatte ich Geld bey mir, es waren vielleicht zwanzig Zechinen, ich gab ihr den Beutel hin und drückte ihr einen warmen Kuß auf die Lippen. Sie flog zum Zimmer hinaus und ich rückte meinem Bruder näher.

Nicht lange dauerte es, da trat sie mit ihren Brüdern herein; es waren die zwey mir bekannten Venetianer und Bravos des Senators Cornaro. „Sono miei fratelli,“ sagte sie zu mir, „quest' è un mio amigo,“ sagte sie zu den Brüdern und gab mir einen Kuß. „Il Tirolese per me,“ sagte der ältere, „e quell' da Bergamo per me,“ ergänzte der jüngere, „non sarà gran cosa per voi due di ammazzar quel Tedesco magro

e pallido.“ Es sind meine Brüder. Dies ist einer meiner Freunde. Der Tiroler ist für mich, und der Bergomasker für mich; es wird keine grose Sache für euch beyde seyn, jenen magern und blassen Teutschen zu erdolchen.

Aber, mein Gott, sagte Gianotto, was haben wir denn diesen Freunden gethan? Ich kenne sie nicht.

„Wir sind blos als Zuschauer, als Beyhelfer in der Noth mit drey Ducaten jeder erkauft. Auch soll nur Gianotto von dem Bergomasker niedergestoßen werden. Es ist eine alte Feindschaft. Man wird Händel mit ihm suchen und ihn unversehens morden.“

Der Teutsche, der Tiroler, der Bergomasker traten einer nach dem andern ein, und wir sprachen mit den Brüdern von hübschen Mädchen, schäkerten mit ihrer Schwester und liessen Wein geben. Der Teutsche that ein Gleiches und both den Brüdern an, uns nicht. Sie tranken, liessen aber den Bergomasker keinen Augenblick aus dem Auge. Ich gab Gianotto einen Wink, er folgte mir. Die Wirthinn mußte mir in der Geschwindigkeit ein Buch Papier holen lassen, womit er seine Brust bedecken mußte. Ruhig setzten wir

uns wieder an den Tiſch und tranken. Der Bergomasker ſtellte ſich meinem Bruder gegenüber, that als ob er ein Räuſchchen hätte, hielt ſich bald über die Kleidung, bald über die Naſe meines Bruders auf, und wagte es ſogar, danach zu greifen. Mein Bruder verſtand den Spaß unrecht und ſchlug ihn derb auf die Hand. Raſch zog er das Meſſer und ſtieß damit nach dem Herzen meines Bruders, aber in dem Augenblick ſtieß ich ihm meinen Dolch in den Wanſt, daß er ſogleich niederſtürzte. Der abgezehrte, hohläugige Teutſche feuerte ein Terzerol auf meinen Bruder ab, und griff, da er ihn fehlte, nach dem zweyten; ich hatte ihn aber ſchon bey der Gurgel, warf ihn nieder, trat ihn mit Füſſen und gab ihm einige Fauſtſchläge ins Geſicht, wovon er nach vier und zwanzig Stunden krepirte. Unſere Freunde ſchmiſſen den Tiroler zum Hauſe hinaus, der Wirth holte die Sbirren, man arretirte uns alle, und ſchleppte uns in die Signoria. Da ich den Bergomasker ſehr rechtlich niedergeſtoßen, den Teutſchen aber mit Fußtritten und Fauſtſchlägen ſpedirt hatte, was hätte unterbleiben können, da er nieder geworfen war und leicht entwaffnet werden konnte, ſo erhielten die Sbirren den heimlichen Befehl, mich entſpringen zu laſſen,

und ich nahm den Weg nach St. Paole. Mein Bruder und die übrigen Arreſtanten wurden den folgenden Tag insgeſammt in Freyheit geſetzt und für unſchuldig erklärt, ich aber ſollte zu fernerer Unterſuchung der Form wegen eingefangen werden. Ich höre indeſſen, daß ein Freyheitsbrief für mich ausgefertigt und meine That als Nothwehr erklärt werden ſoll. Bis das geſchieht, bin ich in Sicherheit, und, wenn alle Stricke reißen, ſo wird Dein Bruder Giuſeppe ein Franziskaner, was ja ohnedem unſere Mutter immer wünſchte. Was der Teutſche von meinem Bruder Gianetto wollte, weiß ich nicht. Es muß da ein Irrthum obwalten, oder vielleicht wars wohl gar auf ſeine Frau, oder Schweſter Giulia abgeſehen. Der Kerl ſah geradewie Correggio's Teufel aus, der die Eva verführte. Nun, es ſey wie ihm wolle, er hat ſeinen Lohn, ſo wie der Bergomasker. Dieſer wollte meinen Bruder, einen Vater von ſechs Kindern, erſtechen, jener ihn erſchießen; ich habe ihn gerettet und beyde beſtraft. Wäre das Mädchen, das uns warnte, keine Hure, wofür ich ſie jetzt noch halten muß, denn ſie ließ ſich ja entwillig von mir küſſen, ſo heyrathete ich ſie aus Dankbarkeit. Verdient hat ſie es allerdings um uns. Wir wollen ſehen. Lebe wohl.“

Federigo theilte den Brief seines Bruders der Donna Clara mit. Er wurde ein, zwey und dreymal gelesen, und immer fragten sie sich wechselseitig, wer kann der Teutsche gewesen seyn, der Gianetto morden wollte? Er ist niemals von Venedig weg gekommen; er hat niemals Händel mit Teutschen gehabt. Und dann in Gesellschaft eines Tirolers, eines Bergomaskers. Wie kommt der Deutsche mit diesen zusammen? Das waren Räthsel, die man nicht lösen konnte. Man legte sie so gar Jungfer Britten vor und diese legte den Finger an die Nase, studirte und platzte endlich heraus: „Herrjechen! das ist doch wohl nicht gar Herr Geller gewesen?“ Wie ein Blitz wirkten diese Worte auf Clara und Federigo; starr blickten sie einander an, keiner von beyden war vermögend, ein Wort über die Lippen zu bringen. Endlich sagte Clara: Gott! wäre es möglich! Hätte der Treulose denn doch seiner Thaten Lohn geärndtet, ohne daß ich das Werkzeug deiner Rache ward? Sey seiner Seele gnädig! Er war ein Böswicht, aber er war meines Karls Vater. — So sie. Federigo faltete die Hände, kniete nieder vor seiner Donna und rief jammernd aus: O ihr Heiligen im Himmel, ihr wißt es, wie bereit ich immer gewesen

bin, zu thun, was ihr durch meinen Bruder gethan habt. Ich wartete nur auf Ihren Befehl, Donna Clara. Jetzt bin ich Ihnen nicht mehr nütze. Begleiten will ich Sie bis in Ihr Vaterland und dann werde ich mich in eine Zelle einschließen und trauern bis ans Ende, daß mein unglückliches Schicksal mich verdammte, Sie kennen zu lernen und mir die Gelegenheit raubte, für Sie zu sterben.

„Guter Federigo, sagte Clara sanft und wehmüthig indem sie ihn von der Erde aufhob, guter Federigo, wir täuschen uns vermuthlich beyde und überlassen uns süßen Gefühlen, die oft betrüglich sind. Seitdem ich die Greuel-Scenen in Neapel mit angesehen und dort des Blutes so viel fließen gesehen habe, seitdem ist die Rache in meinem Herzen erloschen. Giller mag leben. Seine eignen Gewissensbisse mögen seine Henker seyn. Das Klima von Italien behagt mir. Ich werde meinen Sohn in der Schweiz abholen, werde mich im Venetianischen ankaufen und dort in der Nähe der Deinen leben und meine Tage beschließen. Deine Treue und Anhänglichkeit werde ich gewiß zu belohnen, suche: und ich bin dankbarer, als Du es erwartest.

Neue Freude, neue Hoffnungen belebten Federigos Herz. Ich danke, Donna Clara, für

dieſe gütige Anerkennung meiner kleinen geleiſteten Dienſte. Vergönnen Sie mir, mit Ihnen unter einem Himmel zu leben, ſo bin ich ſchon glücklich genug.

Brigitta hatte während dieſer Unterredung geweint und fragte dann leiſe: Wo werde ich denn bleiben?

„Bey mir, bey uns, verſetzte raſch Donna Clara. Wie kommſt Du aber auf den Gedanken, Brigitta, daß der von Giuſeppe Erſchlagene Herr Giller ſeyn könnte?“

„Es hat mir geträumt, Herr Giller ſey todt und ſeine ſchöne Frau habe einen Herzog geheyrathet.“

Donna Clara dachte an Serravalle und ſchwieg.

Man ſprach nun ſchon gelegentlich von der baldigen Reiſe nach Rom und Venedig, und Federigo brachte ſchon Güter in der Gegend von Padua in Vorſchlag, wo Donna Clara einen ſehr angenehmen Aufenthalt finden würde, oder auch an den Ufern des ſchönen Guarda-Sees. Beyde wünſchten aber doch, ehe ſie in Venedig einträfen, nähere Nachrichten von Giuſeppe und dem erſchlagenen Teutſchen, zu haben. Sie ſchrieb

nach Lindau an ihren Stettler, und verlang-
te Nachrichten von ihrem Carl und dessen treu-
losem Vater. Federigo schrieb an seine Eltern
und wünschte zu wissen, was aus Genevre ge-
worden sey. Stettler antwortete also:

„Ihr lieber Karl ist ein munterer wohlgenähr-
ter Junge, der wie eine Ameise lauft und klettert,
von Gesundheit strotzt und seiner Mamma wie aus
den Augen geschnitten ist. Ich habe ihm die Kuh-
pocken durch den Doktor Zollikofer von St.
Gallen einimpfen lassen und er ist gar nicht bett-
lägerig dabey gewesen. Noch ein Jahr werde ich
ihn in den Appenzeller Bergen lassen und dann
zu mir nehmen, damit er nicht ganz verwildert.
Er plaudert den ganzen Tag und prügelt für sein
Leben gern Hunde, Katzen, andere Jungen, kurz
was ihm unter die Faust kommt. Was Herrn Gel-
ser anbetrifft, so hat er schon vor 3 und mehr Mo-
naten eine Reise gemacht, und es will verlauten,
als ob er daselbst krank geworden und gestorben wä-
re. Doch ist dies zur Zeit nur noch Gerücht und die
Handlung geht nach wie vor ihren alten Gang. Das
Haus macht große Geschäfte und es sind keine Kinder
da. Die Madam ist noch immer traurig und jeder,
der sie kennt, bedauert sie. Wenn ich etwas Ge-

wiſſes von ſeiner Rückkunft oder von ſeinem Tode erfahre, werde ich es Ihnen melden. Einige Ihrer Capitalien liegen noch eisenfeſt. Es will ſich kein Käufer zu den Gütern finden. Alles fürchtet bey uns einen Anfall der Käyſerlichen. Meine Urſula läßt herzlich grüßen.“

Dieſe Nachricht ſchien die Muthmaßung oder den Traum der Zunafer Brigitta zu beſtätigen. Giller war nach Venedig gereiſt, Giller war noch nicht zurück. Was ſollte er ſo lange in Venedig machen? Faſt zu gleicher Zeit lief ein Brief des Ginſeppe ein und ein anderer des Beſchützers der Familie Chiaramonte. Ginſeppe kündigte blos eine vollkommne Losſprechung von aller Schuld an und wie er ſeine oder ſeines Bruders Retterinn aufgeſucht und an ihr ein ganz anderes Mädchen gefunden habe, als er ſich Anfangs eingebildet. Er werde ſie näher kennen zu lernen ſuchen und halte ſie Farbe, ſo ſey er feſt entſchloſſen, ſie zu heyrathen. Chiaramonte gab dem Federigo eine ausführliche Nachricht über den ganzen Vorfall, der denn keinen Zweifel übrig ließ, daß Giller wirklich von Ginſeppe war erſchlagen worden. Er ſchrieb wie folgt.

„Kaum erhielt ich Nachricht, daß Deine Brüder Gianetto und Giuseppe hätten sollen ermordet werden, dieser Letztere aber den einen der Meuchelmörder erstochen, den andern mit der Faust erschlagen habe, und daß die ganze Gesellschaft arretirt sey, so eilte ich auf die Signoria, fand daselbst vierzehn Personen eingekerkert, wovon Deine beyden Brüder, zwey Bravos des Cornaro, ihre Schwester, ein Tiroler, ein noch lebender, aber tödtlich verwundeter Kaufmann von St. Gallen und ein erstochner Bergamasker die handelnden Personen gewesen waren. Ich vernahm zuerst den Wirth und die Wirthinn, dann die Schwester der Bravos, diese selbst, noch zwey andere Zeugen, den Tiroler und endlich Deine Brüder. Den Verwundeten ließ ich verbinden und ihm alle mögliche Hülfe leisten, um ihn zu retten, da ich hörte, daß er von Familie und ein reicher Mann sey. Die Zeugen bewiesen die Unschuld Deines Bruders Gianetto sonnenklar. Daß der Bergamasker auf ihn gestoßen hatte, bewiesen Rock, Weste, Hemde und das untergeknöpfte Papier. Daß der Kaufmann nach Deinem Bruder geschossen hatte, war gleichfalls erwiesen; allein die Nothwendigkeit, ihn mit Fäusten todt zu schlagen, war zweifelhaft.

Giuſeppe hätte ihn eben ſo gut entwaffnen können. Ich entließ indeſſen alle nach Hauſe, Giuſeppe ſchickte ich in die Gewölbe, gab aber den Sbirren einen Wink, ihn entlaufen zu laſſen. Ich examinirte nun den Tiroler und konnte von ihm nichts anders herausbringen, als er ſey ſeit einem halben Jahre bey dem verwundeten Kaufmann als Jäger in Dienſten, habe mit ihm die Reiſe nach Bergamo gemacht, dort habe er ſich noch einen Bedienten, den erſtochenen, gemiethet, und ſo wären ſie drey vor vierzehn Tagen in Venedig angekommen. Hier habe ſein Herr ſich überall nach einem gewiſſen Mattheo Maffei ſorgfältig erkundigt, und endlich im Hauſe Cornaro erfahren, daß dieſer Mattheo hätte ein Paar Spanier morden ſollen, von einem gewiſſen Federigo aber ſey verrathen, gefangen genommen und als ein berüchtigter Aſſaſſino und Helfershelfer des Grafen Toricelli hingerichtet worden. Auf dieſe Nachricht hin habe er den Federigo Cantaro aufgeſucht und vernommen, daß zwey Brüder dieſes Namens wirklich hier lebten, davon der eine Gondoliere in Dienſten des Spaniers geweſen ſey. Man verwechſelte Euch Brüder, und der St. Galler Kaufmann beſchloß, ſeinen treuen Mattheo

zu rächen. Er erfuhr, daß Deine Brüder oft nach Mataro zu Weine giengen, fand sich daselbst ein, nahm noch zwey Bravos des Cornaro im Nothfall mit, und nun geschah, was Dir Dein Bruder gemeldet hat. Der sterbende Kaufmann, Namens Giller, bestätigte die Aussage seines Jägers, und erklärte diesen selbst für unschuldig. Uebrigens gab er dem Serravalle alle Schuld, der ihm die Donna Clara entführt, mit der er einen Sohn erzeugt, durch Familien-Verhältnisse aber genöthigt worden sey, eine andere zu heyrathen. Mattheo Maffei hätte diesen Raub bestrafen sollen, wäre aber durch Verrätherey des Cantaro daran gehindert, gefangen genommen und hingerichtet worden. Den Tod dieses treuen Dieners zu rächen, habe er einen Banditen in Bergamo gemiethet, und dieser sey, wie man wisse, durch einen Bruder des Cantaro erstochen worden. Als er dies gesehen, habe er sein Terzerol auf die Cantaros abgefeuert, sein Tiroler sey desarmirt, und er von dem Cantaro mit Füßen getreten und mit Fäusten geschlagen worden, bis er in Ohnmacht gesunken. Er hoffe, bald ausgelitten und damit seine etwanige Sündenschuld gebüßt zu haben. Er bitte, die Art seines Todes seiner Familie zu verheelen, habe noch Geld

genug bey ſich, um die ergangenen Unkoſten zu bezahlen und ehrlich begraben zu werden. Er ſtarb bald darauf, und dein Bruder wurde aus ſeinem Aſyl zurück berufen und für unſchuldig erklärt. —

Alle dieſe Umſtände waren zu genau und zu beſtimmt angegeben, als daß Donna Clara und Federigo noch den geringſten Zweifel hätten haben können, als ob ein anderer ſtatt Giller's gefallen ſey. Sie beteten die wunderbaren Wege der Vorſehung an, und Donna Clara wurde mit jedem Tage munterer, froher und herzlicher gegen Federigo. Sie verſahen ſich mit den nöthigen Päſſen und gingen über Rom, Loretto, Ancona, Sinigaglia u. ſ. w. nach Venedig, wo ſie die Beccariaſche Familie mit ausgelaſſener Freude empfieng; nur Giulia war untröſtlich, daß ihr Lorenzo nicht auch zurückgekehrt war, ſie glaubte ihn für ſich auf immer verlohren, und die kleine Prophetin mochte auch noch ſo oft an ihren Traum erinnern, Giulia wollte ſich nicht zufrieden geben. Sie war Urſach, daß die Freude in der Familie nicht ganz rein war.

Donna Clara beſah die benachbarte Gegend in Federigo's Geſellſchaft, und fand bald an den Ufern der Brenta einen angenehmen Landſitz, wo

ſie den Reſt ihres Lebens in Ruhe zuzubringen beſchloß. Ihrem Stettler gab ſie Befehl, ihre noch übrigen liegenden Gründe nicht zu verkaufen, ſondern nur zu verpachten, auch keine Capitalien mehr einzuziehen, und wenn es ſeine Kräfte ihm erlaubten, ihren kleinen Karl nach Venedig zu bringen, wo ſie zu bleiben geſonnen ſey. Auf das pünctlichſte vollzog dieſer ihre Befehle, und nach wenigen Wochen ſchon langte er mit dem kleinen Schmerzensſohn auf ihrem Landgute an. Er fand hier zwar Menſchen, die er nicht verſtand; denn was ſeine Mutter ihm ſagte, waren ihm böhmiſche Dörfer, und nur Jungfrau Brigitta war ſo glücklich, ihn zu verſtehen und ſich verſtändlich zu machen; aber er fand hier alles wieder, was er im Appenzell gehabt hatte und noch viel mehr. Hier konnte er Weintrauben und allerley Früchte nach Herzensluſt ſchmauſen, die ihm im Appenzell nur ſehr ſelten zu Theil geworden waren, er fand Kühe, Geiſſen oder Ziegen, Schafe, Hunde, große Jungen, die ſich von ihm prügeln ließen — was wollte er mehr?

In dem Landhauſe ſeiner Mutter ſchien alles ſehr vergnügt und glücklich zu ſeyn; allein ſowohl der Donna Clara als dem Federigo lag ein

Stein auf dem Herzen, den ſie lange nicht herumterzuwälzen vermochten. Die Schweſter Giulia war dazu behülflich, ohne es zu ahnen. Um Geſellſchaft zu haben, hatte Donna Clara dieſe zu ſich genommen. Sie gewann in kurzem das Vertrauen derſelben ganz, und oft fiel die Rede auf den abweſenden Lorenzo und ihre unglückliche Liebe. Warum mußte ich ihn ſehen und kennen und lieben lernen, und ihn nun verlieren? Ach! er wird nie wiederkehren. Gewiß iſt er ſchon nach Spanien gegangen.

Donna Clara tröſtete ſo gut ſie vermochte und bediente ſich dabey des Ausdrucks: Ach! gute Giulia, Du biſt glücklicher noch als ich. Dein Geliebter iſt zwar von Dir entfernt, aber er wird wiederkommen, er iſt noch nicht für Dich verloren. Ich aber liebe hoffnungslos. Der Freund meines Herzens iſt nicht weit entfernt, aber er hat nur Achtung, vielleicht Freundſchaft für mich; aber was iſt dieſe für ein liebendes Herz! Ich kann, ich werde nie glücklich ſeyn. Der, dem ich meine erſte Liebe ſchenkte, betrog mich; der, den ich jetzt liebe, verſteht mich nicht. —

Donna Giulia zerbrach ſich den Kopf, wer denn wohl der Geliebte der Donna Clara ſeyn

könnte? Sie hatte immer geglaubt, Serravalle sey es; denn nie hatte Lorenzo von Madame Giller gesprochen. Er ist nicht weit entfernt, hatte ja Clara gesagt. Sie musterte nun den ganzen benachbarten Adel durch, der im Hause Visite gemacht hatte, sie rieth hin und her und fand keinen. Ihre weibliche Neugierde war nun einmal gereizt. Höre, Federigo, sagte sie zu ihrem Bruder, was für Familien besucht denn Donna Clara in Venedig? Er nannte ihr einige.

„Hast Du denn keinen Herrn bemerkt, den sie besonders auszeichnet? Sie hat eine heimliche Inclination, und denke Dir das Schreckliche, sie liebt hoffnungslos."

Federigo wurde bey diesen Worten bald kalt, bald warm. Er gerieth in die sichtbarste Verlegenheit und konnte ihr nicht antworten.

„Was fehlt Dir denn, Federigo? Warum schweigst Du? Du bist ja täglich und stündlich im Hause, in den Zimmern der Donna Clara, Du solltest doch wohl bemerkt haben, wen sie liebt. Die Liebe blickt immer irgendwo hervor, wenn sie auch noch so versteckt ist."

„Ich wüßte nicht, daß sie auf unserer ganzen Reise irgend einer Mannsperson einen Vorzug ge-

geben, oder ſich nur nach Umgang mit Männern umgeſehen hätte. Sie war ſtets zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt und ſchien die Leidenſchaft der Liebe gar nicht zu kennen. Selbſt nach ihrem Sohn hatte ſie, oder zeigte ſie keine Sehnſucht, und auch hier habe ich nie bemerkt, daß ſie ſich irgend jemand genähert, oder gern in Geſellſchaft von Herren geweſen wäre."

„Nun, jemand muß es doch wohl ſeyn, erwiederte Giulia. Sie würde es ja nicht geſagt haben. Beobachte ſie genau; ich werde das Meinige auch thun, und da wollen wir das Geheimniß bald weg haben."

Federigo verſprach ihr das, war aber bey ſeinen Beobachtungen um ſo ängſtlicher und verlegner, als Donna Clara unbefangen und offen zu Werke ging. Ihr fiel dieſe Veränderung in ſeinem Betragen auf; ſie wußte ſich dieſelbe nicht zu erklären. Sie kam endlich auf den Gedanken, er habe ein geheimes Liebesverſtändniß und wage es nicht, eingedenk ſeiner frühern Verſprechungen, ſie nicht zu verlaſſen, um ſeinen Abſchied zu bitten. Es war ihr unausſtehlich, ihn ſo niedergeſchlagen, ſo verſtört zu ſehen. Sie wollte daher ihn lieber miſſen, wollte ihrem Herzen lieber die Qual anthun, ihn zu verlieren, als ihn länger in dieſem Kampfe

mit ſich ſelbſt zu ſehen. Sie ging mit ihm in der Allee ihres Gartens ſpatzieren und ſah in derſelben die Schiffe auf und ab rudern und ſegeln. Das Bild unſeres Lebens, Federigo, ſagte ſie zu ihm, wir ſind in ewiger Bewegung, es geht mit uns bald auf: bald niederwärts. Wir ſchwimmen mit dem Strome und werfen uns ihm entgegen. Heute ſind wir oben, morgen ſind wir unten, heute ſchleichen wir langſam und morgen fliegen wir. Alles iſt dem ewigen Wechſel unterworfen, nichts iſt beſtändig. Bald ſind wir dem Sturmwind ausgeſetzt, und bald gleiten wir ruhig und ſanft über die Spiegelfläche des Lebens dahin.

„Sage mir, Federigo, biſt du glücklich?"

Er ſtutzte bey dieſer verfänglichen Frage. Ja und Nein ſchien ihm gleich gefährlich, gleich unwahr zu ſeyn. Er verſetzte endlich, Nein, ich bin es nicht.

„Lieber Federigo, und das haſt Du mir ſo lange verſchwiegen? Du weißt, wie viel Dank ich Dir ſchuldig bin, weißt, wie gern ich dankbar bin und wie ſehr ich Dich ſchätze. Und mir verſchwiegſt Du Deine Leiden! Iſt irgend ein Unglück in Deiner Familie vorgefallen? Iſt jemand von den Deinen krank, oder wohl geſtorben?"

„Nein, Signora, das alles nicht. Oft liegt ein Unbehagen in unserm Körper, das wir uns nicht erklären können, oft brüten wir an einer Krankheit, oft ists auch wohl nur Grille.“

„Meinst Du das, so geh' nach den Bädern von Piſa, gern will ich die Koſten tragen; oder glaubſt Du, daß ein Geſundbrunnen Dir beſſer behage, geh nach St. Moritz, das iſt ja nicht ſehr weit.“

„Und wem ſollte ich Sie indeſſen anvertrauen? Wer wird Sie ſo gern, ſo treu bedienen und beſchützen, als ich?“

„Das iſt wohl wahr. Doch Deine Brüder ſind ja in der Nähe und lieben mich.“

„Giannotto hat Weib und Kinder, wenn er auch ſeine Berufsgeſchäfte in dieſer Zwiſchenzeit aufgeben wollte. Giuſeppe läuft ſeinem Mädchen nach und vergißt Himmel und Erde, wenn er ihr ins Auge gucken kann. Das geht nicht. Ich kann Sie nicht allein laſſen.“

„Nun, ſo will ich Dich begleiten, ich will mit Dir reiſen.“

„Das wollten Sie? Mir zu Gefallen? Um meinetwillen?“

„Zweifelst Du daran, lieber Federigo? Solltest Du dieſe kleine Gefälligkeit, wenn ſie zu Deiner Beruhigung dient, in der langen Zeit, da Du bey mir biſt, nicht um mich verdient haben?“

Federigo konnte ſich nicht länger halten, er ſtürzte zu ihren Füßen nieder, umfaßte ihre Knie, küßte ihre Hand und ſagte: „So viel Güte habe ich nicht erwartet. Ich bin der Glücklichſte unter den Sterblichen, wenn ich es wagen darf, Sie zu lieben.“

Sie ſank in ſeine Arme, gab ihm den heiligen Kuß der Liebe und ſagte: „Federigo, ewig bin ich die Deine. Du kennſt meine Geſchichte. Ich liebte Dich ſchon ſeit langer Zeit; aber Deine Ehrerbietung, die Du keinen Augenblick gegen mich aus den Augen ſetzteſt, ob wir gleich Stunden und Tage in der Einſamkeit bey einander zubrachten, machten mich irre. Jetzt ſind meine Zweifel gelöſt; ich bringe Dir ein ungetheiltes Herz und werde Dich glücklich zu machen ſuchen. Mein Vermögen iſt mehr als hinlänglich, um uns ein angenehmes und bequemes Leben zu verſchaffen. Es iſt auch meiſtens gut und ſicher angelegt; man kann es mir nicht entreißen.“

Noch hielten ſie ſich einander in den Armen verſchlungen, da ſtand auf einmal Giulia neben

ihnen und rief freudig aus: „So hätte ich mich denn wirklich nicht geirrt? Sie liebt Dich, mein Bruder! Seyd dreymal gesegnet, ihr Glücklichen!“

Jungfer Brigitta machte gewaltige große Augen, als sie ihre Frau mit Herrn Federigo Arm an Arm durch den Garten gegen das Wohnhaus zu herankommen sahe. Sie meinte Anfangs, einer von beyden müsse wohl krank seyn und sich führen lassen, lief ihnen daher hurtig entgegen und bot ihnen ihre Dienste an, blieb aber wie versteinert stehen, als Donna Clara scherzend ihr Federigo mit den Worten vorstellte: „Sieh, liebe Brigitta, hier ist unser künftiger Herr. Ich hoffe, Du wirst seine Befehle respectiren, wie die meinigen.“

„Jungfer Brigitta schlug die Hände zusammen und rief mit Thränen in den Augen aus: Mein Herrgottchen! habe ich es immer doch gedacht, es würde einmal so kommen! Sie waren ja stets so in Friede und Eintracht und in der Einsamkeit beysammen, und erzählten sich bald dies, bald das, und lasen einander was vor, und Herr Federigo spielte die Guitarre und ließ sie keinen Augenblick aus den Augen, da mußte ja wohl endlich ein liebes Pärchen daraus werden. Gieb dei-

nen Segen dazu liebes Gottchen! Bitte herzlich und demüthig, auch mich lieb zu behalten, denn ich bin stets und ewig Ihre getreue Dienerin."

Unser glückliches Paar konnte sich kaum des Lachens enthalten, obgleich Federigo sie nicht ganz verstand, Clara versicherte ihr indessen, daß diese Veränderung nicht die geringste in ihren Verhältnissen und ihrer Lage hervorbringen würde, daß sie ganz ruhig seyn könnte, und daß sie es sich stets zur Pflicht machen würde, für eine so treue Dienerin zu sorgen, welche sie als ein Glied ihrer Familie ansehe.

Die Verlobungsfeyer wurde ganz in der Stille vollzogen, die alten Eltern, Giannotto mit seiner Familie, Giuseppe, Chiaramonte und der Beichtvater der Beccaria's waren die einzigen Gäste, und Niemand freuete sich mehr, als die kleine Prophetin Ursula, die dem Oheim Federigo sein Glück verkündigt hatte. Sie galt daher auch viel im Hause, und nahm es nun auf sich, die Tante Giulia, welche allein sich nicht recht herzlich freuen konnte, weil ihr Lorenzo fehlte, zu trösten. Habe doch nur Geduld, liebe Tante, sagte sie, die Reihe kommt ja auch an Dich. Du bist ja weit jünger als Federigo und

die Donna Clara. Giuseppe ist auch nicht verheyrathet und doch älter als Du. Lorenzo wird bald wiederkommen. Er liebt Dich treu. Man belachte die Einfälle der Nichte und beschloß, mit Vollziehung der Heyrath es so lange anstehen zu lassen, bis von Lorenzo Briefe eingegangen seyn würden. Stettler hatte in St. Gallen nähere Erkundigungen eingezogen und im Hause des Herrn Giller selbst erfahren: Er sey von einem jungen Venetianer, auf den er geschossen, in einem Weinhause geschlagen worden und an den Wunden gestorben. Madam Giller sey Erbin des großen Vermögens ihres Mannes geworden, habe die Handlung ihren Brüdern abgetreten, und lebe in größter Eingezogenheit auf einer ihr zugefallenen Campagne im Rheinthal. Sie allein zweifle an dieser von Venedig mitgetheilten Todesart ihres Mannes, und behaupte, er sey entweder im Duell gefallen, oder ein Spanier, den sie deßwegen verabscheue, habe ihn gemordet, oder morden lassen. Sie sey willens, sage man in ihrem Hause, selbst nach Venedig zu reisen, sich auf das Genaueste von allem zu unterrichten, den Körper ihres Gatten nach St. Gallen transportiren und in vaterländischer Erde beysetzen zu

laſſen. Sie ſehe äuſſerſt ſelten Fremde in ihrem Hauſe, nur die Familie des Baron von Müller verweile öfters einige Tage bey ihr, und ſcheine ihr ganzes Zutrauen zu beſitzen. Selbſt ihre Mutter und Geſchwiſter kämen nur ſelten zu ihr, und ſtatt daß man erwartet hätte, ſie würde heiter und froh ſeyn, da ſie das Schickſal aus den Händen eines Tyrannen befreyet, bliebe ſie ſtets gleich melancholiſch und finſter, und ſcheine aller Freude abgeſtorben zu ſeyn.

„Gott lob! ſagte Donna Clara, daß Du und ich, lieber Federigo, an ſeinem Tode unſchuldig ſind. Ich wollte, daß er beſſer und glücklicher geweſen wäre. Der Entſchluß, ihm zu verzeyhen, kam mir nicht ganz ſo leicht an, wie ich glaubte; denn die Erfahrung hat mich oft gelehrt, daß man ſich ſtärker fühlt, als man wirklich iſt. Schön wird unſer Lohn ſeyn, guter Federigo, wenn nie wieder der ein Gedanke an Rache in unſerer Seele aufſteigt. Könnten wir doch unſerm Serravalle eben dieſe Geſinnungen einflößen!“

„Das wird ſehr leicht ſeyn, verſetzte Federigo, da Gott den Lohn ſeiner Thaten geändert hat, und ſeine Minna nun frey iſt; aber ich beſorge ſehr, wir werden unſern Serraval-

le nicht wiederſehen. Die Nachrichten aus Egypten lauten immer ſchlechter und ſchlechter. Die Engländer und Türken können ſich ſtets wieder verſtärken; aber Buonaparte hat keine Hülfe zu erwarten. Seine Armee ſchmilzt täglich ein; Clima und Feinde werden ſie endlich ganz aufreiben.“

„Dieſe Welthändel intereſſiren mich wenig, lieber Federigo. Wäre nur Schwager Lorenzo wieder hier, und Schweſter Giulia getröſtet. Möchte unſer Freund Serravalle noch ſo glücklich werden, wie wir!“ —

„Amen! ſagte Federigo und die muntere Urſula hüpfte ins Zimmer und brachte die Nachricht: der Senator Chiaramonte und der Vater wären angekommen. Federigo eilte ihnen entgegen und führte jenen in das Zimmer der Donna Clara. Nach der herzlichſten Bewillkommnung ſagte Chiaramonte: Ich bringe Ihnen groſſe Neuigkeiten mit. Wir haben die zuverläſſigſten Nachrichten, daß der Corſe, ſo nannte ihn der Senator von Venedig verächtlich, Egypten und ſeine Armee verlaſſen hat, nach Paris zurückkehren will, und von den Engländern verfolgt wird. O! wenn ſie ihn doch erhaſchten, den Staatenzerſtörer, den ehrgeizigen Eroberer! Wenn ſie

ihn doch in den Abgründen der mittelländischen Meeres ersäufften, damit die Welt Ruhe erhielte!"

Donna Clara schwieg. „Von Serravalle haben Sie wohl nichts gehört? fragte sie." „Er lebt, auch Lorenzo. Eben von ihm sind Briefe eingelaufen, und ich habe nicht genug eilen können, um diese hieher zu bringen, und seine Frau zu trösten. Er und sein Freund sollten sich mit dem General einschiffen, sie zogen aber vor, noch in Cairo zu bleiben, wo Kleber das Commando übernommen hat. Bey erster günstigen Gelegenheit sind sie gesonnen, sich einzuschiffen und nach Italien zurückzukehren." Nach und nach versammelte sich die ganze Familie in dem Zimmer der Donna Clara, und alles freuete sich über die guten Nachrichten, nur Giulia blieb ernst und sah' nichts als Gefahren für ihren Lorenzo. Sie jammerte laut: „Er hat mich auf ewig verlassen! Keine Hoffnung erfüllt mehr dies ewig trauernde Herz."

„O könnt' ich Dich trösten, liebe Giulia, unterbrach Donna Clara die Klagende. Hoffe, hoffe, gute Schwester. In der Hoffnung verliert der Schmerz seine Kraft und die Verzweiflung entflieht. Es ist ja einmal des Menschen Loos, bis ans Grab mit mancherley Leiden zu kämpfen. Doch

auch Freuden begleiten uns überall. Der kummervollen Tage giebt es zwar viel, der freudenvollen weniger. Steht es uns indessen zu, darüber zu murren? Ist unser Schicksal nicht von höherer Hand geordnet?" —

Giulia seufzte und wollte sich entfernen. Chiaramonte sprach der Bleibenden und zur Traurigkeit Gestimmten Trost ein. „Ich habe ja nichts mehr zu verlieren, versetzte sie. Kalt will ich seyn, und taub gegen alles, was mir von nun an begegnet. Der Mensch hat ja eine Stunde, die ihn von der Last des Kummers völlig befreyt. Sie wird auch mir erscheinen und alles enden."

„Noch eine Neuigkeit habe ich Ihnen mitzutheilen, sagte Chiaramonte unbefangen, die Ihren Freund Serravalle angeht und nur in so fern für Sie Interesse haben kann. Madame Bitter von St. Gallen, deren Gemal das Unglück hatte, von den Händen unseres Giuseppe zu sterben, und bey uns begraben wurde, ist vor einigen Tagen mit zwey Brüdern in Venedig angekommen und hat bey der Signoria und dem Oesterreichischen Gouvernement nachgesucht, daß ihr erlaubt werden möchte, die Ueberreste ihres Gatten nach St. Gallen transportiren zu lassen

um ihn der heimiſchen Erde zu ſchenken. Noch iſt darüber nichts entſchieden, und es iſt im Conſiglio ſtark über die Zuläſſigkeit debattirt worden. Ich bin faſt der Meynung, es werde ihr abgeſchlagen werden."

„Das ſollte mir ſehr leid ſeyn, unterbrach Donna Clara den Senator. Wenn eine trauernde Gattin Troſt darin findet, warum ſollte man ſo grauſam ſeyn, ihr dieſen zu verſagen?"

„Sie vergeſſen, meine Freundin, erwiederte Chiaramonte, daß er ein Miſſethäter, ein Ketzer, ein Ausländer iſt, und daß wir Pfaffen haben und ſchwer zu bekämpfende Vorurtheile. Ich meiner Seits bin darüber hinaus, aber nicht alle Mitglieder des Conſiglio denken wie ich."

Mit Thränen in den Augen und äußerſt gerührt bat Donna Clara den Senator, das Geſuch der Dame Gilfer zu unterſtützen. Sie nehmen an dem Schickſal dieſer unglücklichen Landsmännin den lebhafteſten Antheil, und werden es als eine ihr erwieſene Wohlthat anſehen. Der Senator verſprach, ſein Möglichſtes zu thun. — Er blieb zwey Tage auf dieſem angenehmen Landſitze, und ſchied höchſt zufrieden mit der Aufnahme daſelbſt und unter der Verſicherung, ſie bald wieder zu beſuchen, von ſeinen Lieben. Federigo

mußte ihn auf Geheiß der Donna Clara nach Venedig begleiten und erhielt den Auftrag, die fremde Familie durch seine Freunde sorgfältig bewachen zu lassen und bey jeder Gelegenheit zu schützen. Als Kaufmann von Verona sollte er seine früher mit ihr in St. Gallen gemachte Bekanntschaft erneuern, ihr seine Dienste ja anbieten und unter der Hand die Gesinnungen der Madame Giller gegen Serravalle zu erforschen suchen, damit man eine Zusammenkunft beyder; nach den Umständen, entweder begünstigen oder hindern könne. Die kleine Ursula hatte wieder geträumt. Sie hatte den Oncle Lorenzo in reich gestickter Uniform gesehen, wie er seine Giulia umarmte und ihr eine goldne Kette um den Hals hing und sie hatte seine baldige Ankunft prophezeiht, weil sie davon hatte reden hören und ihre Tante trösten wollte.

Federigo wurde als ein alter Bekannter mit Entzücken von der Familie Zollikofer empfangen, und selbst Madame Giller wurde in seiner Gesellschaft heiterer als sie seit langem gewesen war. Man kam bald auf St. Gallen und dortige Bekannte zu sprechen, erinnerte sich mit Vergnügen des von Federigo gegebenen Abschieds-Balles, scherzte über das bedeutende M. und S., das gen Himmel

stod, wobey die Herren das und ausstrichen und ihm sanfte Vorwürfe machten, daß er ein Feuer in dem Herzen der Demoiselle Mariane Slatter angezündet habe, welches zu löschen die Lagunen von Venedig nicht zureichen dürften. Man kam endlich auch auf den eigentlichen Zweck ihrer Reise nach Venedig, welche nach der Aeußerung der Brüder der Madame Giller dazu dienen sollte, ihre heiß geliebte Schwester zu zerstreuen und ihren Schmerz über das Ableben ihres Mannes zu lindern, der sie als die reichste Wittwe der Schweiz zurückgelassen hätte. Zugleich gaben sie ihre Verwunderung zu erkennen, daß die Regierung von Venedig so viel Umstände mache, den Leichnam ihres Schwagers verabfolgen zu lassen, und foderten den Handelsfreund auf, sie mit Rath und That zur Erreichung ihres Zwecks zu unterstützen. Kein Opfer, setzten sie hinzu, würde ihrer Schwester zu groß scheinen, wenn man ihre Bitte gewähre. Es sey ein religiöses Vorurtheil derselben und diese wären, wie bekannt, am schwersten zu bekämpfen. Nichts würde mehr zu ihrer Beruhigung beytragen, als den Leichnam ihres Gatten in vaterländischer Erde begraben zu wissen, wo er allein, nach ihrer Meinung, eine frohe Urstand erwarten dürfe, und nicht in

Venedig, wo ihm die Erde fremd ſey, und wohin ihn, wie ſie beynahe vermuthen müſſe, die Rache gezogen hätte. Sie hätte groſſe Zweifel über die Art ſeines Todes und wolle es ſich nicht ausreden laſſen, daß er entweder im Duell oder durch Meuchelmord gefallen ſey.

Federigo entfärbte ſich, verbarg aber geſchickt genug ſeine Bekanntſchaft mit der Geſchichte des Herrn Giller, bot ſeinen thätigſten Beyſtand an und wünſchte, wenn man anders Zutrauen zu ihm habe, noch näher über den gehegten Verdacht unterrichtet zu ſeyn. Er gab zu verſtehen, daß, wenn er unſchuldig gefallen ſey, man in Venedig leicht Mittel und Wege finde, den Mörder zu beſtrafen. Hätte er im Zweykampf das Leben eingebüßt, ſo müſſe Madam Giller ihren Schmerz mäßigen und ſich beruhigen. Selbſtvertheidigung ſey die erſte Pflicht des Menſchen und dann würde es unrecht ſeyn ſich zu rächen.

„Damit ſind wir vollkommen einverſtanden, unterbrach ihn Madam Giller. Nicht Rache führt uns nach Venedig. Die Rache iſt mein, ſpricht der Herr, ich will vergelten. Wir Schweizer haben ein kälteres Blut, fuhr der ältere Bruder fort, als ihr Herren Italiäner, und unſere

Schweſter hat in Paris geſehen, wohin Privatrache führt. Wir bitten Sie, uns nicht zu verkennen, und uns nicht nach Ihren Sitten zu beurtheilen. Unſere Schweſter hat keine andere Abſicht, als den Leichnam ihres Gatten in ſeine Familien-Gruft beyſetzen zu laſſen und ſich die möglichſte Gewißheit über die Art ſeines Todes zu verſchaffen. Können ihre Zweifel in dieſer Hinſicht gelöſet, kann ihr die Verſicherung gegeben werden, daß er nicht durch die Hand eines Nebenbuhlers fiel; dann wird ſie ſich beruhigen und vielleicht noch glückliche Tage im Schooße ihrer ſie liebenden Familie genießen."

Federigo ſah' ſehr gut ein, wohin dies alles ziele, hielt es aber doch für beſſer, ſich noch nicht zu entdecken, ſondern eine ſchicklichere Gelegenheit dazu zu erwarten. „Wäre es denn möglich, fragte er, daß Ihr ſeliger Herr Gemal einen Nebenbuhler in Venedig haben könnte? Sie ſind ja ſchon ſeit mehrern Jahren verheyrathet. Oder hatte Ihr Herr Gemahl vielleicht eine Geliebte in Venedig?"

Madame Giller ſeufzte und wurde ſichtbar verlegen. „War ich unbeſcheiden? fuhr er fort, ſo bitte ich um Verzeihung. Sehen Sie dieſe Unbeſcheidenheit auf Rechnung des Antheils, den ich an Ihr

rem Schickſale nehme. Wenn Sie wüßten" — hier brach er ſchnell ab, und wollte ſich empfehlen. „Bleiben Sie, bleiben Sie, flehete der jüngere Bruder, wir haben hier keinen bekannten Freund, Sie ſollen alles wiſſen."

„Herr Giller liebte, ehe er unſere Schweſter kennen lernte, ein ſchönes wohlerzogenes, vortreffliches Mädchen und verſprach ihr die Ehe. Sie war noch ſehr jung, kannte die Gefahren der Liebe nicht und gab, was ſie ſpäter erſt hätte geben ſollen. Herr Giller gehörte zu der Claſſe der Männer, welche von Blume zu Blume fliegen, deren Herz nichts fällt, und die ſich nur bey dem beſtändigen Wechſel ihrer Geliebten glücklich wähnen. Unſere Schweſter, welche in Paris erzogen war, kam nach Hauſe. Sie ſehen, ſie lieben, ihr ſeine Hand anbieten, war das Werk eines Augenblicks. Es war ein reicher, reicher Mann, wir der Geſchwiſter viele und ohne Vermögen; unſere Schweſter, die Güte und Sanftmuth ſelbſt, weich wie Wachs und fromm wie Maria, gab ihm ihre Hand und glaubte mit ihm glücklich zu ſeyn. Wir kannten die früher eingegangne Verbindung nicht und bedauerten die Gute, welche er unglücklich gemacht hatte. Sey es Leichtſinn, ſey es Schadenfreude, ſey es Liebe,

ſey es Rachſucht geweſen, wir wiſſen es nicht; genug ſie zog ihn nach einiger Zeit wieder an ſich, erlaubte ihm, ſie zu beſuchen, erſchien öffentlich mit ihm, und verſchwand endlich mit einem Spanier, den ſie auf einem Balle kennen lernte und der ein guter Tänzer war. Dieſer Spanier hatte unſere Schweſter in Paris gekannt. Er war ſehr reich und von Familie und ſpielte eine anſehnliche Rolle im Anfange der Revolution. Er rettete mehreren Perſonen durch ſeinen Einfluß das Leben. Er liebte meine Schweſter und war bereit ihr Vaterland, Verwandte, Religion, alles was der Menſch nur theures auf Erden hat, zu opfern; allein ſie fürchtete, er möchte ſpäter den gethanen Schritt bereuen, ſich unglücklich fühlen, ſie unglücklich machen, und ob ſie ihn gleich mehr als ihr Leben liebte, ſchlug ſie dennoch ſtandhaft ſeine Hand aus und kehrte zu uns zurück. Dieſer Spanier kam incognito nach St. Gallen, um ſeine Anträge zu erneuern, fand unſere Schweſter verheyrathet, war außer ſich bey dieſer Nachricht und verband ſich nun mit Herrn Gillers Geliebter und ging mit ihr nach Italien. Beyde mochte wohl nur die Rache vereinigt haben, beyden lag daran Herrn Giller zu beſtrafen. Denken Sie, mein Herr, was die Rache eines

betrogenen Frauenzimmers und eines abgewieſenen heiß liebenden Spaniers nicht vermögen. Wir haben zwar keine Gewißheit, aber ſtarke Vermuthung, daß dieſer Spanier und dieſe Landsmännin unſeren Schwager gemordet haben. Hierüber Gewißheit zu erhalten iſt unſere angelegentlichſte Sorge und wir werden Venedig nicht eher verlaſſen, bis wir Licht gefunden haben."

Federigo hatte dieſe treue Erzählung des Herrn von Zollikofer mit Aufmerkſamkeit angehört, und freuete ſich insgeheim herzlich, daß es in ſeiner Gewalt war, ſeine angebetete Donna Clara ſowohl als den Grafen Serravalle rechtfertigen zu können, und es ſchien ihm von guter Vorbedeutung für dieſen zu ſeyn, daß Madam Giller denſelben entweder ſchuldig oder unſchuldig wiſſen wollte. Er fragte daher den Herrn von Zollikofer, ob der Name der Dame und des Spaniers ein Geheimniß wären, oder ob er denſelben wiſſen dürfe?

„Wir haben keine Geheimniſſe verſchte dieſer. Der Spanier hieß Serravalle, die Landsmännin Clara Zuberbühler."

„Wie? was höre ich! Clara Zuberbühler! Ich kenne ſie. Sie iſt meine Freundin. Sie lebt in der Nähe von Padua auf ihrem Landgute und

ich schwöre: Sie hat Herrn Giller nicht morden lassen."

„Sie kennen die Dame? Gott sey Dank! Sie wird uns Licht geben können in der Dunkelheit, unterbrach ihn Madame Giller. Mag sie auch immer Rache genommen haben an ihrem Verführer — ich verzeihe ihr. Sie war um das Glück ihres Lebens betrogen, sie hatte Ehre und guten Namen, kurz alles, verloren. Wer wollte es ihr verargen, wenn sie die Rache süß fand. Sie beweiset damit, wie sehr sie den Undankbaren geliebt hat. Sie mag sich rechtfertigen oder nicht, daran liegt mir wenig."

„Sie ist unschuldig, versicherte Federigo. Glauben Sie mir dies einstweilen auf mein Ehrenwort. Ich kenne sie zu gut, und da ich das Glück habe, auch den Senator Chiaramonte genau zu kennen, so zweifle ich nicht daran, daß er, mir zu Gefallen Ihnen die Acten mittheilen wird, welche vor der Signoria Herrn Gillers wegen aufgenommen worden sind. Ich werde ihn darum bitten, und ich darf im voraus versprechen, daß er mir meine Bitte nicht abschlagen wird."

Die Familie Zollikofer fand sich außerordentlich erleichtert und getröstet, und sah den Signor Federigo als einen ihr von Gott gesandten En-

gel an. Er empfahl sich und eilte zu seinem Gönner Chiaramonte. Dieser versprach ihm Mittheilung der Acten unter dem Siegel der Verschwiegenheit und bestimmte den folgenden Tag zu einer Unterredung mit den Fremden. Federigo holte sie zu der festgesetzten Zeit in einer Gondel ab, welche sein Bruder Giuseppe leiten mußte, damit dieser, im Fall es nöthig wäre, noch nähere Aufklärung in der Sache geben könnte. Chiaramonte empfing die Fremden mit der ihm eignen Leutseligkeit, legte das Protocoll dem Herrn v. Zollikofer im Original vor, bot ihm sogar eine vidimirte Copie an und versicherte, nachdem dieser das Protocoll seiner Schwester vorgelesen und erläutert hatte, daß Donna Clara eben so unschuldig als Serravalle an dem Tod des Herrn Giller wäre. Der durch Federigo unterrichtete und vorbereitete Chiaramonte setzte nun noch hinzu: Ich höre, daß Ihr Verdacht getheilt war und daß Sie nicht wußten, ob Sie der Donna Clara, oder dem Spanier Serravalle den Tod Ihres Gemals beymessen sollten. Dieser ist so unschuldig als jene. Er hat sich hier in Venedig nur eine kurze Zeit aufgehalten und war als Herr Giller starb, mehr als Jahr und Tag in Egypten, wo er noch jetzt

lebt. Er zog mehrere Briefe deſſelben aus ſeinem Portefeuille und legte ſie den Fremden vor. Sie überzeugten ſich bis zur höchſten Evidenz, daß Serravalle an Gillers Tode unſchuldig war. Heiter und zufrieden und voll des aufrichtigſten Dankgefühls verließen ſie den humanen Senator, und baten ihn inſtändigſt, ſich bey der Signoria zu verwenden, daß der Leichnam des Herrn Gillers der Familie ausgeliefert würde.

„Es wird ſchwer halten, ſagte der Senator; indeſſen ſo viel von mir abhängt werde ich thun. Gedulden Sie ſich nur noch einige Zeit. Ich werde den Erzbiſchof und den Cardinal Legaten zu gewinnen ſuchen. Stimmen dieſe für die Sache, ſo iſt die größte Schwierigkeit gehoben.“ Madam Giller war ſichtbar heitrer geworden und nahm das Anerbieten Federigo's, ſie auf der Terra firma die Schönheiten des Venetianiſchen Gebiets bewundern zu laſſen, mit Vergnügen an. Er hätte bloß noch einige Geſchäfte in Venedig abzumachen, ſagte er, und würde ſich dann geehrt und glücklich fühlen, wenn man ſeine Begleitung annehmen wollte. Er eilte zu ſeiner geliebten Clara, gab ihr von allem Vorgefallnen Nachricht und wünſchte, daß ſie und Madam Giller ein Ausſöhnungsfeſt

auf ihrer Campagne feyern möchten. „Ich habe das edle Weib nie gehaßt, lieber Federigo, sagte Clara. Ich weiß, daß sie unschuldig an meinen Leiden war und mich oft bedauert hat. Daß ich Rache in meinem Herzen gegen Giller kochte, wird sie menschlich und folglich auch verzeihlich finden; daß ich unschuldig an seinem Tode bin, weiß sie. Warum sollte ich sie nicht als Landsmännin mit Freuden auf meinem Landsitze empfangen, warum ihr verbergen, wie glücklich ich jetzt bin. Spare keine Kosten, sie mit Anstand zu bewirthen. Bitte Deine ganze Familie hieher, nur Giuseppe nicht. Mein Glück muß so guten Menschen, wie die Zollikofer sind, das reinste Vergnügen gewähren.“

Zu einem ländlichen Feste machte nun Federigo alle Anstalten. Seine Gönner und Freunde von Venedig wurden auf einen bestimmten Tag eingeladen und er schickte sich an, die Familie Zollikofer abzuholen, um in ihrer Gesellschaft einen Giro auf dem festen Lande zu machen. Da er die Nobili von Venedig alle kannte, da diesen bekannt war, wie glücklich er geworden und mit wem er verschwägert war, so wurde er überall auf das zuvorkommendste empfangen und der Landadel wetteiferte mit ihm, den Aufenthalt der fremden Gäste angenehm

zu machen. Wir wollen uns nicht dabey aufhalten diese kleine Lustreise zu beschreiben, sondern wir müssen ihn zum Landsitze der Donna Clara führen, wo ein ganz unerwartetes Glück seiner harrete.

Donna Clara glaubte, es müßte vieles zur Beruhigung der Madame Giller beytragen, wenn dieselbe überzeugt werden könnte, daß nicht ein Liebesverständniß sie zur Reisegefährtin des Don Serravalle gemacht hätte. Sie beschloß daher, während des Aufenthalts derselben in ihrem Hause dem Federigo ihre Hand vor dem Altare zu geben, und sich in ihrer Gegenwart einsegnen zu lassen. Sie entdeckte ihren Vorsatz dem Senator Chiaramonte und bediente sich seines Ansehens, um eine Dispensation von dem Erzbischofe auszuwirken. Federigo verheimlichte sie ihren Plan, um sich an seiner Ueberraschung zu laben.

Zahlreich fanden sich an dem zur Hochzeitfeyer bestimmten Tage die Gäste auf dem Landsitze der Donna Clara ein und Niemand wußte, daß hier eine Hochzeit gefeyert werden sollte, als Chiaramonte und der Pater Prediger, der die Einsegnung verrichten sollte. Man erwartete mit Sehnsucht die Ankunft der Schweizer-Familie, der zu Ehren man das Fest gab. Sie kam an. Chiara-

monte hob ſie aus dem Wagen und führte die Madam Giller in die ſchön geſchmückte Capelle des Schloſſes. Donna Clara folgte am Arm des geliebten und erſtaunten Federigo, eine herrliche Symphonie empfing die Eintretenden, die Gäſte traten in das Heiligthum, die Capelle füllte ſich, der Pater Prediger trat vor den Altar, intonirte das Salve Maria, Trompeten und Pauken fielen ein, der Weyrauch ſtieg gen Himmel, Donna Clara führte den betäubten Federigo zum Altar, der Prediger ſprach den Segen, das Volk rief mit lauter Stimme: Amen! Amen! und Donna Clara war die Gattin des Federigo, den ihr der Gottheit Arm zugeführt hatte, um die Empfindungen der Rache, die in ihrem Herzen lebte, zu unterdrücken und ihre Seele rein zu halten von Verbrechen.

Die Glücklichen empfingen nun die wohlgemeinten Wünſche ihrer Gönner und Freunde. Alles zerfloß in Thränen; aber Niemand war gerührter als Madame Giller. Ohne ein Wort zu ſprechen, ſank ſie an die Bruſt der verkannten Landsmännin und ihre Herzen waren auf ewig verbunden. Man blies zur Tafel. Ein ländliches Mahl, nach italiäniſcher Sitte, wurde eingenommen, der Tanz erheiterte abwechſelnd mit Geſang die zur Fröhlichkeit

gestimmten Gemüther noch mehr, die Lampen wurden angezündet, ein Feuerwerk abgebrannt — da ließ sich ein Fremder melden, der den Don Federigo in einer Laube des Gartens allein zu sprechen wünsche. Die Familie ahnete Hinterlist und wollte ihn begleiten. Er gestattete dies nicht und sagte: wann hat je Federigo einen Mann gefürchtet? Er ging. Ein Domestike erhielt Befehl, ihm langsam zu folgen. Er näherte sich behutsam der Laube und — Lorenzo lag in seinen Armen.

Welcher Pinsel vermag das Entzücken zu malen, das die Schwäger und Freunde ergriff! „Wo ist meine Giulia? rief Lorenzo. Wie lebt sie? Liebt sie mich noch? Was geht ihr vor?" Eine Frage jagte die andere. Die Antworten folgten Schlag auf Schlag. Lorenzo erzählte. „Ich kam in Venedig an und vernahm, daß die ganze Familie hieher zu einem Feste geladen wäre, das man einer Schweizer-Familie zu Ehren feyre. Ich eilte im Fluge hieher, und glaubte mich nicht gleich zeigen zu müssen, damit meine theure Giulia nicht zu sehr erschrecke. Geh, lieber Schwager, geh und bereite sie auf meine Ankunft vor." Federigo suchte die kleine Träumerin Ursula auf. „Geh, sagte er, zur Tante Giulia und sprich, sie solle

nicht traurig seyn, ihr Lorenzo sey in Venedig. Du hättest ihn im Traum gesehen. Er sey munter und gesund, ein wenig von der Sonne verbrannt, und trage einen gewaltigen Säbel an der Seite. Führe sie dann hieher zu mir, und bitte die Tante Clara, sie zu begleiten. Benimm dich aber klug und verrathe mich nicht." Es währte nur wenige Minuten, so brachte die kleine Träumerin die Tanten, und Federigo empfing sie mit den Worten: „der Fremde, der mich vorhin abrufen ließ, war ein Bote von Venedig. Lorenzo ist dort eingetroffen." Giulia schrie laut auf: „Hurtig unsere Gondel!" Du willst doch nicht gleich jetzt verreisen? Wer weiß denn, ob Lorenzo nicht auf der Hieherreise begriffen ist. Du könntest ihn verfehlen. „Ach! wenn er nur schon da wäre!" Bey diesem Ausruf trat Lorenzo aus der Laube und schloß die theure Gattin in seine Arme. — Arm an Arm kehrten sie nun zur Gesellschaft zurück, setzten diese in das größte Erstaunen, und erschracken selbst nicht wenig, als sie Madam Giller ohnmächtig in den Armen ihres ältesten Bruders liegen sahen, der um Hülfe rief. Lorenzo sprang schnell hinzu, zog ein Fläschchen Egyptisches Rosenöl aus seiner Tasche, hielt ihr dies unter die Nase, rieb ihr die Schläfe da-

mit, und hatte das Vergnügen zu sehen, wie sie sich schnell erholte, und dann zu ihrem Bruder sagte: „Mein Bruder, was ist das? Wo sind wir? Welche Erscheinung? War das nicht der Mann, der mir einstens ein Billet des Serravalle überreichte? Sein Freund, der ihn in Paris keinen Augenblick aus den Augen ließ?"

„Er ist es, antwortete der Bruder und wie ich so eben von der Familie höre, der Schwager Federigo's und Gatte der Signora Giulia."

„Laß uns eilen, lieber Bruder, nach Venedig zu kommen. Mir ist so sonderbar zu Muthe. Ich glaube, ich brüte eine Krankheit — die Nachtluft — am Ufer des Po — ich wünsche allein zu seyn."

Donna Clara wies ihr sogleich ein Zimmer an, und Brigitta war sehr geschäftig, der Kranken alle ersinnliche Hülfe zu leisten. Meine Leser wissen indessen zu gut, daß die vermeinte Kranke nicht wirklich krank war, sondern daß die unvermuthete Erscheinung des Obersts Lorenzo, den sie beym ersten Blick erkannte, sie so gewaltig erschütterte, daß sie in Ohnmacht sank. Wo dieser ist, da ist auch der Spanier nicht weit, der Spanier, der einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Herz

gemacht hatte, den sie liebte, es sich aber selbst nicht gestehen durfte; denn ihre religiösen Vorurtheile traten noch immer zwischen sie und ihn. Er ist ein Spanier und Katholik; Du bist eine Schweizerin und eine Protestantin. Wenn er auch noch leben, wenn er Dich auch noch lieben sollte, er kann nicht Dein Gatte werden. Flucht! Flucht! ist das einzige Rettungsmittel. — Statt nach Venedig zurückzukehren, mußten ihre Brüder insgeheim Anstalt treffen zur Reise nach Mailand und mit Aufopferung ihres Lieblingswunsches, den Leichnam ihres verstorbenen Gatten nach St. Gallen transportiren zu lassen, eilte sie von dort über Como, Chiavenna, Chur, Feldkirch und Rheineck nach ihrer Heimath, ohne Lorenzo wieder zu sehen, und ohne sich nach Serravalle's Schicksal zu erkundigen.

Dieser war freylich auch mit seinem Lorenzo in Venedig angekommen, da ihn aber ein wichtiges Staatsinteresse an die Großen dieser Stadt fesselte, da er nicht wissen konnte, daß Madam Biller in Venedig war; so ließ er diesen allein nach dem Landsitze der Donna Clara reisen, um sich seiner von Napoleon unmittelbar erhaltenen Aufträge zu entledigen; denn es lag schon damals

in Napoleons Plan, sich eine Parthey in Spanien zu machen, die Spanier unter sich zu entzweyen und daraus den möglichst besten Vortheil für sich zu ziehen. Serravalle und die Parthey des Prinzen von Asturien schienen ihm die bequemsten Werkzeuge zur Ausführung seines Plans zu seyn. Der Vater und der Sohn mußten in die Lage gesetzt werden, seiner Hülfe zu bedürfen; dann, glaubte er, sey es leicht Spanien zu unterwerfen.

Nach ein Paar Tagen kehrte Lorenzo und die ganze Familie des Federigo nach Venedig zurück, um Serravalle zu begrüßen. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie hörten, die Familie Zollikofer sey nicht nach Venedig zurückgekommen, sondern habe ihren Leuten Befehl gegeben, ihr nach Mailand zu folgen. Man berathschlagte sich lange, ob man Serravalle das Geschehene bekannt machen solle, oder nicht. Chiaramonte entschied für das Ja. Es sey besser, meinte er, ihm alle Hoffnung auf einmal zu nehmen, als diese noch länger in seinem Herzen zu nähren, da es ausgemacht zu seyn scheine, daß Madame Giller nichts für ihn empfinde.

Serravalle war außer sich, als man ihm erzählte, was geschehen war. Man mußte ihm alles

zweymal, dreymal, zehnmal wiederholen. Wenn ihr wüßtet, welchen Stürmen dies Herz ausgesetzt ist, sagte er wehmüthig, welche Leiden an ihm nagen, ihr würdet mich bedauern.

„Vergiß bey Deinen Leiden nicht, sagte Lorenzo, daß sie, wie alle Dinge in der Welt, dem Wechsel unterworfen sind, und daß alles für unser Wohl berechnet ist. Habe Geduld und hoffe. Die traurigste Stunde unseres Lebens legt oft den Grund zur glücklichsten. Alle Freuden und Leiden sind von dem Allgütigen genau für unsre Kräfte berechnet und können von uns weder vergrößert noch vermindert werden. Hast Du vergessen was Fatyme und Abdalla in Cairo Dir beym Abschiedskusse sagten?"

„Grausamer Freund! rief Serravalle aus, Du durchbohrst mir das Herz. Fatyme! Fatyme! Ja die Erde ist schön; aber es giebt Lagen im Leben des Menschen, wo er wünschen darf, die Erde nicht gesehn zu haben. Hätte doch dies Herz nie empfunden, was Liebe ist! —"

„Schäme Dich, Lästerer, unterbrach ihn Lorenzo. Das Gefühl der Liebe ist ein Schild gegen alles Unglück, und das Andenken an sie gewährt unserm Herzen eine Ruhe, die in jede Wunde Bal-

sam tröpfelt. Wer nie geliebt hat, kennt den Werth des Lebens nicht. Hätte wohl die Ewigkeit ohne Liebe Werth und Freude für uns Menschen?"

„Sie kam also nach Venedig, fragte Serravalle, um den Leichnam ihres Gatten abzuholen, und zu erfahren, wer ihn eigentlich ermordet hat? Sie schien vergnügt zu seyn, daß ich meine Hände nicht in sein Blut getaucht hatte?"

„Ja, versetzte Federigo, Ja, versicherte Chiaramonte. Ich werde mir den Leichnam des Herrn Giller von der Signoria erbitten. Ich kenne den Erzbischof; Benedetto ist ein Anverwandter des Erzpriesters, in dessen Sprengel er begraben liegt. Man schlägt mir die Bitte nicht ab. Ich begleite den Leichnam nach St. Gallen und sie ist dann entweder auf ewig für mich verlohren, oder sie wird meine Gattin."

Er hatte sich der von Napoleon erhaltnen Aufträge entledigt, hatte ihm Bericht darüber erstattet, erwartete fernere Befehle, und hatte nun nichts angelegentlicheres zu thun, als seine Gönner und Freunde zu bewegen, ihm die Leiche Gillers auszuliefern. Er erhielt was er wünschte. Ein zinnernes, ein eichnes, ein fichtnes Sarg umschloß die bey nächtlicher Zeit und mit Vorsicht aus-

gegrabne Leiche. Ein eigner Leichenwagen wurde zur Transportirung gebaut, Vetturini zum behutsamen Transport gedungen, ihnen Pässe mitgegeben und der Leichenzug von Serravalle angeführt. Lorenzo blieb indessen bey seiner Giulia, Federigo reiste mit ihm, weil er die Angelegenheiten seiner Gattin in Ordnung bringen und auf jeden Fall Serravalle von einer unmännlichen That abhalten sollte, wenn Minna's Herz von so vieler und so standhafter Liebe nicht gerührt werden sollte.

Die Leiche des Herrn Giller langte glücklich vor den Thoren der Stadt St. Gallen an. Federigo benachrichtigte den Bürgermeister und Rath der Stadt hiervon und eilte in das Haus der Madame Giller, ihr selbst diese Nachricht zu bringen. Er wurde mit Freudenthränen empfangen. Die Erlaubniß zur Beysetzung des Leichnams war bald bewirkt, die sämmtlichen Glocken der Stadt erschallten, die zahlreiche Priesterschaft, die halbe Stadt folgten dem Zuge, und der Stadtprediger Stähelin hielt eine vortreffliche Leichenrede.

Serravalle hatte aus übertriebner Delicatesse nicht gewagt sich zu zeigen; er war zu seinem Freund Müller von Friedberg gefahren, hoffte

dort über die Stimmung der Madame Giller eis nige zuverläſſige Nachricht zu erhalten und dieſer gemäß ſeine ferneren Maaßregeln zur Erreichung ſeines Ziels zu nehmen.

Herzlich war hier ſeine Aufnahme. Noch lebte die ganze Familie in traulichem Verein beyſammen; Revolutionsſtürme waren auch über dieſes Land ausgebrochen. Müllers kluges Benehmen hatte viel Unglück verhütet. Alles was er in dieſem Hauſe von Madame Giller vernahm, vermehrte ſeine geheime Hoffnung, daß er geliebt ſey, und flößte ihm Muth ein, ſich der Geliebten zu Füßen zu werfen. Er gab nun Federigo, dem Abgott der St. Galler Damen, den Auftrag, ihn bey ihr anzumelden und dieſer kam mit der Nachricht zurück: Madame Giller ſey dieſen Morgen nach Wien verreiſt.

Da es eben keine Nothwendigkeit iſt, daß jeder Roman mit einer Heyrath ſchließe, wir auch den Don Lorenzo und Signor Federigo glücklich mit der Donna Giulia und Clara verbunden haben, Jungfer Brigitta ein Gelübde gethan hat, nicht zu heyrathen, Giuſeppe ſich wohl mit ſeinem Engel ohne unſere Hülfe paaren wird, und die kleine Urſula noch Zeit hat abzuwarten,

bis wir einen Traumdeuter zuführen: ſo glauben wir hier füglich ſchließen zu können.

Mißfällt Serravalle und Lorenzo der Leſewelt nicht ganz, und wird der Verleger durch guten Abſatz dazu aufgemuntert, ſo könnten wir uns wohl entſchließen, die Abentheuer dieſer Helden in Egypten und die weitern Schickſale des Serravalle zu erzählen. Fatyme war kein gemeines Mädchen und verdient der Minna Zollikofer an die Seite geſtellt zu werden. Sein eignes Glück dem Wohl Andrer opfern, macht uns der Vergötterung werth. —